
DENER LIBRARY
UX7I 9


VE RI TAS


OCCASIONEM COGNOSCE



Minerva.

Ein Journal

historischen und politischen Inhalts.

Von

D. Friedrich Bran.

Erster Band.

Für das Jahr 1832.

Januar, Februar, März.

— — — — — — To shew
the very age and body of the time,
its form and pressure.

Jena,
in der Bran'schen Buchhandlung.

Inhalt des 161sten Bandes.

Seite

Seite

Januar 1832.

1.

Die Französische Pairie und die Reform des Englischen Parlaments.

(Fortsetzung.)

Wir haben in dem ersten Abschnitte dieses Aufsatzes nachzuweisen gesucht, daß die Aufhebung der Erblichkeit für die Kammer der Pairs in Frankreich nur die natürliche Folge eines Zustandes ist, welchen man nicht einmal als ein Werk der Revolution von 1789 betrachten darf, sondern welcher auch ohne jene gewaltsame Erschütterung als unvermeidliche Entwickelung des gesellschaftlichen Zustandes früher oder später von selbst eintreten mußte. Zu dieser Ansicht ist auch bald nachher dadurch ein neuer Beweis gegeben worden, daß die Deputirtenkammer bei der Revision des Strafgesetzbuches fast ohne Discussion auf die Abschaffung des 259. Art. angetragen hat, wonach derjenige, welcher sich eines ihm nicht gesetzmäßig verliehenen Titels anmaßt, mit sechsmonatigem bis

zweijährigem Gefängniß bestraft werden soll. Das gehöre nicht mehr in die Gesetzgebung, sondern nur in den Kreis der Satire, und man könne es einem wohl vergönnen, wenn er sich, etwa einer Heirath wegen, mit dem Grafen= oder Baronstitel putze. Die Observanz der Gerichtshöfe, sagte der geschätzte Criminalist Bavoux, sei ohnehin schon dagegen, wegen bloßer Anmaßung eines Titels, wenn kein anderes Vergehen damit verbunden sei, ein Strafverfahren anzufangen, obgleich die Fälle dieser Anmaßung außerordentlich häufig wären.

Von einer ganz andern Wichtigkeit ist aber die Reform des Englischen Parlaments, weil sie nur der Anfang einer Bewegung ist, deren Folgen Niemand absehen kann, und welche ebensowohl zu den heftigsten Erschütterungen und zu revolutionären Greueln führen, als der Nation die größten Wohlthaten erzeigen kann, je nachdem sie richtig erkannt und verständig geleitet, oder auf verkehrte Weise zurückgedrückt, und, was dann nicht ausbleiben wird, übertrieben und gemißbraucht wird. Wenn wir sie aber den Anfang einer großen Bewegung nennen, so meinen wir damit nicht, daß durch sie erst die Kraft, von welcher die Bewegung ausgeht, hervorgebracht

werde, denn diese ist bereits vorhanden, und wird jeden Tag dringender und stärker; sondern es wird die Bahn geöffnet, in welcher sowohl die Regierung, als das Parlament vorwärts schreiten kann, um die Elementarverhältnisse des Volkes zu ordnen, und die Gefahren, welche man ohne dieses Ordnen immer näher kommen sieht, dadurch abzuwenden. Die Lage der Dinge scheint einem See verglichen werden zu können, welcher durch außerordentliche Regengüsse immer höher anschwillt, während sein Ausfluß verstopft ist, und welchem man also einen neuen Abzug verschaffen muß, wenn er nicht die Dämme durchbrechen und seine Fluthen verheerend auf das unter ihm liegende Land ergießen soll. Die Unternehmung selbst ist nicht ohne Gefahr; allein sie zu unterlassen, oder auch nur zu verschieben, ist mit noch größern Gefahren verbunden.

Die Wichtigkeit des Schrittes wird auch von beiden Seiten wohl eingesehen, und von der öffentlichen Meinung erkannt. Es liegen nicht weniger als siebenzig Schriften vor uns, welche seit dem vorigen Jahre über diesen Gegenstand erschienen sind, und obwohl die meisten für die Reform geschrieben sind, so sind doch auch einige beachtungswerthe Stimmen gegen

dieselbe aufgetreten. Die Vertheidigung der gegenwärtigen Einrichtung des Parlaments wird übrigens in und außer den beiden Häusern mit größerer Leidenschaftlichkeit und Bitterkeit geführt, als der Angriff, oder der Antrag auf Herstellung einer bessern Repräsentation, und man konnte daraus schon den Schluß ziehen, daß die Gründe der Gegner der Reform sehr viel schwächer seyn müssen, als die der Beförderer, wenn dieß nicht von selbst einem jeden Unbefangenen einleuchten müßte.

Ein kurzer Abriß der jetzigen Einrichtung des Parlaments wird hinreichen, dieß zu beweisen.

Bekanntlich sitzen in dem Oberhause des Parlaments 1) alle geistliche und weltliche Pairs von England (das Fürstenthum Wales hat keine besondere Pairs); d. h. 2 Erzbischöfe und 20 Bischöfe nebst 4 Bischöfen von Wales (und die sämmtlichen Herzoge, Marquis, Grafen, Viscounts und Barone Englands; [1]) 2) 4 Irländische (pro-

---

1) Im J. 1820 waren außer den 7 königlichen Prinzen 18 Herzoge, 17 Marquis, 100 Grafen, 22 Viscounts und 134 Barons von England, also mit den 16 Schottischen und 28 Irländischen Pairs und den 26 Geistlichen = 370.

testantische) Bischöfe, worin die 4 Erzbischöfe und 20 Bischöfe Irlands einander nach der Reihe von Session zu Session ablösen; 3) aus 16 Schottischen und 28 Irländischen weltlichen Pairs, welche, die Schottischen für jede Session, die Irländischen auf Lebenszeit, von ihren Standesgenossen gewählt werden. Viele Schottische und Irländische Pairs haben aber zugleich Englische Pairswürden, und sitzen vermöge ihres eigenen Rechts im Oberhause. So ist der Schottische Herzog von Buccleugh Graf von Doncaster, der Herzog von Gordon Graf von Norwich u. s. w. in England, und der Irländische Marquis von Londonderry in England Graf von Vane. Auf die Verfassung des Oberhauses hat die Reform keinen Bezug. Die Zahl der Pairs ist nicht beschränkt, der König kann ernennen, soviel ihm gut dünkt.

Das **Unterhaus** besteht gegenwärtig aus 658 Mitgliedern, nämlich 489 für England, 24 für Wales, 45 für Schottland und 100 für Irland, welche auf verschiedene Weise erwählt werden.

1) Einen Theil haben die Gutsbesitzer der **Grafschaften** zu erwählen, nämlich (mit Ausschluß derjenigen Güter, worauf ein Pairstitel haf-

tet,) [1]) alle Besitzer von Grundstücken, welche ein lebenslängliches Besitzrecht an denselben haben. Das Englische System des Grundeigenthums, auf allgemeine und strenge, aber äußerst mannichfaltige Formen des Lehnrechts gegründet, ist so verwickelt, daß eine vollständige, richtige und deutliche Darstellung desselben sich nicht in der Kürze geben läßt. Den Ausdrücken Freeholder und Copyholder entspricht kein Deutsches Wort, und wenn man für Freeholders Freisassen, Erbpachter, Erbzinsleute und dergleichen, für Copyholder aber Meiergutsbesitzer, oder Laßgutsbesitzer sagen wollte, so würde man in eine Verwirrung von Begriffen gerathen, die ein gänzlich unrichtiges Bild von der Sache gäbe. Das Hauptmoment dabei, was die Wahlen betrifft, ist die Unwiderruflichkeit des Besitzes von Seiten des Lehnsherrn. Ehedem waren auch alle frohnpflichtige Güter ausgeschlossen, indem diese dienstpflichtigen Hintersassen wenigstens in der Regel nach Gutdünken des Gutsherrn aus dem Gute wieder entlassen

1) Dergleichen haben die meisten ältern Pairsfamilien meistens mehrere, mit Afterlehnsherrlichkeit über große Districte und Städte.

werden konnten. Das hat sich zwar sehr geändert; aber die Englische Jurisprudenz macht doch noch manche Unterschiede, und läßt Manche als wahlberechtigt zu, wenn sie gleich gewisse Handdienste zu leisten haben; schließt aber auch manche Gattungen von Grundstücksbesitzern aus, ob sie gleich nach den besondern Rechten und Gewohnheiten des Hauptgutes, zu welchem sie gehören, ein unwiderrufliches Recht an ihrem Lande haben.

Es braucht dieß aber nicht gerade ein Eigenthumsrecht zu seyn, wenn es nur ein auf Grundstücken haftendes Recht ist. Lebenslänglicher Nießbrauch aller Art ist hinreichend, so daß auch Pfarrer und Schullehrer, wenn sie auf Lebenszeit angestellt sind, wahlberechtigt sind, wenn ihnen zu ihrem Unterhalt Land oder eine Rente auf Grundstücke angewiesen ist. Actien an Brücken, Canälen und andern Anlagen werden auch als hinreichende Qualification zum Wahlmanne betrachtet. Selbst eine auf Lebenszeit erkaufte Wohnung in Lincolns'Jen galt als Landbesitz. So auch Zehnten, Antheile an Bergwerken, Holzungen und dergleichen.

Das Grundstück oder das auf demselben liegende Nutzungsrecht muß aber einen jährlichen rei-

nen Ertrag von 40 Schillingen (13 Thlr. 8 Gr.) haben, und der Wähler muß dieß durch einen Eid bekräftigen.

Die Zahl der Wahlberechtigten muß unter diesen Umständen in den verschiedenen Grafschaften außerordentlich verschieden seyn, und ebenso der Einfluß, welchen vermöge der faktischen Verhältnisse die großen Grundeigenthümer auf die Wahlen ausüben. Zuvörderst ist schon die Größe und Bevölkerung der Grafschaften so ungleich, daß schon in ihrer durchaus gleichen Vertretung durch zwei Abgeordnete ein großer Uebelstand liegt. Es ist doch gewiß unbillig, daß Yorkshire und Lancashire mit einer Bevölkerung von mehr als einer Million nicht mehr Abgeordnete schikken, als Westmoreland mit 51000, Monmouth mit 72,000, Huntingdon mit 48,000 oder gar Rutland mit 18,000 Einwohnern.[1]) Diese Ungleichheit wird noch vergrößert durch die Repräsentation der kleinen Orte, von welcher nachher die Rede seyn wird. In der Grafschaft Cornwall haben 21 kleine Orte das

---

1) Diese Zahlen sind freilich etwa 15 Jahre alt, aber doch in ihrem Verhältniß zu einander gewiß nicht bedeutend verändert.

Recht, jeder zwei Abgeordnete zu senden, und die ganze Grafschaft (257,000 Einwohner) wird also von 44 Männern repräsentirt, während Middlesex (mit London und Westminster und einer mehr als viermal größern Bevölkerung) nur acht Parlamentsglieder sendet.

Allein in den Grafschaften, in welchen ursprünglich der Stand der kriegsdienstpflichtigen Unterlehnleute (unsere Deutschen alten Ministerialen, oder die landsässige Ritterschaft) vertreten werden sollte, und deren Abgeordnete daher auch Ritter (Knights) heißen, wird die Sache noch durch die Verhältnisse des Grundeigenthums verwirrt, und, man muß sagen, verunstaltet.

Durch die Normannische Eroberung wurde alles Grundeigenthum lehnbar, und der ganze Boden Englands (mit Ausschluß von Wales) in 700 größere Lehnsherrschaften, und 60,315 Ritterlehen eingetheilt. Von dieser Zeit an wird auch alles Eigenthum nach Lehnrecht besessen, und die großen Besitzungen sind nicht nur geblieben, sondern mit Ausnahme der Güter der Geistlichkeit, welche zur Dotation der Bisthümer und Pfarreien gehören, ist in einer Gegend freilich mehr oder weniger, als in der andern, das

Grundeigenthum fast ganz in den Händen weniger großen Familien zusammengezogen worden. Daraus ist denn theils die Folge entstanden, daß in manchen Grafschaften überhaupt nur eine verhältnißmäßig sehr kleine Zahl von Wahlberechtigten vorhanden ist, theils aber, daß die großen Grundbesitzer vermöge der Mittel, welche ihnen ihre lehns- und grundherrlichen Rechte gewähren, einen sehr großen Einfluß auf die Wahlen ausüben. Dieß ging, wie man sagt, so weit, daß in mehrern Grafschaften den großen, in der Grafschaft begüterten Familien geradezu die Ernennung des einen oder beider Abgeordneten überlassen war, oder doch gegen die von ihnen begünstigten Candidaten ein anderer nur mit großer Mühe und außerordentlichen Kosten aufkommen konnte. Nur bei den letzten Wahlen soll sich dieß sehr geändert haben, indem die wahlberechtigten kleinern Grundeigenthümer sich jenem Einflusse aus allen Kräften widersetzten, und da die Pairs selbst nicht mit wählen dürfen, es dahin brachten, erklärte Gegner der Reform auszuschließen.

Auf diese Weise werden von den 40 Englischen Grafschaften 80, und von den 12 Wallisischen Grafschaften 12 = 92 Mitglieder des Unterhauses er-

wählt, und man hielt diesen Theil des Parlaments bisher noch für den unabhängigsten, und zwar nach allen Seiten, sowohl von den Ministern, als von den Vorurtheilen des Volks. Selbst das gründlichste Organ der Opposition, das Edinburgh Review, hatte im J. 1816 (B. LII.) die Meinung, daß an diesem Theile der Nationalrepräsentation Nichts zu ändern sei, als daß man etwa die gar zu ausgedehnten Grafschaften (York, Lancaster) theilen, und jedem Theile zwei Abgeordnete geben müsse. Dieses beruhte aber auch nicht darauf, daß man eine Repräsentation nach dem reinen Verhältnisse der Volksmenge verlangte, sondern auf den Kosten und Unruhen, welche die Versammlung einer so großen Masse von Wählern nothwendig herbeiführen mußte. Da die Kosten großentheils von den Candidaten getragen wurden, so wurde die Ehre, für eine solche Grafschaft im Parlament zu sitzen, mit ungeheuern Summen bezahlt[1]).

1) Wer in der Grafschaft York gewählt werden wollte, mußte bis jetzt wenigstens 150,000 Pf. St. aufwenden, um die Wähler auf seine Kosten herbeizuschaffen, sie zu tractiren u. s. w. So sagt Lord Russel in seiner Rede, worin er die Reform in Antrag brachte. Andere geben die Summe noch fast dreimal so hoch an.

Doch geht die jetzige Reform auch auf verschiedene und ziemlich bedeutende Abänderungen des Wahlsystems für die Grafschaften. Die Grafschaft York soll in drei Districte getheilt werden, deren jeder zwei Parlamentsglieder wählen soll; Lincolnshire und vierundzwanzig andere Grafschaften sollen jede statt der bisherigen zwei, in Zukunft vier Abgeordnete schicken. In Berkshire und sechs andern sollen statt zwei, künftig drei, und in den drei größern Wallisischen Grafschaften zwei gewählt werden. Die Insel Wight soll auch ein Parlamentsglied senden. Hierdurch würde also die Zahl der Grafschaftsdeputirten um fünfundsechzig vermehrt werden.

Wichtiger sind aber noch die Veränderungen in dem Wahlrecht. Der Wahlcensus wird erstens im Allgemeinen von 40 Schilling auf 10 Pf. St. erhöht. Dagegen werden aber auch alle bloße Zeitpächter und diejenigen, welche ihre Güter widerruflich innehaben (Copyholders), für wahlberechtigt erklärt, wenn das jährliche Pachtgeld oder der jährliche Ertrag 50 Pf. St. ausmacht. Wie groß dadurch die Zahl der Wählenden wohl werden würde, haben wir nirgends gefunden; aber augenscheinlich ist es, daß durch das Wahlrecht der bloßen Zinsleute und Zeitpächter bei weitem mehr

neue Wahlberechtigte hinzukommen, als durch die Erhöhung des Wahlcensus von 2 auf 10 Pf. St. bei den kleinen Grundeigenthümern ausgeschlossen werden.

2) Bei weitem größere Ungleichheiten und Mißverhältnisse fanden aber bisher bei der Repräsentation der Städte Statt, welche das große bürgerliche Gewerbe, das Interesse des Handels und der Manufacturen vertreten sollten. Der gelehrte Stand ist durch die Universitäten Cambridge und Oxford repräsentirt, von welchen jede zwei Abgeordnete ernennt. Die Repräsentation des bürgerlichen Gewerbes ist auf den ersten Anblick verhältnißmäßig sehr groß, denn erstlich werden vierundzwanzig eigentliche Städte (Cities, Bischofssitze) durch funfzig Abgeordnete vertreten, indem London vier zu stellen hat; sodann schicken acht Seehäfen sechzehn Deputirte, und 171 sogenannte Burgflecken (Boroughs, alte befestigte Plätze mit einer zur Vertheidigung verpflichteten Burgmannschaft) senden 339 Deputirte. (Denn in der Regel schickt jeder Ort zwei; Weymouth aber vier, und fünf schicken nur jede einen). Sieht man aber auf den Ursprung dieser Repräsentation, so ist schon dieser keineswegs auf ein Vertreten des städtischen oder Gewerbsinteresse berechnet gewesen, sondern die Repräsentation ist

in dieser Hinsicht eine rein kriegerische. Es sitzen im Oberhause die großen Vasallen des Königs, geistliche und weltliche; im Unterhause aber Abgeordnete der kleinern, aber immer kriegsdienstpflichtigen Lehnsleute, sowohl der unmittelbaren des Königs, als auch der mittelbaren der Lords, die Abgeordneten der Grafschaft; sodann die Abgeordneten der Mannschaften der bischöflichen Städte (Cities) und endlich die Abgeordneten aller Mannschaften der königlichen Burgen, deren Lehen (Burglehen) aber vielfältig, entweder von Anfang an mittelbares Lehen eines größern königlichen Vasallen gewesen, oder im Laufe der Zeiten geworden ist. Dieses kriegerische Princip ist nun zwar verschwunden; allein dagegen sind andere Mißverhältnisse eingetreten, welche diese städtische Repräsentation zu einer bloß nominalen, ohne alle Realität, gemacht haben.

Zuerst fällt hier immer der Uebelstand in die Augen, daß bei dieser Einrichtung gerade die eigentlichen Sitze des Kunst- und Gewerbefleißes gar nicht repräsentirt sind; daß Hallifax, Leeds, Sheffield, Wolverhampton mit mehr als 30,000 Einwohnern, und sogar Birmingham und Manchester mit 80,000 und mehr Einwohnern nicht das Recht haben sollten,

Deputirte zu senden, während unbedeutende und fast ganz eingegangene Orte solches ausübten. Dagegen hätte man aber immer sagen mögen, daß, wenn nur überhaupt das Interesse des Gewerbefleißes und des Handels vertreten wäre, es einerlei seyn könne, ob die Vertreter von dem einen oder dem andern Orte gewählt würden, und daß unter den Deputirten der Städte und Burgflecken noch genug seien, welche im Sinne des Handelsstandes gewählt wären.

Aber dieß ist gar nicht der Fall; sondern durch die verschiedene Art und Weise, wie sich die Municipalverfassung in den Städten und Burgmannschaften gestaltet und im Laufe der Zeiten verändert hat, ist auch das Princip der Repräsentation außerordentlich modificirt worden. Theils sind die Orte selbst im Ganzen heruntergekommen, wenn auch nicht wie Old Sarum in Wiltshire, welches gar kein Haus mehr hat, da sich die ganze Bevölkerung nach New Sarum oder Salisbury gezogen hat, aber doch zum Theil nur noch aus wenigen Häusern bestehen (wie Gattow in Surrey); theils aber und hauptsächlich findet in dem Wahlrechte selbst eine so große Abweichung Statt, daß in sehr volkreichen Städten doch nur wenige Wahlberechtigte vorhanden sind.

In einigen Orten kommt nämlich das Recht, an den Wahlen der Parlamentsdeputirten Theil zu nehmen, allen Einwohnern zu, welche eine eigene Haushaltung führen (ihren eigenen Topf am Feuer haben, Potwallers); in andern sind alle Einwohner berechtigt, welche Geschoß und Loos (scot and lot) bezahlen, d. h. bei den Gemeinde- und Kirchspielsausgaben mit angesetzt werden, und wirklich gezahlt haben; noch in andern nur diejenigen, welche ein eigenes Haus besitzen. Dabei kommen noch mehrere Nüancen vor; allein es ist im Ganzen klar, daß in den Städten und Burgflecken, wo diese Einrichtung Statt findet, die Zahl der Wähler verhältnißmäßig ziemlich groß seyn muß. Dieß ist der Fall in Westminster, wo gegen 14,000 Wahlstimmen gegeben werden, in Southwark, und, wenn wir nicht irren, auch in York, Worcester, Coventry, Carlile, Norwich u. s. w., auch in mehrern kleinern Orten.

Diesem steht es ziemlich nahe, wenn das Wahlrecht am Bürgerrechte haftet, so daß nur diejenigen zur Wahl berechtigt sind, welche als wirkliche Freibürger (freemen) und Mitglieder der Gemeinde aufgenommen worden sind. Es scheint aber, daß die Zahl der Bürger in diesem Sinne in manchen Orten sehr

viel beschränkter ist, als die Zahl der Einwohner, und hier und da nur in einigen Hunderten oder noch wenigern besteht. In einigen Orten gilt dasselbe, was bei den Grafschaften gilt, und um wahlberechtigt zu seyn, muß man mit Eigenthumsrecht oder doch mit lebenslänglichem Nutzungsrechte ein Grundstück von wenigstens 40 Sch. jährlichem Ertrag inne haben. (Litchfield, Nottingham, Cruklade, Dilesbury u. a.) Am meisten ist aber das Wahlrecht da eingeschränkt, wo es auf dem Besitze der Burglehen haftet (Burgage tenures), welche bei weitem nicht die ganze Flur eines Orts umfassen, sondern nur zur Unterhaltung der alten Burgmannschaft verliehen waren. Dieses Wahlrecht haftet am Lande selbst, dauert fort, wenn auch kein Haus mehr dabei ist, und geht auf jeden Besitzer über. Diese Einrichtung hat die größte Zerrüttung in dem Repräsentativsystem Englands hervorgebracht, und ist die Hauptursache, aus welcher immer eine Parlamentsreform gewünscht wurde, jetzt aber selbst von der Regierung für höchst nothwendig erklärt wird.

Denn erstens sind selbst in den größten Städten häufig nur wenig Wahlberechtigte vorhanden. In Bristol, welches gegen 80,000 Einwohner hat, sind

nur 52 wahlberechtigte Bürger und Burggutsbesitzer[1]); in Bath (32,000 Einw.) nur 16, in Oxford 48, in Plymouth (43,000 Einw.) 230, und noch wenigere finden sich in den kleinern Orten. In den Boroughs sind die Güter, an welchen das Wahlrecht haftet, zum Theil in die Hände der großen Grundeigenthümer, der Lords und ihrer Familien gekommen, so daß diese die Parlamentsdeputirten geradezu ernennen. Dieß sind die berüchtigten wüsten Flekken (rotten boroughs), deren Zahl verschieden angegeben wird; gewöhnlich auf 29. (Montvéran Histoire crit. de l'Angleterre au 1 Janv. 1816. II. 85.) Zweitens aber, wo dieß auch nicht der Fall ist, so sind doch die Besitzer dieser Burglehen und ebenso die Einwohner der kleinen Orte, in welchen das Wahlrecht persönlich ist, von den großen Grundeigenthümern ihrer Gegend in so vielfacher Abhängigkeit, daß sie nicht wagen, den Candidaten derselben ihre Stimmen zu verweigern. Man behauptet, daß

1) Daraus werden die Auftritte in Bristol nach Verwerfung der Reformbill verständlich. Wahrscheinlich war die Erbitterung des Volks, welche sich in so strafbarer Weise Luft machte, theils gegen den Bischof, theils gegen die Wahlberechtigten gerichtet.

auf diese Weise mehr, als ein Drittheil des Unterhauses, von den Lords ernannt werde; daß z. B. der Herzog von Norfolk zehn, der Herzog von New-Castle neun, der Herzog von Rutland sieben, die Herzoge von Bedford und von Devonshire, der Marquis von Buckingham jeder sechs, die Familie Lowther, Grafen von Lonsdale, zehn Deputirte schicken. (Etwa siebzig Landherren sollen über die Hälfte des ganzen Hauses ernennen.) Hierdurch wird also das Uebergewicht der Repräsentation wieder dergestalt auf die Seite des Grundeigenthums, und zwar des großen Grundeigenthums, gezogen, daß das Oberhaus ihm ganz, und von dem Unterhause ihm gerade $^{10}/_{11}$ angehören, und von den 658 Mitgliedern des letztern nur etwa 60 aus Kaufleuten, Banquiers, Rechtsgelehrten u. s. w. bestehen.

Drittens, wo nun auch in den kleinern Städten ein solcher Einfluß der großen Grundeigenthümer nicht Statt findet, da hat die Bestechlichkeit und Käuflichkeit ihre Bude aufgeschlagen. Trotz aller scharfen Gesetze gegen das Erkaufen von Wahlstimmen wird doch dieser Handel so öffentlich getrieben, daß ein Sitz für einen Borough immer gegen Geld zu haben war, und seinen festen Preis (in der neuern Zeit von 5000 Pf.

Sterling) hatte. Es sind deßhalb fast jährlich Untersuchungen angestellt, und Wahlen cassirt, auch nachdrückliche Strafen erkannt worden; aber die Versuche, das Wahlrecht diesen kleinen Orten nach und nach zu nehmen, und andern, z. B. Manchester, zu ertheilen, sind immer an dem Widerstande des Oberhauses gescheitert.

In dieses Wesen oder Unwesen greift nun die Reformbill, wie sie im Unterhause von Lord Russel vorgeschlagen, und endlich nach mancherlei Abänderungen angenommen und am 22. September 1831 dem Oberhause mitgetheilt wurde, sehr tief ein.

1) Sechsundfunfzig Boroughs wurde das Recht der Repräsentation ganz genommen, und 41 andere auf die Ernennung eines Parlamentsgliedes beschränkt, indem man von dem Grundsatze ausgegangen ist, daß ein Ort mit weniger, als 2000 Einwohnern, gar nicht, und ein Ort von nicht mehr, als 4000 Einwohnern, nicht doppelt repräsentirt werden sollte.

2) Den Städten Manchester, Birmingham, Leeds, Greenwich, Sheffield, Sunderland, Devonport und Wolverhampton wird eine Repräsentation von zwei Abgeordneten und 28 andern das Recht, einen Abgeordneten zu wählen, eingeräumt; auch die Re-

präsentation von London um acht Mitglieder vermehrt, indem vier Districten das Recht, zwei Mitglieder zu senden, zugestanden wurde.

3) In den Städten und Boroughs wird das Wahlrecht Allen zugestanden, welche ein Haus (Wohnhaus oder Waarenhaus) zu einem jährlichen Werthe von 10 Pf. eigenthümlich oder miethweise innehaben, in dem Orte wirklich wohnen, die Kirchspielsabgaben und die Armenbeiträge wirklich bezahlt, und selbst keine Unterstützung im letzten Jahre empfangen haben.

4) Im Durchschnitt glaubte man dadurch für jeden Wahlort eine Zahl von 300 wahlberechtigten Hausbesitzern zu erreichen; wo das aber nicht der Fall ist, sollen noch benachbarte Orte dazu gezogen werden.

Das Uebrige betrifft Einrichtungen über die Listen der Wahlberechtigten und die Wahlordnung selbst. Im Ganzen würde, wenn wir richtig gerechnet haben, die Repräsentation der Grafschaften in England um 67 vermehrt, dagegen die städtische Repräsentation um 103 vermindert werden, und also im Ganzen die Zahl der Englischen Mitglieder des Unterhauses von 513 auf 477 fallen.

In Schottland war eine Reform der Repräsentation allerdings noch viel nothwendiger. Das ganze Land stellt gegenwärtig 45 Deputirte, von welchen 30 in den Grafschaften, 15 von den Städten zu wählen sind. Die Grafschaftsdeputirten sollen von den Besitzern unmittelbarer königlicher Lehen ernannt werden, deren durch die auch hier stets zunehmende Vereinigung des Landbesitzes in wenigern Händen immer weniger geworden sind, so daß jetzt nur noch 2324 vorhanden sind. Dabei ist aber noch dazu der Mißbrauch eingerissen, daß bei Güterverkäufen die Lehnsherrlichkeit und mit ihr das Wahlrecht vorbehalten wird, und daß letzteres hierdurch in die Hände von Leuten gekommen ist, welche gar nichts im Lande besitzen. Von den 350 Wahlberechtigten der Grafschaft Ayr waren bei der letzten Wahl nur 150 im Lande ansässig; von den 27 der Grafschaft Kinroß nur 18, und von den 17 der Grafschaft Bute nur 2. Daher sollte die Reform hier darin bestehen, daß auch hier jeder Besitzer eines Meierguts (wie wir der Kürze wegen die Copyholders bezeichnen wollen) von einem jährlichen Ertrage von 10 Pf., und jeder Zeitpachter von jährlich 50 Pf. Pachtgeld wahlberechtigt seyn solle. Von den funfzehn Deputirten wurde einer von

Edinburgh, die vierzehn übrigen jeder von einem Verein mehrerer Städte erwählt. Allein das Uebel besteht hier vornehmlich darin, daß nicht die Bürgerschaft, sondern die Vorsteher der Magistrate zu wählen haben, und die Reform sollte dahin gehen, Edinburgh und Glasgow jedem zwei Repräsentanten zu geben, andern Städten jeder einen, aber die Wahlen von der Bürgerschaft vornehmen zu lassen, und dabei jedem Hausinhaber zu 10 Pf. jährlichem Werth des Hauses ein Stimmrecht einzuräumen.

In Irland werden 64 Deputirte von den Grafschaften, einer von der Universität Dublin, zwei von der Stadt Dublin gestellt, die übrigen 23 von verschiedenen Städten. Dort hat man schon die Zeitpächter zu den Wahlen zulassen müssen, und es wurde also nur eine bessere Einrichtung der Wahlordnung in den Städten und eine Vermehrung der städtischen Repräsentation mit drei Mitgliedern für Belfast, Limerick und Waterford vorgeschlagen.

Daß nun die bisherige Repräsentation durchaus auf keinem nur einigermaßen haltbaren Princip beruhte, daß sie keine Repräsentation der Nation, sondern nur eines kleinen Theils derselben war, und daß sie auch in der Ausführung Schwierigkeiten und Ge-

fahren herbeiführte, welche in wohlgeordneten Staaten nicht vorkommen dürften, die Auftritte bei den Wahlen in Westminster, die Käuflichkeit der Stellen und andere Gesetzwidrigkeiten; alles dieß war längst von allen Seiten anerkannt. Aber man meinte, es komme hier nicht auf die Theorien von Nationalrepräsentation, sondern auf den practischen Werth der Sache an, und England habe sich bei dieser sehr fehlerhaften, ja monströsen Vertretung doch so wohl befunden, daß man an eine Veränderung nicht denken dürfe. Selbst noch von Canning führt man den Spruch an: die Englische Verfassung sei (theoretisch) durchaus schlecht, aber sie gehe gut (it works well), und so sagte man, selbst die unläugbaren Fehler gehörten zu den Vorzügen, weil einer dem andern so glücklich entgegengesetzt sei, daß sie in ihrer Gegen- und Zusammenwirkung einen vortrefflichen Gang des Ganzen hervorbrächten. Daher wurden auch die ersten Versuche, welche zu einer Reform des Parlaments gemacht wurden, sowohl von der Regierung und dem Parlamente, als auch von dem Volke sehr kalt aufgenommen, obgleich der erste, welcher die Sache anregte, zu seiner Zeit und noch jetzt als einer der größten und redlichsten Staatsmänner

betrachtet wird, welche England jemals hervorgebracht hat. Es war dieß der Graf Chatham, Vater des berühmten Pitt. Dieser selbst ergriff die Reform gleichsam als ein Vermächtniß seines Vaters, und machte am 7. Mai 1783 einen förmlichen Antrag auf eine Parlamentsreform, der aber mit 239 Stimmen gegen 149 verworfen wurde, ob ihn gleich Fox als damaliger Staatssecretär unterstützte. Seitdem ist ein solcher Antrag oft wiederholt worden, gleichsam als ein Gegenstand der Uebung für junge Männer bei ihrem ersten Eintritt in das parlamentarische Leben.[1]) Aber selbst die Opposition nahm dafür nicht eifrig Partei, und um so weniger, als allmälich außerhalb des Parlaments die Idee einer sogenannten Radicalreform bei dem großen Haufen herrschend wurde. An dieser, welche auf ein allgemeines Wahlrecht aller Einwohner und

1) Im J. 1790 machte Flood den Vorschlag, 100 neue Mitglieder von den sämmtlichen Hausvätern in den Grafschaften wählen zu lassen. Im J. 1793 brachte der jetzige Minister, Graf Grey, eine Parlamentsreform in Antrag. Im J. 1821 wurden Vorschläge von einem H. Lambton gemacht; seit 1823 hat Lord John Russel, jetzt Mitglied des Ministeriums, dergleichen mehrmals vorgebracht.

auf eine jährliche Erneuerung des Parlaments gerichtet war, und welche in kurzer Zeit zu einer völligen Revolution führen würde, wollte keiner nur von fern Theil nehmen, welcher nur einigen Werth auf die Achtung der höhern Stände legte. Besonders so lange man sich in England noch vor einer Nachahmung der Französischen Revolution fürchtete, trat jedem Antrage auf Parlamentsreform ein sehr entschiedenes Vorurtheil entgegen. Daher meinte auch der Verfasser der oben schon angeführten Abhandlung im Edinburgh Review (B. LII. Jun. 1816): „Gegenwärtig (1816) werde diese Maßregel noch weniger, als im J. 1783 und 1793, Unterstützung von bedeutenden und angesehenen Leuten zu erwarten haben. Zwar sei diese Gleichgültigkeit, man könne wohl sagen, Abneigung des Publicums gegen eine solche Maßregel von so großer Wichtigkeit, sehr zu beklagen. Denn je mehr in der neuern Zeit der Einfluß der Regierung im Unterhause gestiegen sei, (vorzüglich durch die außerordentliche Vermehrung der von der Regierung und besonders von dem Finanzminister zu vergebenden Stellen), je mehr müsse man wünschen, das Haus der Gemeinen durch eine zweckmäßige Verbesserung der Wahleinrichtungen wieder zu größerer Unabhängigkeit erhoben zu

sehen. Allein ein jeder solcher Versuch werde fruchtlos seyn, und daher nicht nur unnütz, sondern sogar schädlich, weil er die Aufmerksamkeit des Hauses von seiner weniger glänzenden, aber leichter auszuführenden Aufgabe ablenke, gegen unfähige oder unredliche Minister und gegen unzweckmäßige Maßregeln eine standhafte und nachdrückliche Opposition zu bilden."

Allein die öffentliche Meinung hat sich hierin sehr bald merklich geändert, und es dürfte wohl eben in jenem Jahre 1816 der Anfang zu dieser Aenderung gemacht worden seyn. Es war auch gar nicht der allzugroße Einfluß der Regierung, welcher über die Nothwendigkeit der Parlamentsreform eine andere Ansicht bewirkte, sondern gerade umgekehrt, die Regierung hat von jener Zeit an die Ueberzeugung bekommen, daß sie nicht genug Einfluß im Parlament besitze, um diejenigen Verbesserungen in allen Zweigen der Staatsverwaltung und selbst in den Grundverhältnissen des Volks bewerkstelligen zu können, welche noch das einzige Mittel gegen die sonst unvermeidlich herannahenden innern Stürme sind. Die unsinnige Verwaltung des gepriesenen Pitt hatte das ganze Leben des Staats zerrüttet, indem alle Kräfte dem Wahne, Frankreich zu vernichten, aufgeopfert worden

waren. Nicht allein die ungeheuere Vermehrung der Staatsschuld, nicht die unerschwinglichen Abgaben, sondern das durch beide bis auf das Aeußerste getriebene Mißverhältniß zwischen Armuth und Reichthum, und besonders die dadurch noch beschleunigte Zusammenziehung des Grundeigenthums, vermöge deren außerhalb der Städte mehr als $^{99}/_{100}$ des Volks in England keinen Antheil mehr am Boden haben, in Schottland und Irland aber das Verhältniß noch unglücklicher ist, haben die Nation in einen Zustand versetzt, welcher so arg ist, als die Sclaverei der Alten, und unmöglich auf die Länge bestehen kann.

Um die immer steigenden Ausgaben der Kriege zu bestreiten, war noch unter Pitts Verwaltung eine Einkommensteuer angelegt worden, welche die Minister auch im Frieden beizubehalten wünschten, weil sie, obgleich mit manchen Schwierigkeiten verknüpft, dennoch die Reichen verhältnißmäßig traf, während die übrigen Abgaben, indem sie auf die Bedürfnisse des Lebens gelegt sind, fast ganz von den arbeitenden Classen entrichtet werden. Allein die Majorität des Unterhauses entschied gegen die Einkommensteuer, und die Minister erklärten öffentlich, daß dieß ein Sieg sei, welchen die Reichen über die Armen davon tru-

gen. Aehnliche Kämpfe hatte das Ministerium zu bestehen, als die Baarzahlung der Bank wieder hergestellt und dadurch der Curs so gehoben worden war, daß dadurch alle Pachtungen um mehr als 30 Procent erhöhet wurden; hauptsächlich aber sind die hohen Zölle auf ausländisches Getreide doch im Grunde weiter nichts, als eine Steuer, welche die Masse des Volks den großen Landeigenthümern bezahlt; denn ohne diese Zölle würde der Ackerbau nicht die hohe Grundrente tragen können, welche der Eigenthümer von seinem Pachter fordert. Und so ist noch sehr vieles, was in der gegenwärtigen Staatsverwaltung Englands zwar den Reichen Vortheile bringt, die arbeitenden Classen aber mit einem nicht zu ertragenden Drucke belastet, und wo geholfen werden muß, wenn nicht die überall herrschende Gährung einen furchtbaren Ausbruch herbeiführen soll, aber nicht geholfen werden kann, wenn nicht wenigstens das Unterhaus in einem ganz andern Sinne zusammengesetzt wird.

Denn gegenwärtig ist die alte Eintheilung von Whigs und Torys fast ganz verschwunden, und hat wenigstens ihre alte Bedeutung verloren. Unbeschränkte Herrschergewalt ist in England ebenso wenig ein Ge-

genstand des Bestrebens und ernstlicher Besorgniß, als democratische Entwürfe von besonnenen Männern irgend für gefährlich gehalten werden. Auch nicht einmal aristocratische Tendenzen würden in England selbst von einiger Bedeutung seyn, da bei allem Stolz der Vornehmen doch dieß Land mehr als irgend ein anderes dem Verdienste und der nützlichen Thätigkeit die Bahn zu Reichthum, Ansehen und hoher geselliger Ehre eröffnet. Was aber der Regierung, sowie sie irgend eine Maßregel für das allgemeine Wohl unternimmt, sogleich hemmend entgegentritt, und besonders auch im Unterhause eine fest verbundene Opposition bildet, sind die dort bis jetzt mit überwiegendem Einfluß vertretenen einzelnen Vortheile besonderer Classen.

Wann wird doch überhaupt das Vorurtheil verschwinden, daß in der Repräsentation eines Volks, sei es groß oder klein, die verschiedenen Interessen der mannichfaltigen Verhältnisse, Grundeigenthum und Handel, Bürgerthum und Ritterschaft — denn an die arme Wissenschaft denkt Niemand, wenn nicht etwa dem, was man die Kirche nennt, was aber meist nur ihre äußere und zufällige Form ist, eine spärliche Vertretung eingeräumt wird — vertreten werden müsse.

Wann wird unser Zeitalter zu der Einsicht gelangen, daß die materiellen Interessen nur vor der Kammer, nicht in derselben verfochten werden sollten, und daß dasjenige, was in einem Parlament von 658 Männern so gut wie in einer Landschaft von 20 — 30 Mitgliedern dargestellt werden muß, etwas Höheres ist, nämlich die Vernunft eines Volks, die Idee sittlicher Ordnung und Gerechtigkeit, vor welcher die materiellen Interessen verschwinden, und von welcher sie wenigstens ihr Urtheil zu erwarten haben, in wie weit ihre Ansprüche mit dem höhern Zwecke des Ganzen vereinbar sind. Nichts hat in der neuern Zeit mehr Unheil gebracht, als dieses Vorurtheil, durch welches gerade diejenigen zu Richtern über öffentliche Angelegenheiten gemacht worden sind, welche davon die wenigste Einsicht besitzen.

Wie aber die Sache im kaiserlichen Parlament der vereinten Reiche von Großbritannien und Irland bis jetzt stand, wollen wir aus einem Werke entlehnen, welches schon im J. 1825 den Geist, der damals in der Gesetzgebung Britanniens sich zu regen begann, darzustellen unternahm. (The Session of Parliament for MDCCCXXV. Lond. 1825) Die erste, und sowohl der Zahl, als dem Einfluß nach

stärkste Partei ist die des Grundeigenthums. Mit Beiseitsetzung der Geistlichkeit, der aristocratischen Gesinnung und einer gewissen Vorliebe für die bestehenden Gesetze, ist das Interesse des Grundeigenthums im Oberhause nicht allein das vorherrschende, sondern das alleinherrschende; denn wenn sich ja zuweilen Mitglieder finden, welche das Interesse der Colonien oder des Handels vertreten, so sind dieß nur Ausnahmen und Abweichungen von der Regel. Auch in dem Unterhause ist das Landinteresse entschieden überwiegend, nicht allein durch die Zahl der Vertreter der Grafschaften und der Landbesitzer in den Boroughs, sondern auch wegen des noch immer herrschenden Vorurtheils, daß Grundeigenthum sicherer und beachtungswerther sei, als anderes Eigenthum, und daß daher das Interesse des beweglichen Vermögens dem Interesse der Grundbesitzer weichen müsse. Diese haben daher in früherer Zeit sehr große Begünstigungen erhalten, oder vielmehr sich selbst zugeeignet, welche sie nun noch jetzt mit mehr Hartnäckigkeit, als Weisheit, festzuhalten suchen. So haben sie die Mittel erlangt, Getreide und andere Erzeugnisse in einem viel höhern Preise zu halten, als bei freiem Handel möglich gewesen wäre; und obgleich

in der neuesten Zeit einige geringe Vortheile erfochten worden sind, so haben sie doch im Ganzen ihr Monopol gegen das Publicum immer noch zu behaupten gewußt, und daneben die Aufhebung mancher Taxen erlangt, (z. B. von Capitalien zum Landbau, von Wirthschaftsgesinde), von welcher das übrige Publicum keinen Nutzen gehabt hat.

Außer der großen Frage des Getreidehandels, in welcher das Grundeigenthum der ganzen übrigen Nation feindlich gegenübersteht, kommt das Grundeigenthum noch auf andern Puncten mit besondern Interessen, sowohl der Colonien, als des Mutterlandes, in Berührung. Aus denselben Gründen, aus welchen die Einfuhr des Getreides aus den Ostseeländern verhindert wird, sucht man auch die Einfuhr des Rums aus Westindien zu erschweren; und obgleich die Englischen Brantweinbrenner und Bierbrauer zu den am meisten geschlossenen und in sich am besten organisirten Monopolisten in England gehören, und im Parlamente selbst eine mächtige Partei bilden, so müssen sie doch gegen das Landinteresse stets zurückweichen. Auch gegen die Westindischen Plantagenbesitzer, welche ebenfalls eine starke Partei im Parlamente haben, sind Brantweinbrenner und Brauer nicht immer des Siegs

gewiß, wohl aber, wenn das Landinteresse nicht ins Spiel kommt, gegen das ganze übrige Volk; wo so oft auch der Druck, unter welchem sie dasselbe halten, und sehr nachdrücklich zur Sprache gekommen ist, so hat doch die bisherige Erfahrung gelehrt, daß nur dann, wenn ein sehr liberales und sehr mächtiges Ministerium bedeutend lange am Ruder bleiben sollte, das Publicum hoffen kann, von diesen Fesseln befreit zu werden. Auch bei localen Unternehmungen, bei Anlage von Straßen, Eisenbahnen, Canälen ist das Landinteresse vorherrschend und häufig hindernd.

Eine zweite Verbindung, oder vielmehr eine Menge von Verbindungen, welche von einem gemeinschaftlichen Geiste beseelt sind, und so zu sagen sich alle um eine Achse drehen, haben auf die Wahlen der Parlamentsglieder, und sodann auch auf die Verhandlungen im Parlamente einen außerordentlichen Einfluß, leider aber auch eine ebenso große Neigung zur Selbstsucht, eine alles Gute hemmende Kraft der Trägheit; dieß sind die Corporationen der Städte und Boroughs. Von ihnen wird ein großer Theil des Parlaments erwählt, und es mag nun die Wahlbefugniß in den Händen der Mitglieder der Corpora-

tion geblieben seyn, deren Zahl im Verhältniß zur gesammten Einwohnerschaft immer sehr beschränkt ist, oder es mag irgend ein Schutzherr das Wahlrecht an sich gebracht haben, immer werden auf diese Weise kleinstädtische Ansichten und Ränke ins Parlament eingebracht.

Wo die Zahl der Mitglieder einer solchen Corporation (der Freemen, burgesses, einer engern eigentlichen Bürgerschaft) sehr klein ist, wie in den meisten Orten, da ist ihr Interesse, und folglich auch ihre Handlungsweise in der Regel nicht nur dem allgemeinen Interesse des Landes, sondern auch den wichtigsten Interessen ihres Orts im Ganzen geradezu entgegen. Im Parlament können sie zwar ihre Zwecke nicht offen verfolgen, und es würde ihnen nicht gelingen, ihren selbstsüchtigen Grundsätzen Gehör zu verschaffen, desto thätiger sind sie aber, und desto häufiger gelingen ihnen ihre Absichten in den Ausschüssen des Hauses für die sogenannten Privat-Bills (Genehmigungen und Regulative für allerlei locale Einrichtungen und Anlagen). Hier wird oft auf eine listige Weise die Sache gerade in die Hände solcher Leute gebracht, welche dabei Partei sind, und es wird manche für die übrigen Einwohner lästige und nach-

theilige Einrichtung durchgesetzt, wie manches Gemeinnützliche gehindert.

Wir übergehen, was der geistreiche Verfasser des eben erwähnten Buchs (the Session of Parliament for 1825) über die Vertretung oder den Einfluß sagt, welchen die Kirche, der Geldmarkt, die Westindischen Colonieen und die Ostindische Compagnie in dem Parlamente finden, indem alles dieß unserm eigentlichen Gegenstande zu fern liegt, und bei der Reform des Parlaments, die wir in Deutschland eine bloße neue Wahlordnung nennen würden, nicht in Betracht kommt. Nur das Grundeigenthum und die Corporationen sind es, deren übermäßiger Einfluß durch eine solche neue Wahlverordnung erst gemindert seyn muß, ehe ein Brittisches Ministerium irgend eine für das Wohl, ja für die bloße Existenz der arbeitenden Classen nothwendige Maßregel unternehmen kann. Wir haben gesehen, wie schwer es selbst dem Herzog von Wellington wurde, der doch gerade bei den großen Landherren im größten Ansehen steht, eine, wenn gleich sehr dürftige und unzureichende Erleichterung des Volks durch einige Herabsetzung der Zollsätze für ausländisches Getreide zu bewirken. An eine größere Befreiung

des Volks, welche, indem sie geringere Pachtgelder zur unmittelbaren Folge haben würde, oder vielmehr an eine größere Verminderung der Steuer, welche die Nation nicht dem Staate, sondern in der That den wenigen großen Landbesitzern zu entrichten hat, ist ohne Parlamentsreform gar nicht zu denken.

Aber umgekehrt ist auch die nächste Folge der Parlamentsreform unausbleiblich die, daß eine allgemeine Umgestaltung aller der Gesetze und Einrichtungen vor sich geht, wodurch die Nation den wenigen Grundeigenthümern zinsbar gemacht wurde. Wenn die Parlamentsmitglieder nicht bloß von den Zinsherren und Verpachtern, sondern auch von den Zinspflichtigen (Copyholders) und Pachtern gewählt werden, so muß nach und nach das Interesse der letztern sogar das Uebergewicht bekommen, weil sie bei weitem die zahlreichern sind. Wir haben schon oben bemerkt, wie gering die Zahl der eigentlichen Grundeigenthümer von einigen Schriftstellern angegeben wird, z. B. von Montveran (Hist. crit. de l'Angleterre) auf 32,000, wovon aber 12,000 kirchliche Pfründeninhaber sind; wenn aber auch diese Zahlen zu gering sind, so ist doch die Vertheilung des Bodens bei weitem nicht so groß, als in andern Ländern. Pitt nahm, als er seine

Einkommensteuer anlegte, den besteuerungsfähigen Boden Englands mit Wales zu 40 Millionen Acres oder Morgen zu 16 □Ruthen an; v. Gülich (Darstellung des Handels rc.) giebt den cultivirten Boden Englands, ohne Wales, zu 27,340,147 Morgen, den uncultivirten zu etwas über 6 Millionen an. Nun soll im J. 1817 der Graf von Cholmondeley eine Besitzung von 40,000 Morgen erkauft haben (für beinah 2 Millionen Pf. St.), die also $^1/_{1000}$ des ganzen Bodens ausmachte, und doch nicht seine einzige war. Von Portsmouth bis nach London soll man nur durch die Ländereien von siebzehn Besitzern kommen. (Latifundia Italiam perdiderunt.)

Es wäre interessant, diese innern Verhältnisse mehr aufzuklären, welche von manchen Statistikern entweder gar nicht beachtet, oder sogar absichtlich in den Schatten gestellt werden; aber das Gesagte wird hinreichen, zu beweisen, daß die Parlamentsreform weder eine bloße Folgerung aus Theorieen, noch ein Feldgeschrei ist, dessen man sich bedient, um einen unzufriedenen und beutegierigen Haufen unter die Waffen zu bringen, und mit welchem dieser Haufe keinen andern Sinn, als den der Feindschaft gegen die bemittelten Stände, verbände. Die Parlamentsreform ist

vielmehr nach menschlichen Einsichten das einzige noch übrige Mittel, das furchtbar schnelle Fortschreiten des innern Mißverhältnisses aufzuhalten, welches am Ende nur zu einem völligen Umsturze führen kann. Die warnende Stimme ertönt am lautesten in der zunehmenden Armentaxe, welche im J. 1750 noch nicht volle 700,000 Pf. St. für England und Wales betrug, seitdem aber immer gestiegen ist, und im Jahre 1826 bis auf 6 Millionen gekommen war. (Herr von Gülich hat in seiner Angabe von 8 Millionen für das J. 1827 andere Ausgaben der Grafschaften nicht getrennt, die etwas über eine Million betragen mögen). Ein Land von etwa 12 Millionen Einwohnern, in welchem solche Summen ausgegeben werden müssen, um den Mangel der Arbeit und die Unzulänglichkeit des Taglohns zu ergänzen, muß einer gänzlichen Zerrüttung entgegen eilen.

Daraus folgt dann weiter, daß die Parlamentsreform nicht ihrer selbst wegen von dem Volke verlangt und von allen Verständigen gewünscht wird, sondern daß sie nur das Mittel zu weiteren Reformen seyn soll. Auf welche Gegenstände diese Reformen zunächst gerichtet seyn werden, läßt sich nicht wohl voraussehen; aber sie werden tief in alle Zweige der

Staatshaushaltung und selbst der Gesetzgebung eindringen müssen, wenn sie ihren Zweck erreichen sollen. Sie werden die Zehnten betreffen, welche die Geistlichkeit durchgängig bezieht, und von da aus wahrscheinlich die ganz unverhältnißmäßige Dotation der Geistlichkeit überhaupt ergreifen; dann aber auch dabei nicht stehen bleiben können, sondern sich auf die ganze Verfassung der bischöflichen Kirche verbreiten, deren Häupter sich ohnehin jetzt um alle Achtung im Volke gebracht zu haben scheinen. Was kann auch ungerechter seyn, als daß Irland, fast durchaus katholisch, eine protestantische Geistlichkeit von vier Erzbischöfen, zwanzig Bischöfen und einigen Tausend Pfarrern ohne Gemeinden ernähren soll, welche eher alles Andere sind, nur keine Geistliche.

Die Freiheit der Getreideeinfuhr wird eine zweite Folge der Parlamentsreform seyn, weil sie allein das Mittel ist, die Bedürfnisse des armen Arbeiters mit seinem Lohn in Verhältniß zu bringen. Die im J. 1826 vom Parlament angestellten Untersuchungen ergaben klar, daß kein Handarbeiter mit dem gewöhnlichen Lohne mit seiner Familie auskommen konnte, und daß, da eine Erhöhung des Lohnes von den Handelsverhältnissen abhängt, nur eine Ver-

minderung seiner Ausgaben helfen kann, welche zunächst durch wohlfeileres Brod zu erreichen ist. Man wird aber auch dabei nicht stehen bleiben können. Man wird auch die Abgaben von andern Lebensmitteln noch mehr, als seit dem J. 1816 schon geschehen ist, vermindern müssen, und damit zu einer allgemeinen Umgestaltung des Steuersystems fortgetrieben werden, wozu die Verwandlung der meisten Abgaben in eine einzige Einkommensteuer die Hauptsache seyn möchte.

Alle diese Dinge sind schon angeregt; aber auch die höchst verworrene Gesetzgebung, besonders über die Verhältnisse des Grundeigenthums, kann ohne Reform nicht lange mehr bestehen, und man wird auch in England nicht umhin können, auf eine größere Vertheilung unter die arbeitenden Landwirthe, also auf eine Vermehrung des Standes kleiner Landeigenthümer hinzuarbeiten. Man wird den Copyholders im Allgemeinen ein unwiderrufliches, dem Eigenthum analoges Recht einräumen, und so ein ähnliches System annehmen müssen, wie seit 1808 in Preußen befolgt wird.

Dieß Alles sind freilich noch keine Veränderungen der Constitution, wenn man darunter nur die äußern Umrisse versteht, eine Erbmonarchie mit dem

Hause der Lords und der Gemeinen, in sofern haben die Beförderer der Reform guten Grund, den Vorwurf zurückzuweisen, daß sie die Verfassung umzustürzen suchten. Wenn man aber eine Verfassung als das Resultat und wiederum die Quelle des öffentlichen Lebens in allen seinen Verzweigungen betrachtet, so wird man auch auf der andern Seite sich nicht verhehlen können, daß, wenn die Reform durchgeführt ist, nach wenigen Jahren Alles eine neue Gestalt gewonnen haben wird, und daß Niemand bestimmen kann, wo diese Umwandlung still stehen werde. Dann haben freilich auch die Gegner Recht, von einer Veränderung der Constitution zu reden, nur daß sie, wenn die Veränderung eine nothwendige und heilsame ist, damit nicht, wie sie glauben, einen haltbaren Grund gegen die Reform ausgesprochen haben.

Ob nun die Veränderung ruhig im Wege der Reform fortschreiten, oder zur Revolution mit Gewaltthaten und blutigen Greueln ausschlagen werde, das wird ganz allein davon abhängen, mit welchem Grade von Klugheit und Aufrichtigkeit sich die Lords und Bischöfe mit ihren Freunden in das Unvermeidliche fügen. In ihrer Hand liegen die Loose Englands!

K. E. Schmid.

2.

Denkwürdigkeiten aus den Papieren eines hohen Staatsbeamten. [1])

1796.

Englands Friedensantrag. — Alvinzis gescheiterter Versuch, Mantua zu entsetzen. — Versuch, den Kaiser zu einem Separatfrieden zu bewegen. — Mit England abgebrochene Friedensunterhandlung.

Pitt wünschte für England und dessen Verbündete Frieden mit Frankreich; daher verlangte der Minister des Auswärtigen, Lord Grenville, in einer Note an den Vollziehungsrath in Paris einen Paß für

1) Nach den mémoires tirés des papiers d'un homme d'étât. Tome IV. Paris chez Michaud. 1831, jedoch ohne die irrige Meinung des Verfassers anzunehmen, daß der verstorbene Oesterreichsche Conferenzminister, Freiherr von Thugut, der General Bellegarde und der Marquis de Gallo in solchen Verständnissen mit Bonaparte gestanden hätten, daß daraus erst der Verlust der Lombardei und hernach der Friede zu Campo Formio gefolgt wäre. Alle drei mögen manche irrige Ansichten gehabt haben, aber gewiß wurden sie von Bonaparte zu keiner Verrätherei ihres Monarchen und ihres Vaterlandes verführt.

eine Person, welche mit der Französischen Verwaltung über Alles unterhandeln solle, was zum Frieden führen könne.

Diese Note übergab der Dänische Gesandte, Herr von Köhnemann, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, de la Croix, und dieser dem Directorium. Statt jenen Paß zu ertheilen, erklärte Herr de la Croix dem Dänischen Gesandten mündlich, „daß das vollziehende Directorium künftig den Feinden der Französischen Republik nicht antworten werde, als wenn sie sich geradezu an dasselbe wendeten. Die Unterhändler könnten an der Grenze einen Paß verlangen, auch sich einer Waffenstillstandsflagge bedienen, um der Französischen Regierung jeden Wunsch mitzutheilen." Die Englische Regierung benutzte diesen Wink, um durch Lord Malmesbury Unterhandlungen anzuknüpfen.

In Paris erschien Lord Malmesbury, vormals James-Harris genannt, mit zwei Gesandtschaftssecretarien am 21. October. Ueberall nahm das Volk den Friedensboten mit Freudensbezeigungen auf. Des Lords erste Unterredung mit dem Französischen Beauftragten, Charles de la Croix, fand den 24. Statt. Der Lord überreichte einen Plan zur Unterhandlung,

worin er die gegenseitige Zurückgabe der Eroberungen vorschlug. Dieß schien um so schicklicher, da Großbritannien keine Zurückgabe für sich verlangte, weil es keine Besitzung verloren hatte; aber der Französische Bevollmächtigte forderte die Einsicht der Vollmacht der Staaten, für die der Lord verhandeln wollte.

Der Lord erwiderte, daß er diese Vollmachten künftig einliefern werde, sobald das Directorium das Princip der Compensationen anerkannt haben würde; de la Croix antwortete, daß er genau zu erfahren wünsche, was Großbritannien zurückgeben wolle, und was es dagegen von Frankreich für die Brittischen Verbündeten zurückerwarte.

In einer zweiten Conferenz vom 26. October äußerte das Directorium die Besorgniß, daß das Brittische Ministerium noch keineswegs friedlich gesinnt sei, und daß der Lord nur dem Scheine nach unterhandle, um hernach das Englische Volk zu täuschen, daß der Vollzug des Friedens durch die Unbilligkeit des Französischen Directorium veranlaßt worden sei. Der Brittische Bevollmächtigte hoffte dagegen, daß das Ende dieser Unterhandlung am Besten beweisen werde, wer am Bruch der Verhandlungen schuld sei; doch könne er keinen Frieden eingehen, wel-

cher nicht zugleich die Rechte der Verbündeten Englands sichere. Es war eine fixe Idee des Directoriums, die Solidarität der Verhandlungen für die gesammten Verbündeten nicht zulassen zu wollen, jedoch bei dem allgemeinen Friedenswunsche in Frankreich diesen Plan nicht zu deutlich auszusprechen, aber bei schicklicher Gelegenheit alle gemeinschaftliche Friedensunterhandlung der Verbündeten abzubrechen. Mit Recht tadelten die Französischen Oppositionsblätter diese Directorial-Ränke.

Indeß schlug der Englische Gesandte in Wien, Herr Morton Eden, dem Wiener Hofe vor, den Lord Malmesbury auch zu seinem Bevollmächtigten zu ernennen, was der Staats- und Conferenzminister Thugut ablehnte; jedoch wolle sein Hof, nachdem die Grundlage des Friedens in Paris beredet worden sey, einen Oesterreichischen Gesandten nach Paris schicken.

Das Directorium beauftragte den General Clarke in einer Instruction vom 16. November, den Weg nach Wien durch die Lombardei zu nehmen, und dem Kaiser einen Waffenstillstand vorzuschlagen, während dessen Mantua sein tägliches Proviantbedürfniß erhalten solle, auch dem Wiener Hofe, im Fall der Trennung dieses Hofes von England und der Abtretung

des linken Rheinufers an Frankreich eine ansehnliche Gebietsvergrößerung anzubieten. Er sollte zugleich dem Kaiser ein Schreiben des Directoriums überreichen. — Bonaparte schickte einen seiner Adjutanten an den Kaiser nach Wien mit der Meldung, daß er von dem Directorium zu einer Expedition nach Triest und zur Verschüttung aller Oesterreichischen Häfen am Adriatischen Meere beauftragt sei, falls der Kaiser sich nicht zu einem günstigen Separatfrieden mit Frankreich entschließen würde.

Indeß war der General Davidovich aus Tyrol und General Alvinzi aus Friaul am 2. November zum Entsatz von Mantua in Italien eingedrungen; aber Bonaparte schlug den General Provera bei Fontenivia, obgleich der Französische General Vaubois bei Trient eine Niederlage erlitten hatte; Bonaparte vermochte bei Caldiero am 12. November nicht zu siegen, und mußte sich nach Verona zurückziehen, wo er die weiteren Schritte der Oesterreicher erwarten mußte. War Alvinzi nach Quosdannovichs Vorschlag thätiger, so war Bonaparte damals verloren; aber Alvinzi wollte erst weiter vorrücken, nachdem Davidovich Corona und Rivoli besetzt haben würde. Bonaparte fühlte am 14. November seine mißliche

Lage sehr wohl, wagte die Etsch zu passiren, weil Davidovich an der Oberetsch stehen blieb, und konnte seine ganze Macht gegen Alvinzi, der noch immer vor Verona stand, wenden, welcher, vermuthlich nach Thuguts Instruction, nach dem Siege bei Caldiero keinen kühnen Schritt wagen wollte; ferner schickte Bonaparte seinen Agenten Pico an den Chef des Alvinzischen Generalstabes, General Weirotter, mit dem Auftrage, daß er wegen einer Meldung aus Paris, die Absendung des Französischen Generals Clarke an den Kaiser betreffend, die ferneren Feindseligkeiten eingestellt habe, aber auch erwarte, daß Alvinzi hinter die Brenta zurückgehen werde, da Bonaparte sich hinter die Etsch zurückgezogen hätte, auch dem Oesterreichischen General 48 Stunden Bedenkzeit einräumen wolle. Alvinzi wagte hierauf keine Antwort zu ertheilen; stellte seinen Marsch, um Davidovich an sich zu ziehen, nicht ganz ein, rückte aber langsam vorwärts. Dadurch gelang es Bonaparte, Alvinzi bei Caldiero zu umgehen, und seine Truppen auf den drei Kunststraßen zwischen den Flüssen Etsch und Alpon zu vertheilen. Als Augereau die Oesterreicher bei Arcola unerwartet angriff, sah freilich Alvinzi, daß Bonaparte die Etsch wieder passirt hatte, und Alvinzis

Hintermacht angriff, ging aber dennoch in die Falle, durch zwei Divisionen Arcola behaupten zu wollen. Aber die Oesterreichische Tapferkeit warf alle Angriffe der Franzosen zurück; Bonaparte gerieth, als er sich persönlich an die Spitze seiner Truppen zu stellen und darauf zurück zu weichen genöthigt war, in einen Sumpf, rettete sich kaum, und wurde zum zweitenmal geschlagen. Nun drangen in Alvinzi seine tapfersten Officiere, durch einen Eilmarsch sich mit Davidovich, der schon am andern Ufer der Etsch bei Rivoli stand, im Thal Pontana zu vereinigen; aber Alvinzi zog vor, das mit so vielem Blute behauptete Arcola aufzugeben, ließ seine Hintertruppen jenseits der Etsch sich zurückziehen, und statt nach Verona vorzudringen, eilte er nach Vicenza, weil er eine irrige Nachricht erhalten hatte, daß Davidovich sich nach Tyrol zurückgezogen hätte.

Auch Bonaparte verbreitete damals in seinem Heere die unwahre Nachricht, daß Davidovich Corona und Rivoli eingenommen habe. Als Alvinzi dieß vernahm, besetzte er Arcola wieder, welches Bonaparte abermals vergeblich angreifen ließ, und sich am Abend nach dem rechten Etschufer, mit Hinterlassung einiger Vortruppen am andern Ufer der Etsch, zurückzog.

Ein falscher Spion, Namens Pico, meldete Alvinzi, daß die Franzosen sich nach Mantua zurückbegäben, und schlug ihm vor, sich nach Vicenza zurückzuziehen, was Alvinzi wegen des Unwillens seiner Krieger nicht wagte.

Nun passirten die Franzosen zum dritten Male die Etsch, an der Stelle, wo in diesem Fluß der Alpon mündet, und erneuerten am 17. Novbr. den Kampf auf den Deichstraßen, welcher sich damals mit Verlust für Alvinzi endigte. Den linken Flügel stellte Bonaparte bei Arcola und den rechten auf der Straße nach Porto-Legnago auf, Alvinzi dagegen sein Heer auf der Straße nach Vicenza, gerade wie es sein Gegner wünschte. Nach einem nicht lange fortgesetzten Gefecht zog sich Alvinzi nach Vicenza zurück, und Bonaparte nahm, statt ihn zu verfolgen, den Weg nach Verona.

Es war aber auch Zeit, denn freilich erst am 17. Novbr., als schon Alles an der Etsch entschieden war, griff Davidovich mit seinen Tyrolern das Corps Vaubois wieder an, eroberte Rivoli und Corona, und bedrohte ernstlich Verona und Mantua, als Bonaparte mit seinem siegreichen Heere anrückte. Am 20. erfuhr Alvinzi, daß Davidovich gesiegt habe, daß Ve-

röhla nur eine schwache Besatzung und so viele Verwundete in den drei Schlachten bei Arcola enthalte, daß die Kirchen sie kaum zu fassen vermöchten, auch daß die Einwohner in nächster Nacht einen Ueberfall erwarteten. Drei Mönche aus Verona, welche man an den Vorposten anhielt, bestätigen dieß Alles. Alvinzi befahl nun den Marsch nach Verona, ertheilte aber plötzlich einen Gegenbefehl zum Rückmarsch nach Vicenza, in Folge einer neuen Verabredung zwischen Weirotter und Pico, nach welcher Alvinzi sich hinter die Brenta beim lauten Mißvergnügen seines Heeres zurückzog. Als darauf Davidovich sich nach Tyrol zurückbegeben mußte, war Mantua verloren.

Bonaparte hatte jetzt, ungeachtet seiner sehr großen Verluste an Mannschaft, wegen der Fehler seiner Feinde, gesiegt. Da auch die Kaiserin Catharina II. am 17. Novbr. gestorben war, ohne daß der Subsidientractat mit Lord Withwort unterzeichnet wär, und ihr Thronfolger Kaiser Paul friedlich dachte, so schien jetzt die Aussicht zum Frieden näher zu seyn, und das Directorium hoffte, mit dem Kaiser leichter einen besondern Frieden schließen zu können.

Da ein in Paris sich gerade aufhaltender Fränkischer Kreisgesandter, Herr von Zwanziger, in Wien

viele Verbindungen hatte, so hatte der Preußische Minister, Freiherr von Hardenberg, diesen Herrn dem Französischen Directorium empfohlen, um durch solchen in Wien gewisse Absichten dem Ministerium zu eröffnen. Weil jedoch der Freiherr von Thugut sich nur mit einem Französischen Gesandten in Unterhandlungen einlassen wollte, so erhielt General Clarke als Französischer Gesandter die Mission nach Wien, welches Bonaparten sehr unangenehm war, da er der Meinung war, daß ihm nach einem glücklichen Kriege der Schluß des Friedens gebühre. Der Freiherr von Thugut war keineswegs einem Separatfrieden abgeneigt, desto mehr aber sein Kaiser.

Nachdem der Französische Gesandte de la Croix den Grundsatz der Compensationen in den Friedensunterhandlungen mit dem Lord Malmesbury angenommen hatte, überreichte dieser den 15. Decbr. seinen Friedensvorschlag. „Der Kaiser und das Römische Reich sollten alles verlorene Gebiet zurückerhalten, und Italien von den Franzosen geräumt werden. Dagegen wolle Großbritannien an Frankreich und dessen Verbündete alle Eroberungen zurückgeben". In der nächsten Unterredung am 17. Decbr. verlangte jedoch de la Croix die bestimmte Abtretung des linken

Rheinufers an Frankreich, und schlug vor, dem Kaiser die drei Kurfürstenthümer mit einigen Bisthümern zur Entschädigung einzuräumen; der Lord meinte aber, daß man über diese Entschädigung vor Allem den Kaiser hören und nicht mit einem Schlage die Gothisch-Deutsche Reichsverfassung vernichten müsse.

Nachdem der Französische Unterhändler über diese Conferenz dem Directorium Bericht erstattet hatte, mußte solcher dem Englischen Gesandten am 19. Decbr. bedeuten, daß, da die Vorschläge des Lords gegen die schon vollzogene Einverleibung Belgiens gerichtet wären, die Unterhandlungen abgebrochen wären, und der Gesandte in zweimal 24 Stunden mit seinem Gefolge Paris verlassen müsse.

Zu gleicher Zeit rüstete Frankreich eine Landungsexpedition nach Irland aus, die aber ein Sturm zerstreuete.

1796 — 1797.

Die Landung in Irland unterbleibt. — Im Directorium ist man uneins. — Clarkes Friedensversuch in Wien scheitert, so wie Alvinzi's letzter Versuch, Mantua zu entsetzen. — Friede mit dem Papst zu Tolentino.

In der Bantrybai in Irland kamen wirklich einige Französische Transportschiffe am 24. Decbr. an, welche Admiral Bouvet nach Brest zurückbrachte, ohne die zur Landung bestimmten Truppen ausschiffen zu lassen. Irland war seitdem außer Gefahr der Revolution durch die Franzosen.

Von Mailand aus, wo Clarke am 1. December eintraf, übersandte er dem Kaiser das Schreiben des Directoriums. Der Kaiser beauftragte darauf den Baron von Vincent zur Verhandlung mit dem General Clarke, und schlug zum Berathungsort Vicenza vor. Dieß meldete der General Alvinzi dem Französischen Obergeneral, welcher dem General Clarke schrieb, den Anfang der Conferenzen bis nach der Uebergabe von Mantua auszusetzen. Das wollte aber Clarke nicht, worauf sich Bonaparte an Barras wandte, um einen früheren Waffenstillstand zu verhüten. Damals herrschten zwei Parteien im Directorium. Die eine, an deren Spitze Barras stand, neben Rew-

bel und Revellière-Lepaux, begünstigte das Erpressungssystem, dem Bonaparte nur mit Mühe entgegenwirkte, und die Fortdauer des Krieges, um sich und ihre Anhänger zu bereichern. An der Spitze der andern, welche edler und uneigennütziger dachte, stand Carnot mit Letourneur de la Manche. Als die Sachen der Franzosen schlecht gingen, hatte Carnot, um bald zum Frieden zu kommen, welchen Frankreich wünschte und bedürfte, die Absendung des General Clarke an den Kaiser bewirkt. Dem eitlen Bonaparte war es darum zu thun, selbst den Frieden zu schliessen. Bald gewann er Clarke, der sein Bewunderer wurde.

Nach dem Tode der Kaiserin Cathdrina war vorläufig an Pauls Beitritt zur Coalition nicht zu denken. Dieser lange unterdrückte Fürst dachte grosmüthiger, als seine Mutter, und gab vorläufig 14,000 in Verweisung und in Haft gehaltenen Polen die Freiheit und ihre Güter wieder, unter der Bedingung, künftig ruhig zu seyn. Paul fand, was seiner würdiger war, als das Einmischen in fremde Angelegenheiten, viele Gebrechen im Innern zu heilen. Die Deutschen Reichsstände erinnerte er, künftig mit dem Kaiser in besserer Einigkeit zu leben, was freilich die Autori-

tät des Wiener Hofes über die andern Reichsstände sicherer gestellt haben würde, wenn man den Rath dieses Autocraten allgemein befolgt hätte. Nach einer zweiten Conferenz des General Clarke mit dem Baron Vincent hatte ihre Unterhandlung in Vicenza über den Frieden ein Ende; denn Alvinzi war wieder stark genug, um einen letzten Versuch zum Entsatz von Mantua zu machen, auch wagte der Feldmarschall Wurmser einen großen Ausfall am 29. Decbr. 1796, der auch den Erfolg hatte, daß er sich einige Lebensmittel wieder verschaffte; aber da er sich nicht weit außer der Festung wagen durfte, so lieferte dieser Ausfall kein bleibendes Resultat.

Durch den Marquis de Gallo, Neapolitanischen Abgesandten in Wien, hatte die Königin von Neapel, welche ihr Königreich nur durch einen Frieden Oesterreichs mit Frankreich sicher zu stellen glaubte, auf den Staats- und Conferenzminister, Freiherrn von Thugut, zu wirken gesucht, daß der Wiener Hof gegen die Herstellung seiner Macht in Italien das linke Rheinufer aufgeben möge, und Bonaparte dieß gleichfalls durch seine Agenten in Wien zu betreiben gewünscht. Der Kaiser dagegen wollte Mantua entsetzt wissen, und nur erst den Frieden, nachdem die

Franzosen in Italien, wie in Deutschland, geschlagen worden wären. Andere Gedanken hatte sein friedlicher gesinntes Cabinet. Alvinzis Heer wurde durch neue Bataillone des Rheinheers, durch Bataillone von Freiwilligen aus den Städten und durch angeworbene Tyroler Jägercorps bis auf 50,000 Mann verstärkt, die in einem Halbcirkel vom Gardasee bis Montebello hinter der Piave standen und bis Vicenza und Padua streiften. Das Oesterreichische Hauptquartier war zu Bassano. Damals betrug aber die verstärkte Französische Armee nicht über 40,000 Mann. Der Englische Oberste Graham in Mantua entkam am 29. Dec. als Bauer verkleidet, aus Mantua, und gelangte am 4. Januar zu Alvinzi nach Bassano, um diesen zu unterrichten, daß Mantua nur höchstens bis Ende des Januars noch Lebensmittel habe. Nun war Eile nöthig, und Graham ging auch nach Wien, um den Kaiser von der Lage Mantuas zu unterrichten.

Der Papst wußte, daß die Franzosen seinem weltlichen und geistlichen Reiche zugleich ein Ziel stekken wollten, und sah keine Hülfe weder in Neapel, noch in Madrit, wohl aber im kriegerischen Bunde mit Oesterreich. Deßwegen eilte er, unterstützt von

den Fürsten Colonna und Borghese, seine Krieger auf 20,000 Mann zu vermehren; aber Alvinzi sollte erst vorrücken, eher er thätig werden wollte. Als Proveras Corps über Padua vordrang, war Bonaparte in Bologna, um die päpstlichen Rüstungen zu unterbrechen. Als Provera vordrang, ließ er bei Bologna bloß die Italienischen Truppen und 3000 Franzosen aus Bologna nach Ferrara rücken, war am 12. schon in Verona, wo bereits die Division Massena mit den Oesterreichern im Kampfe war, aber das Treffen bei St. Michel nichts entschied. Indeß hatte Alvinzi von Montebaldo aus am Oberetsch die Franzosen zurückgedrängt, aber Corona erst am zweiten Tage einnehmen können, weil Joubert sich dort so lange behauptete, und darauf die schöne Stellung bei Rivoli nahm. Dieß Alles vernahm Bonaparte am 13. Jan.; da ihn aber das Glück nie verließ, so erfuhr er durch einen Spion aus Alvinzis Hauptquartier, daß dieser auf Corona seine Hauptkraft richte, und beschloß nun, an der Oberetsch seine Hauptmacht zu sammeln. Die Division Massena schickte er nach Rivoli, und eben dahin ein Corps von Desenzano aus. Das Corps Augereau ließ er zur Vertheidigung der Niederetsch mit Provera fortkämpfen. Alle übrige Truppen stie=

ken bei Rivoli zusammen, wo er selbst Morgens 2 Uhr eintraf. Bei hellem Mondenschein sah er die Feuer von 30,000 Oesterreichern zwischen dem Gardasee und der Etsch; hatte aber nur 22,000 Mann ihnen entgegen zu stellen. Am folgenden Morgen hoffte Alvinzi bloß die Division Joubert zu bekämpfen; aber um 4 Uhr Morgens nahm schon Bonaparte die wichtige, am Abend zuvor von den Oesterreichern besetzte, den Schlüssel des Etschthales bildende Stellung von San Marco. Aber die Armee Alvinzis drängte vorwärts, und vertrieb die Franzosen auf allen Puncten, als zu sehr gelegener Zeit die Division Massena zur Verstärkung des linken Flügels erschien, und die Oesterreicher zurückwarf. Dennoch erreichten diese die furchtbare Stellung Bonapartes mit seinem Geschütze um Rivoli, und umgingen solche sogar durch ein Corps. Bildeten sich damals ihre drei Heersäulen in eine Masse, so erfochten sie wahrscheinlich einen vollkommenen Sieg; aber es gelang Bonaparte, Alvinzi mit der Nachricht wieder zu täuschen, daß eben ein Courier aus Paris mit Vorschlägen angekommen sei, die er ihm eröffnen wolle, weßhalb er um eine halbe Stunde den Angriff aussetzen möge. Alvinzi, der den Sieg in Händen hatte, ließ ihn fahren; Junot be-

gann wirklich die Unterhandlung, die Bonaparte alle Kräfte zusammengedrängt hatte, und nun selbst die Oesterreicher angriff, die ganze Reiterei Berthiers einhauen, auch Massena dem rechten Flügel der Feinde in die Seite fallen ließ. So wurde Alvinzi geschlagen, und konnte nur Trümmer seines Heers nach Corona zurückführen.

Gleich nach dem Siege in der Nacht des 14. Januar marschirte Bonaparte von Rivoli nach der Niederetsch, um mit seiner Hauptmacht Provera ebenfalls zurückzuwerfen. Joubert, welcher zu Rivoli stehen blieb, schlug am folgenden Tage auch bei Corona Alvinzi, welcher nun sein Heer fast ganz aufgerieben sah. Am 15. erfuhr Bonaparte zu Roverbella, daß Provera zwar schon die Linien von Mantua erreicht habe, aber nur 5000 Mann dahin hatte bringen können. Mit so weniger Mannschaft wagte der letztere nicht, am nämlichen Tage das Fort St. Georges anzugreifen, und als er am folgenden Tage sich dazu rüstete, war schon Bonaparte mit Massena und einer Verstärkung von 6000 Mann eingetroffen, wurde selbst angegriffen, und mußte nach einer tapfern Vertheidigung das Gewehr strecken. So scheiterte auch dieser Versuch, weil die Oesterreicher wiederum sich getheilt und Bo-

naparte in Masse angegriffen hatte, und dieser immer vorher den feindlichen Operationsplan durch Verräther kannte. Dieß war die Schuld des Hofkriegsraths; und weil Alvinzi ein Günstling dessen und Thuguts war, so ließ jener Alvinzi Gerechtigkeit wiederfahren, und klagte dagegen den ganz unschuldigen Provera an, weil er nicht erst einen Courier von Alvinzi erwartet hatte, ehe er den letzten Marsch nach Mantua machte. Desto schuldiger war vielleicht der General Rollin, des Kaisers alter Militärlehrer, den man zur Strafe auf Pension setzte. Alvinzi blieb aber in Gunst, ungeachtet seiner großen begangenen Fehler.

Der thätige Bonaparte stellte nach der Schlacht von Rivoli zu Trient, Treviso, Bassano und an der Piave seine äußersten Corps auf. Nun hoffte das Directorium, Oesterreich werde einen Separatfrieden suchen, und bot letzterem die Rückgabe der Italienischen Eroberungen an, wenn er die Rheingrenze anerkennen und in Deutschland für den Erbstatthalter eine Entschädigung ausmitteln wolle, in Insinuationen, welche Clarke auf Directorialbefehl dem Oesterreichischen Gesandten, Marquis Gherardini, in Turin eröffnete. Das Alles wollte Bonaparte nicht, und erst nach dem Fall Mantuas Frieden schließen. Clarke

beschäftigte sich wenig mit der Politik, welche er Bonaparte überließ, und weil er ein rechtschaffener Mann war, so unterrichtete er das Directorium von manchen Schurkereien der Generale der Armee in Italien, und empfahl die Absetzung einiger unfähigen und raubsüchtigen Männer.

Wurmser schlug nun durch General Klenau den Franzosen die Räumung Mantuas vor, worauf Bonaparte Wurmser überließ, die Stadt zu räumen, wann er wolle, mit seiner Besatzung von fast 20,000 Mann. Die übrigen 27,000 waren durch Schwert, Krankheiten und Elend umgekommen. Die Armee wurde kriegsgefangen, sollte aber doch nach Deutschland heimkehren gegen Auswechselung einer gleichen Zahl Kriegsgefangener.

Bonaparte selbst hatte dem Minister Manfredini eröffnet, er könne dem Kaiser beweisen, daß sein Minister Thugut, als er noch Minister in Constantinopel war, sich habe von der Französischen Republik bestechen lassen.

Ehe Mantua fiel, machte Bonaparte Anstalten, das päpstliche Heer zu zerstreuen, was gesammelt worden war, um nach dem Entsatz von Mantua die Franzosen wieder aus Italien zu vertreiben. Am

1. Febr. besetzten die Franzosen Imola, indeß am 12. der Papst in einem Schreiben Bonaparte um Frieden bat. Die Cardinäle gaben am 17. ihr Gutachten, daß nach dem Falle Mantuas nur ein Friede den Kirchenstaat retten könne, in dem deßfalls zusammenberufenen Consistorium. Der Friede kam am 19. zu Tolentino zu Stande, worin der Papst Avignon, Bologna, Ferrara und Romagna Frankreich abtrat, und 31 Mill. Franken baar und 5 Mill. in Kunstsachen zu entrichten versprach. Bis dieß abgemacht wäre, sollten die Franzosen den Kirchenstaat diesseits der Apenninen und bis zum Continentalfrieden Ancona besetzen.

1797.

Zug Bonapartes nach Oesterreich. — Von ihm im Venetianischen veranlaßter Aufruhr. — Leobener Präliminarfriede.

Der mit dem General Bellegarde nach Wien berufene Erzherzog Carl suchte, als er die Italienische Armee wieder organisirte, das Glück der Waffen Oesterreichs auch in Tyrol und Friaul wieder herzustellen. Das südliche Deutschland hatte sich zwar Oesterreich im Kampfe mit Frankreich wieder angeschlossen, aber manche weltliche Fürsten hofften, durch die

allgemeine Säcularisation der geistlichen, katholischen und protestantischen Fürstenlande sich zu vergrößern. Der Coadjutor von Dalberg sah wohl mit Recht die Rettung Deutschlands nur in einer Oesterreich übertragenen Dictatur, um die Auflösung der Deutschen Reichsverfassung zu verhindern. Laut verkündigte der Minister Thugut im Staatsrath, daß es nothwendig sei, bald Frieden zu machen, obgleich man, um dazu zu gelangen, sich aufs Kräftigste zum Kriege rüsten müsse, und gleiche Gesinnung hegte im Grunde auch der Kurfürst von Mainz. Thugut verstand, den General Bellegarde für seine Meinung zu gewinnen, und der Erzherzog Carl wurde am 22. Febr. zum Obergeneral aller Oesterreichischen Heere erklärt. Man kannte in Wien völlig Bonapartes Absicht, über die Norischen Alpen nach Wien zu dringen, um dort einen Separatfrieden zu erzwingen; traf aber die Maßregeln gerade so, um Bonaparte die Bahn zu öffnen, indem man in Friaul und nicht in Tyrol die Hauptarmee sammelte. Hätte dann auch Bonaparte am Tagliamento die Oesterreicher zurückgedrängt, so konnte von Tyrol aus der Erzherzog dem Feinde den Rückzug abschneiden, und schneller sein Heer bei Inspruck, als zu Conegliano und zu Sacile sammeln. Indeß

schickte der Preußische Hof seinen Gesandten Lucchesini unter dem Vorwande eines Besuchs bei dessen Verwandten, um von Lucca seine Gemahlin und zwei Kinder nach Wien zu bringen, an Bonaparte, um diesen für die Vergrösserung Preußens durch Säcularisationen zu gewinnen. Aber Thugut fürchtete Lucchesinis Zusammentreffen mit Bonaparte, und ließ ihm nur den Paß über Triest und Venedig ausfertigen; Herr Cesar wurde des abwesenden Preußischen Gesandten Stellvertreter. Der am 17. in Venedig eingetroffene Lucchesini unterredete sich über die Wünsche seines Hofes mit dem Französischen Minister Lallement, und am 22. mit Bonaparte in Bologna, wo er auch Clarke und Manfredini antraf. Als der Preußische Diplomat den Obergeneral für Preußens Interessen leicht hinzureißen dachte, erwiderte letzterer: „Preußen ist unser Freund, aber nicht unser Verbündeter; auch geht mich Ihre Politik Nichts an, ich soll nur Oesterreich zu einem Separatfrieden bringen, wozu es noch ungeneigt ist. Wenn Thugut zahmer werden sollte, so schlagen Sie Clarke das vor, was Sie mir vorschlugen; er ist im Begriff, nach Turin zu reisen.“ Schon damals vermuthete Lucchesini Venedigs künftiges Schicksal, welches ihn bestimmte, seinem

Hofe vorzuschlagen, durch Vorstellungen des Herrn Sandoz Rollin, Preußischen Gesandten in Paris beim Directorium, dieses zu bewegen, daß es Venedigs Auflösung nicht zugeben möge.

Wirklich machte das Directorium dem Venediger Senat den Antrag zu einem Bündnisse mit der Französischen Republik. Der kluge Battaglia sah den Nutzen Venedigs bei einem solchen Verein völlig ein; aber der Senat der Patricier wollte sich weder mit Oesterreich, noch mit Großbritannien in üble Verhältnisse setzen, und lehnte die Allianz ab, und ebenso die von Preußen angebotene Allianz, das freilich auch eine Subsidie von 20 Millionen Franken verlangte, um einen Theil seines Heers sofort marschfertig zu machen. Auch dieser Bund schien den Weisen in Venedig bedenklich; bewies aber, wie sehr der Berliner Hof damals beflissen war, Oesterreichs Vergrößerung an jeder Seite zu hindern, eine Nachwehe der Herzbergschen, vielleicht zu engherzigen Politik. Um die nämliche Zeit erschien bei dem Edlen Querini in Paris ein Adjutant von Barras, und verlangte von der Republik 6 Millionen Franken baar, welche ausgezahlt werden sollten, sobald durch Waffen und Unterhandlungen die Integrität des Venediger Gebiets

behauptet worden seyn würde. Der Senat lehnte dieß nicht ganz ab, und überließ die Verabredung Querini, empfahl ihm aber dabei alle Vorsicht, Nichts eher auszahlen zu lassen, bis die Integrität wirklich hergestellt seyn würde.

Aber der ärgste Feind Venedigs war Bonaparte, der, im Besitz der Terra Firma, von Mailand aus eine Insurrection wider die Patricier in der Terra Firma anfachte. Der Französische Capitän Landrieux verrieth das ganze Gewebe der Verschwornen, und wie solche Bonaparte beschütze, an die Beamten der Patricier, und rieth ihnen, vor Allem eilig in Brescia die Umtriebe zu unterdrücken, denn alsdann werde Alles wieder ruhig werden. Diesen Schritt that der schurkische Landrieux auf Bonapartes Befehl, um die Weisen in Venedig zu einer Maßregel der Strenge zu verleiten, die einen Aufruhr begünstigte. Der Bericht des Podesta Ottolini in Bergamo nach Venedig, welcher eine Liste der zu ächtenden Verschwornen enthielt, wurde vom Commandanten Lefray durch Militär aufgefangen, von diesem dem Revolutionsausschuß mitgetheilt, welcher in erster Hitze den Podesta ermorden, oder nach Mailand ins Gefängniß schicken wollte. Nun verkündeten Pietro Galeppi und Ludo-

vico Marchesi die Volksfreiheit, und versprachen Jedermann Frankreichs Schutz. Der Commandant ließ seine Truppen als ruhige Zuschauer des Aufstandes aufmarschiren. Der Podesta mußte sein Amt niederlegen, und öffentlich bekannt machen, daß er sich bemühen wolle, die Loslassung aller in Venedig verhafteten Einwohner des Gebiets Bergamo zu bewirken. Die Standarte Venedigs verschwand vom Schloßthurm.

Als der Provisdetor Battaglia in Brescia dieß erfuhr, hoffte dieser Freund der Franzosen, welchen Napoleon immer vorgezogen hatte, daß jetzt der Augenblick zur Regeneration Venedigs da sei mit der Umstürzung des oligarchischen Patriciats der Nobili, und wunderte sich sehr, als Bonaparte, dessen Beistand er erbat, sich in Nichts einlassen wollte. Weil Battaglia in solcher Lage verkehrte und halbe Maßregeln ergriff, so gelang der Aufstand auch in Brescia. Zwar ließ der Podesta Mocenigo die Venetianischen Truppen ins Gewehr treten; allein Battaglia ertheilte Gegenbefehle, und entfernte das Militär sogar vom Rathhause. Als die erste Magistratsperson die Stadt auf solche Art aufgegeben hatte, entfloh der Podesta, und das Volk berieth sich, was mit

dem Achselträger Battaglia anzufangen sei. Man beschloß von Seiten des Französischen Militärs, ihn zu verhaften, um ihn der Senats- und der Volksrache zu entziehen. Auch in Crema verkündigte ein Volksaufstand, daß man nicht länger weder dem Löwen des heiligen Marcus, noch den Staatsinquisitoren gehorchen wolle. Das Alles geschah unter den Augen des Französischen Militärs, dessen Regierung der Venetianischen Regierung die Neutralität versprochen hatte, im Augenblick des beginnenden neuen Feldzugs der Oesterreicher und der Franzosen. Auf solche Art bereitete Bonaparte Venedig den Untergang.

Den Feldzug eröffnete Bonaparte wider den Erzherzog Carl sehr früh, um zu verhindern, daß Palma-Nova keine Hauptfestung werde; auch wollte er vor der Schneeschmelze die Norischen Alpen passiren, und sich zwischen der Armee in Tyrol und in Friaul an der obern Piave vordringen. Damit er allein den Frieden schließen könne, trug er Clarke auf, einen Bund mit dem Könige von Sardinien zu verabreden, um eine neue Stütze an einem starken Corps Piemontesischer Truppen zu gewinnen. Aber auch die Sardinische Monarchie sah sich mit Insurrectionen bedroht, und das Directorium genehmigte den Tractat

Starkes nicht. Die Oesterreichische entmuthigte Armee wich stets zurück. Aber sehr ungelegen war den Franzosen der Volksaufstand in Tyrol in Masse.

Im Staatsrath des 25. März hatte jedoch die Friedenspartei in Wien die Oberhand erlangt, indem man selbst mit Aufopferung der Niederlande einen Separatfrieden mit Frankreich schließen wollte, da auch die Franzosen am Rhein thätig zu werden droheten, und zwischen dem 25. und 30. März Bonaparte schon in Klagenfurt war. Sobald Bonaparte in Kärnthen eingedrungen war, bewaffneten die den Schein der Neutralität nicht ablegenden Staatsinquisitoren in Venedig das Landvolk mit Hülfe der Emissarien des Wiener Hofes, das nun wider die Franzosen und die rebellischen Bürger der Hauptstädte zu Felde zog. In dieser Lage bot Bonaparte den 31. März aus Klagenfurt dem Erzherzog Carl den Frieden an, und schlug als Bedingung des Friedens vor, die Unabhängigkeit der Lombardei, die Abtretung des linken Rheinufers, fuhr aber fort, an beiden Ufern der Sau vorwärts zu bringen, bis am 7. April die Generale Bellegarde und Meerfeldt wegen eines Waffenstillstands, und selbst wegen des Friedens Anträge in Judenburg machten, auch der

Waffenstillstand bis zum 13. April verabredet wurde. Zugleich ließ Bonaparte Clarke von Turin kommen. Die Anstifter des Bürgerkrieges in Venedig geriethen über den Waffenstillstand in Schrecken.

Indeß beförderte der Marquis de Gallo nach dem Wunsche Neapels und Thuguts am Hofe in Wien friedliche Gesinnungen. Der erstere wurde den Friedensunterhändlern in Leoben von Oesterreichischer Seite beigegeben, und wußte sich bald bei Bonaparte beliebt zu machen. Sie kamen überein, am 17. April, daß

1) Belgien der Französischen Republik verbleiben, und Oesterreich dafür in Italien entschädigt werden;

2) daß ein Congreß den Frieden mit Deutschland reguliren, und dessen Integrität Base des Friedens seyn solle;

3) daß Oesterreich seine Besitzungen in Italien bis an den Oglio abtreten, dagegen einen Theil des Venetianischen Gebiets zwischen dem Oglio, dem Po und dem Meere mit Dalmatien und Istrien nach dem wirklichen Frieden mit Palma-Nova, Peschiera und Mantua erhalten, die Republik Venedig zur Entschädigung Romagna, Bologna

und Ferrara empfangen, und das Oesterreich abgetretene Gebiet die Cispadanische Republik bilden solle.

Auffallend war in diesem Friedenstractat manche Verletzung des öffentlichen und des Völkerrechts, denn man theilte die Provinzen eines Staats, mit dem man nicht einmal im Kriege war, und wollte Deutschlands Intregität gelten lassen, obgleich man solchem das linke Rheinufer nahm; endlich sicherte man der Republik Venedig, deren Untergang die Unterhändler ohne Vorwissen der respectiven Cabinette beschlossen hatten, eine Entschädigung zu.

1797.

Lucchesinis vergebliche Umtriebe. — Auflösung des Staats Venedig. — Bonapartes und des Directoriums fernere Revolutionsplane in Italien.

Kannte man gleich die Bedingungen dieses Präliminarfriedens nicht, so freuete sich doch Jedermann darüber, obgleich er nichts Definitives feststellte, und im späteren Definitivfrieden gänzlich umgestaltet wurde.

Der Sieg der Britten unter dem Admiral Jervis am 14. Februar über die Spanische Flotte beim Vor-

gebirge Saint Vincent ließ freilich den Riesenplan des Französischen Directoriums, durch Ausschiffung einer starken Französischen Landmacht Irland zu einer allgemeinen Insurrection wider die Brittische Regierung hinzureißen, gänzlich scheitern; aber die Bedrängnisse Oesterreichs, worin sich solches durch die Bereitwilligkeit, gegen Subsidien der Englischen Politik dienstbar zu seyn, verwickelt hatte, wurden bei allen Anstrengen der Oesterreischen Regierung und ihrer Nation nicht gehoben.

Freilich war es damaliger Wiener diplomatischer Styl, alles Unheil des Krieges mit Frankreich, wodurch Deutschland und Oesterreich litten, der Preußischen Neutralität seit dem Baseler Frieden zuzuschreiben, und diese Behauptung dem Berliner Hofe sehr empfindlich; aber unfreundlich war die damalige sichtbare Neigung des Preußischen Cabinets, einen Oesterreich nachtheiligen Einfluß auf den Präliminarfrieden zwischen Oesterreich und Frankreich zu gewinnen. Doch waren alle Bemühungen des Marquis Lucchesini auf seiner und der Gräfin von Lichtenau spätern Reise nach Italien, zum Zwecke der Minderung der Bedeutsamkeit der Oesterreichischen Monarchie und Auflösung des Deutschen Reichs zu wirken,

sowohl bei Bonaparte, als bei Clarke ohne Erfolg geblieben, vielmehr dienten Lucchesinis Vorschläge Bonaparte, um dadurch das Wiener Cabinet zu einem Separatfrieden geneigter zu machen. Auch veranlaßten die von Lucchesini gewagten Umtriebe, welche sein Hof wenigstens öffentlich mißbilligte, daß der Graf Keller Luchesini im Gesandtenposten des Preußischen Hofes in Wien ersetzte. Uebrigens gab der Minister des Directoriums Chambonas der Preußischen Regierung neue Zusicherungen, daß das Preußische Cabinet reichliche Entschädigungen in Folge des nahen Französischen Friedens mit dem Deutschen Reiche erhalten werde.

In Venedig hatte damals die Partei Battaglia und Dona heiße Kämpfe mit der Frankreich abgeneigten Staatsinquisition, welche sich vom Englischen Gesandten Drake bearbeiten ließ, der die Cocarde der Insurrection in Verona trug, indeß bisweilen auf den Gassen Französische Bürger gemißhandelt wurden. Bonaparte schickte sofort nach geschlossenem Präliminarfrieden in Leoben die Division Victor nach der Terra Firma, und seinen Adjutanten Junot nach Venedig, verlangte von der Regierung Freilassung aller Französisch gesinnten Bürger, und beschuldigte

solche der Anstiftung des Volkskrieges wider die dortigen Französischen Besatzungen. Der Senat legte die Regierung in die Hände von dreißig Mitgliedern nieder, um mit dem Obergeneral des Französischen Heers die nöthigen Verabredungen zu treffen; aber Bonaparte wollte den Staat Venedig vernichten. Er aber, nicht das Directorium, regierte damals in Italien, wo er in Mailand die Lombardische Republik nach seinem Kopfe einrichtete.

Am 8. Mai empfing er eine Stunde von Venedig eine Staatsdeputation, von dort reiste er nach Mantua, und gab dem General Baraguay d'Hilliers Befehl, in Venedig einzurücken. Obgleich die Auflösung des Staats Venedig längst von Bonaparte beschlossen war, so unterhandelte er dennoch mit der Regierung, als wenn er ihr nur bloß eine democratischere Gestalt geben wolle; nicht einmal die Französische Gesandtschaft in Venedig kannte seine wahren Plane. Es kam zum Blutvergießen zwischen den Französischen Patrioten und den Sclavoniern am 12. Mai. Letztere wurden vom 13. an auf Schiffen mit ihrem Anführer Morosini nach Zara fortgeschickt. Noch am 16. Mai unterzeichnete der Obergeneral in Mailand einen öffentlichen und einen

geheimen Tractat zwischen den Republiken Frankreich und Venedig, Alles in der Absicht, wie er dem Directorium berichtete, um demselben eine völlige Disposition aller Mittel des aufgelösten Staats Venedig zu verschaffen.

Das nämliche Schicksal wollte er auch Genua bereiten. Auch dort hetzte er das Volk wider die dortigen Oligarchen auf; allein bald ergriff das Volk Partei wider die Franzosen. Der gesetzgebende Körper nannte durch Dumolard mit Recht dieses Verfahren des Directoriums oder des Obergenerals tadelswürdig. Als die Prüfung des Verfahrens einem Ausschusse übergeben worden war, wurde solcher in der Periode republicanischer Willkür cassirt, dagegen aber der Obergeneral vom Directorium mit einem Beifallsschreiben beehrt.

Als der 83jährige Papst, Pius VI., seinen nahen Tod erwarten ließ, verlangte Bonaparte für diesen Fall unterm 19. Mai vom Directorium Verhaltungsbefehle, und wurde am 25. beauftragt, „Alles nach seiner Weisheit einzurichten, z. B. eine dortige democratische Repräsentativverfassung, jedoch ohne Erschütterungen oder Zuckungen, indem man die

Römer dahin leite, seine Vermittelung zur neuen Einrichtung der Regierung selbst zu erbitten, damit der Wechsel der Verwaltung im Kirchenstaat ohne Unordnung vollzogen werde."

So handelte damals das republicanische Directorium gegen den Römischen Hof, ungeachtet er bis dahin alle Verpflichtungen des Tolentiner Friedens treu erfüllt hatte, so sauer demselben auch die Zahlungen geworden waren. Selbst der Französische Gesandte in Rom kannte die Umwälzungsplane des Directoriums und seines Obergenerals in Italien nicht. Solche Züge beweisen am Besten, wie willkürlich damals das republicanische Directorium regierte. Stets war solches beflissen, Geld aus Frankreich oder aus eroberten Ländern zu pressen, und machte sich dadurch höchst unbeliebt. Vergeblich schrieb der Französische Minister in Rom, nachdem die Gesundheit des Papstes wieder hergestellt worden war: „Es ist Zeit, daß wir andern Völkern zeigen, daß wir ihr Zutrauen verdienen. Gewiß habe ich dadurch, daß ich solches beförderte, der Republik bessere Dienste geleistet, als wenn ich der hiesigen furchtsamen Regierung vollends allen Muth genommen und von der andern Seite die Wildheit eines

sehr schlechten Pöbels aufgereizt hätte. Man muß nicht wie die Tataren in Rom hausen wollen. Der Papst benimmt sich gegen uns sehr rechtlich."

Dennoch schlug Bonaparte dem Staatssecretär Cardinal Doria die Bitte des 8. Juni ab, nach der vollzogenen Tolentiner Zahlung dem Papst in Ancona wenigstens die Civil-Regierung wieder einräumen zu lassen, wie es in Toscana und Sardinien geschehen sei, und doch hätten die Verwandten des Cardinals fünf Millionen Franken der Regierung zur Tilgung der Tolentiner Termine vorgeschossen.

In seiner vertraulichen Correspondenz mit dem Directorium schrieb der Obergeneral, zum Beweise seiner Unfähigkeit, redlich zu seyn, am 19. Mai. „Anscheinend unterstütze ich die Thronen in Sardinien und Parma, aber bald werden auch ihre Unterthanen sich in einer Insurrection erheben", da er wußte, wie gern das Directorium eine Revolution in Sardinien sah.

In der nämlichen Periode denuncirte er die freilich wohl dem Interesse Frankreichs höchst feindseligen Gesinnungen des Neapolitanischen Hofes, obgleich dessen Minister de Gallo ihm bei der Schlie-

fung des Leobener Präliminarfriedens große Dienste geleistet hatte. [1])

1797.

Friedensverhandlungen mit Oesterreich zu Montebello und hernach zu Udine. — Gescheiterte Englische Friedensunterhandlung zu Lille. — Sturz Carnots und Barthelemys im Directorium in Folge einer Revolution in Paris.

Am 6. Mai 1797 ertheilten die fünf Directoren die Vollmacht zum Definitivfriedensschluß mit Oesterreich den Generalen Bonaparte und Clarke, und instruirten solche, daß bis zur Abschließung des Reichsfriedens die Französischen Heere vom Flusse Lack bis zur Rednitz in Franken ihre Stellung behaupten, und Nichts in Italien dem Kaiser eingeräumt werden müsse, bis die noch von den Oesterreichern im künftigen Französischen Gebiet besetzten Rheinfestungen allmälig an Frankreich eingeräumt

---

1) Wie war es möglich, daß man nach dem Sturz des Directoriums, welches Bonaparte beförderte, einen so durchaus rechtlos und absolutistisch handelnden Mann zu andern Commandos befördern und zur höchsten Magistratur erheben konnte?

A. d. U.

seyn würden; übrigens müsse der Kaiser in Deutschland keine neue Entschädigung erhalten als unter Verminderung des ihm in Italien bestimmten Gebiets.

Freilich hatte der Kaiser den Marquis de Gallo nach Montebello zum Obergeneral geschickt, unter dem Vorwande Thuguts, der jetzt die Gefahr eines neuen Krieges mit Frankreich für geringer hielt, als in der Periode, wie die Leobener Präliminarien unterzeichnet wurden, daß er vor der Ausfertigung der kaiserlichen Vollmacht die Französische einzusehen wünsche; aber beide Friedensunterhändler ließen sich in der Conferenz vom 24. Mai 1797 hinreißen, folgende Artikel abzuschließen:

Art. 1. Die Friedensunterhandlungen sollen den 25. Mai beginnen, und vor der Eröffnung des Congresses wegen des Reichsfriedens zum Schluß gelangen. Der Tractat soll geheim bleiben, und nicht eher dem gesetzgebenden Körper in Frankreich vorgelegt werden, bis beide Mächte damit zufrieden sind.

Art. 2. Der Congreß wegen des Reichsfriedens soll am 1. Juli 1797 in Rastadt zusammentreten.

Art. 3. Bei diesem Congreß sollen keine fremde Mächte zugelassen werden, wohl aber die Vermitte-

lung Sr. K. K. Majestät bei künftigen Friedenshandlungen mit ihren Verbündeten.

Art. 4. Sollte aber binnen vierzehn Tagen Se. K. Majestät wünschen, daß die verbündeten Mächte zum Congreß in Rastadt berufen werden möchten, so werden Allerhöchstdieselben und das Directorium der Französischen Republik ihre resp. Verbündeten zu der Theilnahme an den Verhandlungen jenes Congresses einladen.

Als der Minister de Gallo diese Verabredungen dem Minister von Thugut mittheilte, fanden sie durchaus keinen Beifall, denn sowohl England, als Rußland hatten gewünscht, daß der Kaiser sich zu keinem Separatfrieden entschlossen hätte, und wie der Friede ausfallen würde, wußte man nicht; jetzt wünschte man in Wien einen Congreßfrieden, wozu aber Bonaparte nicht zu bewegen war, obgleich er bald den Sturz des Ministers Pitt in England erwartete.

Weil man in Wien einer baldigen neuen Staatsumwälzung in Frankreich entgegen sah, so lehnten den 19. Juli die Oesterreichschen Bevollmächtigten die von Bonaparte vorgeschlagene Friedensbase gänzlich ab, worin er dem Kaiser Salzburg und Passau, und die

Erhaltung des Deutschen Reichskörpers mit einer Entschädigung des Königs von Preußen und die Garantie dieser Artikel, und in Italien zur Entschädigung Venedig bis an die Etsch anbot, aber die Entschädigung des Herzogs von Modena ausgesetzt hatte.

Istrien und Dalmatien hatte die Oesterreichische Regierung beim Falle Venedigs in Besitz genommen; dagegen ließ Bonaparte Palma-Nova und Osopo stark befestigen.

In der Periode des Matrosenaufstandes in England schlug der Minister Grenville dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten des Directoriums eine Friedensunterhandlung vor, die dieser sofort als Unterhandlung wegen eines Separatfriedens annahm. Der Congreß sollte in Lille Sitzungen halten. Man trat zusammen; der Congreß in Lille führte aber zu keinem Resultat.

Die Friedensunterhandlungen zwischen Frankreich und Oesterreich wurden von Montebello nach Udine verlegt. Ein Haupthinderniß war von Französischer Seite die Uneinigkeit im Directorium über die Friedensfrage, denn für den baldigen Frieden waren nur Carnot und Barthelemy.

Der König von Preußen wurde bewogen, am 3. Juli 1797 in Pyrmont eine Declaration zu ertheilen, daß er, wenn der Reichsfriede das linke Rheinufer an Frankreich abtreten sollte, für billig halte, daß die dabei verlierenden weltlichen Reichsfürsten durch säcularisirte Erz- und Hochstifter entschädigt würden. Damals war die Lage der Mehrheit im Directorium mißlich; aber Bonaparte ergriff die Kriegspartei, wobei Lavalette sein Unterhändler war.

Nach einer, den 18. Juli übergebenen Note der Oesterreichischen Gesandten beim Congreß in Udine protestirten diese wider alle politische Veränderungen in Italien seit dem Schluß der öffentlichen und geheimen Leobener vorläufigen Friedensartikel, woraus die Französischen Bevollmächtigten mit Recht folgerten, daß das Wiener Cabinet keinen Frieden schließen wolle; obgleich der Kaiser selbst persönlich friedfertig gesinnt war, wovon Bonaparte durch einen aufgefangenen Brief des Kaisers an seinen Bruder, den Großherzog von Toscana, Kenntniß erhielt.

Der Minister de Gallo reiste selbst nach Wien, um den dortigen Hof zu bewegen, den Frieden in Udine wirklich zu schließen, aber er fand dort Zögerung und Unentschlossenheit.

Endlich erklärte Bonaparte geradezu persönlich den 2. September, daß, wenn der Friede nicht schnell erfolge, er die Feindseligkeiten wider Oesterreich wieder erneuern werde.

Die drei kriegerisch gesinnten Directoren ließen am 4. September (18. Fructidor) die Sitzungen der beiden Räthe mit Truppen besetzen, und die Wahlen von 49 Departements für ungültig erklären, 54 Deputirte und die Directoren Carnot uud Barthelemy wurden deportirt. An die Stelle der deportirten Directoren rückten Merlin aus Douai und François de Neufchateau ein.

1797.

Verhandlungen zu Udine und Schluß des Friedens zu Campo Formio.

Der 18. Fructidor hatte großen Einfluß auf die Friedensunterhandlungen zu Udine. Carnots Freund, Clarke, wurde zurückberufen, und Bonaparte das Geschäft allein aufgetragen. Am 11. September übergab der Obergeneral den Oesterreichischen Gesandten sein Ultimatum, als wenn es dasjenige der Directoren wäre. Der Oesterreichische Gesandte, General Meerfeldt, reiste sofort mit solchem nach Wien,

um eine categorische Antwort zurückzubringen. Schon war der Graf Kobenzl, vormaliger Gesandter am Russischen Hofe, bestimmt, als Gesandter des Kaisers nach Lille abzugehen. Dieß war dem Directorium unangenehm, und bewog solches, dem dortigen Brittischen Gesandten eine categorische Erklärung abzufordern, ob er beauftragt sei, Frankreich und seinen Verbündeten alle Eroberungen wieder abzutreten, oder nicht. Mit dem Beifügen der Bereitwilligkeit, auf der Base der Compensationen zu unterhandeln, verneinte er die Frage, und erhielt darauf die Weisung, in 24 Stunden den Rückweg nach London anzutreten, welches auch den 18. October geschah.

Der kaiserliche Hof schickte mit neuen Instructionen den Grafen von Meerfeldt nach Udine. Ihm folgte dahin der Graf Cobenzl mit noch umständlicheren Instructionen und einem eigenhändigen Schreiben des Kaisers an den Französischen Obergeneral. Damals stand in Friaul und an der Grenze von Italien, mit Einschluß des Hungarischen Aufgebots, ein Heer von 120,000 Mann.

Sehr unangenehm war es damals Bonaparte, daß das Directorium voll von der Idee, ganz Italien in eine große Republik zu verwandeln, den Bund mit

Sardinien, das bereit war, auf Verlangen 10,000 Mann Hülfstruppen zu stellen, nicht genehmigen wollte, und bemerkte in einem Berichte an das Directorium: „Warum will man nicht den König vorläufig fortbestehen lassen? Sind wir doch Bundesgenossen des Königs von Spanien, und gewissermaßen des Königs von Preußen! Will man aber durchaus Piemont revolutioniren und mit diesem Lande Cisalpinien vergrößern, so gelangt man dazu am leichtesten, wenn man die besten Truppen dieses Staats unter die Französischen Truppen vertheilt, und sechs Monate nachher den König entthront, ohne dem Tractat unschicklicher Weise selbst entgegen zu handeln. Die Republik Frankreich ist ein Riese gegen den Pygmäen (den König von Sardinien); den letztern kann sie ersticken, indem sie ihn zu umarmen scheint. Die Politik eines großen Staats muß nicht so kleinliche Ansichten, als ein Demagogen-Club, auffassen. Die Entscheidung großer Begebenheiten hängt oft an einem Haar. Ein gewandter Kopf benutzt Alles, was seine Plane zu fördern vermag; ein ungewandter, der eine Kleinigkeit vernachlässigt, verfehlt oft wegen dieser Vernachlässigung sein ganzes Vorhaben."

Noch immer sah das neue Directorium nicht ein,

daß, wenn es ohne einen neuen Krieg Oesterreich zum Separatfrieden bestimmen wollte, es ihm nothwendig Norditalien bis an die Etsch mit Einschluß Venedigs aufopfern mußte. In der That war das Haupthinderniß des Separatfriedens die Rechtlichkeit der Oesterreichischen Regierung, sich zur Theilung des aufgelöseten Venetianischen Staats mit Cisalpinien nicht entschließen zu können. Freilich war sie bei Polens Theilungen nicht so gewissenhaft gewesen, aber damals glaubte sie, die Eroberung Polens durch Rußland nicht mehr hindern zu können, und nahm deßwegen, wenn auch ungern, an der Beute der Auflösung Theil. In Frankreich und Italien hoffte sie aber, daß Umstände durch Revolutionen eintreten könnten, welche alle Bonapartische Auflösungen wieder zerstören würden. Daher war die Zögerung mit dem Frieden zu Udine natürlich; und wenn Französische Schriftsteller den klugen Thugut beschuldigen, daß er gegen seinen Kaiser mit Bonaparte im Einverständniß gewesen sei, so springt die Unwahrheit deutlich hervor. Aber freilich hatte dieser Minister die große Schwäche, mit der unbedeutenden Subsidienhülfe Englands Oesterreich so oft im Kampfe wider das republicanische Frankreich auftreten zu lassen und nicht ru-

hig zu erwarten, wie sich dort die Revolutionen bis zur Herstellung einer rechtlicheren Regierung gegen das In- und Ausland, sei es in republicanischer oder monarchischer Form, einander verfolgten. Verdenken kann man ihm übrigens nicht, daß er vermuthete, weder Bonaparte, noch das Directorium, würden wegen ihrer Gewaltthätigkeit lange den Civil- und Militärscepter in ihrem Vaterlande führen. Als der Wiener Hof einsah, daß er zu schwach sei, Venedig wieder herzustellen und Italien seine alte Form wiederzugeben, unterzeichnete er den Frieden zu Udine.

Damals wirkte gegen Bonaparte beim Directorium ein ebenso ruhmrediger Sterblicher, als er war, der General Augereau, der sich manche von jenem in Italien errungene Lorbeeren beimaß. Das Directorium stellte ihn als den Nachfolger des verstorbenen Hoche, als Anführer der Armee in Mitteldeutschland, an.

Das damals regierende Directorium trauete gewiß dem nichts weniger, als folgsamen Bonaparte keineswegs eine reine Anhänglichkeit für seine Oberen zu, behandelte ihn aber als einen gefährlichen Feind mit vieler Schonung, und zeigte ihm Wohlwollen

und Zutrauen in folgender Instruction vom 29. September 1797.

„Oesterreich hat sich von jeher durch gelegentliche Erweiterung, mittels Einziehung kleiner Staaten, mächtiger machen wollen, und dazu sein Römischkaiserliches Ansehen benutzt, auch eine Seemacht werden wollen. Frankreichs Könige haben beides stets zu verhindern gesucht, wozu künftig besonders eine mächtige Republik in Italien mitwirken kann. Erhält Oesterreich Italien bis an die Etsch, so kann es, durch Toscana und Neapel unterstützt, die neue Republik leicht wieder unterdrücken. Sollten wir aus Italien einmal wieder vertrieben werden, so haben wir treuloser Weise Venedig vernichtet, und dem Hause Oesterreich die Vergrößerung erleichtert. Das letztere wollen wir nicht, und daher lieber Krieg, als mehr, wie unser Ultimatum enthält, einräumen."

Nun denke man sich Bonapartes Verlegenheit, der durchaus einen von ihm ausgehenden Frieden schließen wollte, ohne Theilnahme Anderer.

Da Bonaparte die geheime Gesinnung des Directoriums wider ihn sehr wohl kannte, so schrieb er Folgendes an dasselbe.

„Ehegestern erschien hier ein Officier aus Pa-

ris bei der Armee in Italien, und verbreitete, daß man unruhig sei über die Art, wie ich die Revolution des 18. Fructidor aufgenommen hätte, auch vertheilte er eine Art von Umlaufschreiben des General Augereau an die Divisionsgenerale der Italienischen Armee. Ein Brief des Kriegsministers an den Oberordonnateur berechtigte ihn, alles für seine Reise benöthigte Geld von ihm zu entnehmen. Die Regierung scheint sich folglich gegen mich, wie gegen Pichegrü nach dem Vendemiaire, zu benehmen. Ich bitte daher, Bürger-Directoren, mir meine Entlassung und einen Nachfolger zu geben. Keine Macht in der Welt soll mich zwingen, nach dieser schrecklichen Undankbarkeit der Regierung länger zu dienen, welche ich gewiß nicht erwarten durfte. Seit langer Zeit besitze ich eine große Macht, deren ich mich stets zum allgemeinen Besten bediente. Desto schlimmer für diejenigen, welche an meine Tugend nicht glauben und daran zweifeln."

Er wußte, daß er der Regierung, welche ihn fürchtete, zum dritten Mal diesen Trotz bieten konnte, und bedurfte in diesem Augenblicke eine erweiterte Vollmacht. Die drei alten Directoren waren nicht ungeneigt, diesen gefährlichen Gegner zu entlassen, aber die beiden neuernannten widerriethen, die Friedens-Sache

in der kritischen Lage der Unterhandlung zu stören, worin sie sich zu Udine befand. Man beschloß, die Revolutionirung Italiens nur zu verschieben, und Barras schlug vor, seinen geheimen, sehr gewandten Secretär, Botot, an Bonaparte zu schicken, theils um ihn zu beruhigen, theils um seine innern Absichten gewisser zu erfahren.

Botot wurde abgeschickt, und drei Tage nachher folgte ein Entschuldigungs- und Aufklärungsschreiben des damals vorsitzenden Directors, Lareveillere-Lepeaux, das er mit seinem Collegen beredet hatte.

So standen die Dinge in Udine, als der Graf Meerfeldt am 25. und am 26. Graf Ludwig Cobenzl mit großem Gefolge dort eintrafen, und das Ultimatum Oesterreichs mitbrachten. Dieß lautete, daß der Kaiser und König den Oesterreichischen Niederlanden und der Oesterreichischen Lombardei entsage, und besonders Mantua, er dagegen das Venetianische Gebiet vom Gardasee bis an die Etsch und deren Mündung ins Adriatische Meer mit Istrien und dem Venetianischen Dalmatien behalten, auch die Cisalpinische Republik die Erbauungskosten dreier Grenzfestungen dem Kaiser erlegen müsse.

Am 27. hatte Bonaparte die erste Conferenz

mit den Oesterreichischen Bevollmächtigten in Udine, wohin er aus Passeriano, einem Schlosse des entthronten Dogen, Manini, in Venedig, eintraf. In seinem Berichte an das Directorium nannte er den körperlich großen und wohlgenährten Grafen Cobenzl den Nordischen Bären. Graf Cobenzl war damals die Seele der Oesterreichischen Unterhandlung, war früher in St. Petersburg und an andern Höfen Botschafter gewesen, war stolz auf seine Würden und früheren Erfolge, auch behandelte er Anfangs den Französischen Obergeneral als einen Mann, welchen er weit übersehe; dieser aber wußte so geschickt sich zu benehmen, daß sein Gegner sich nachher einen solchen Ton nicht wieder herausnahm.

Graf Cobenzl überbrachte dem Obergeneral ein edles, aber sehr freundliches Schreiben des Kaisers Franz vom 20. September, was Bonaparte sehr schmeichelte, und dem Directorium von ihm nicht mitgetheilt wurde.

Die erste Verabredung war, daß der am 1. October ablaufende Waffenstillstand bis zum 22. October verlängert werde. Darauf begab sich Bonaparte in das Haus Antonini zum Marquis de Gallo, wo schon der General Meerfeldt sich befand, und wohin

sich auch Graf Cobenzl begab. Nun erst begannen die eigentlichen Unterhandlungen. In Folge des verlängerten Waffenstillstandes zog sich das starke Corps des Generals Terzy von der Grenze weiter zurück.

Desto drohender lautete die Proclamation des Generals Augereau, der den Friedensschluß ungern sah; aber eben deßwegen wollte Bonaparte einen Frieden schließen, auf den Augereau nicht einwirken sollte.

Belgien wollte man von Seiten Oesterreichs abtreten, aber in der Morgenunterhaltung näherte man sich einander noch nicht viel. Nach der Tafel, wo die Deutschen, nach Bonapartes Bemerkung, die Geschäfte leichter abzumachen pflegen, wollte der Oesterreichische Botschafter angelegentlich beweisen, wie wichtig es für Frankreich sei, in Einigkeit mit Oesterreich dem Vergrößerungsgeiste Preußens entgegen zu wirken, er schien, das linke Rheinufer nach dem Begriffe, den die Franzosen damit verbanden, einräumen zu wollen, forderte aber dagegen Venedig und dessen Gebiet bis an die Etsch, ja sogar auch die vom Papst abgetretenen Legationen. Als ihm Bonaparte erwiderte, daß das Directorium Venedigs Republik nicht ganz auflösen lassen werde, war der Oesterreichische Botschaf-

ter erstaunt, schwieg lange und bemerkte dann: „wenn Sie stets es so machen wollen, wie wollen Sie denn einen Frieden zu Stande bringen?“ Bonaparte wollte damals noch nicht mehr einräumen, denn Botot war noch nicht eingetroffen, und noch fehlte ihm das Aufklärungsschreiben des Präsidenten.

Die zweite Conferenz des 30. September nach der Tafel kam wenig weiter. Bonaparte berichtete darüber dem Directorium, und bemerkte, daß die Oesterreicher die päpstlichen Legationen noch nicht aufgeben wollten, daß aber der Graf Cobenzl ihm am 2. eine vertrauliche Mittheilung machen wolle. Noch verabredeten sie manche Förmlichkeiten, unter denen die Feindseligkeiten beider Mächte im unglücklichsten Fall sich erneuern sollten, auch daß man gegen einander das Völkerrecht genau beobachten wolle. Den Bericht schloß er mit der Meldung der Krankheit des Papstes, und daß er dem Marquis de Gallo bedeutet hätte, daß sein Hof sich nicht einseitig in die Papstwahl mischen möge, und dem Beifügen: „Kaum könne er zu Pferde steigen, und habe ein paar Jahre zu seiner Erholung nöthig.“ Man sieht, wie er jede Gelegenheit ergriff, um von dem Directorium freiere Hände beim Friedensschlusse zu erhalten.

Am 7. October traf Botot in Passeriano ein. Bonaparte empfing ihn unfreundlich. Weil er voraussetzte, daß Botot gewisse ihm widrige geheime Aufträge habe, so schüttete er alle seine Beschwerden wider das Directorium unverhohlen aus, so sehr auch dieser Bonaparte zu beruhigen beflissen war, und nur zugab, daß Barras ärgerlich sei, nicht die drei Millionen empfangen zu haben, mit denen er die Revolution des 18. Fructidor leichter gemacht haben würde. Bonaparte dachte aber, daß es besser sei, sie selbst zu gebrauchen, und zählte alle seine Beschwerden wider das Directorium auf. Botot versichert ihm dagegen, daß man ihm den Plan des Feldzugs gänzlich überlasse. Bonaparte sah zwar, daß man das, was er thun würde, wohl zu genehmigen bereit sei, aber er grollte dennoch, und sogar öffentlich in Gegenwart vieler Personen, ja sogar an der Tafel und in der Anwesenheit der Diplomaten.

In einer geheimen Zusammenkunft sagte er Botot: „Das Directorium will, daß ich Italien revolutioniren soll. Das kann auch geschehen, aber erst nach dem mit Oesterreich geschlossenen Frieden, geht aber durchaus nicht an, wenn ein Krieg uns bevorsteht.“

Botot enthüllte nun, daß das Directorium in Mittelitalien und in Unteritalien besondere Republiken stiften, und in Oberitalien Genua erhalten wolle. Dabei solle aber die Cisalpinische Republik ein furchtbarer Staat werden.

Als Botot ferner annahm, daß das Directorium wohl den Tagliamento, aber nicht die Etsch zur Grenze Oesterreichs und Cisalpiniens anerkennen wolle, rief Bonaparte aus.:

„Sagen Sie dem versammleten Directorium, daß ihm Italien erst nach dem mit Oesterreich geschlossenen Frieden gehorchen wird. Nach dem Frieden, aber nicht eher, kann es über die Schweiz und Italien verfügen. Sagen Sie solchem, daß es Oesterreich durch diesen Frieden für seine Plane gewinnen muß. Wenn Oesterreich den Frieden unterzeichnet hat, so wird es nicht leicht wieder den Kampf erneuern, erstlich, weil es seine Bundesgenossen verlassen hat, und zweitens, weil es sich der Gefahr aussetzen dürfte, das ihm Abgetretene wieder zu verlieren. Doch wird stets die uns feindliche Kriegspartei in Wien zu hoffen fortfahren, daß neue Revolutionen unsere Republik stürzen werden."

Weil er einsah, wie sehr die fixe Idee neuer

Revolutionen in Italien das Directorium ergriffen hatte, schrieb er dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Talleyrand, folgendes."

„In drei oder vier Tagen haben wir Krieg oder Frieden. Letzteren wünsche ich, denn die Jahreszeit ist für den Krieg schon zu spät in diesem Jahre.

„Sie kennen die Italiener wenig, sie verdienen nicht, daß man um deren Willen noch 40,000 Franzosen aufopfert. Noch immer hängen Sie an dem Irrglauben, daß ein gesunkenes, abergläubiges und feiges Hanswurstenvolk durch die Freiheit zu großen Thaten hingerissen werden wird.

„Ich soll Wunder thun, was ich leider nicht vermag.

„Als ich in Italien einrückte, fand ich nicht, daß das Volk aus Liebe zur Freiheit und Gleichheit sich mir anschloß, oder wenigstens war diese Triebfeder nur sehr schwach. Alles, was nur in Proclamationen und Druckschriften leuchtet, ist in der wirklichen Welt ein Irrwisch. Da ich hoffe, daß der Friede am Ende zu Stande kommt, so mag ich nicht Alles berühren, was Sie irrig gefaßt zu haben scheinen. Nur mit Klugheit, Weisheit und Gewandtheit erreicht man große Zwecke und besiegt alle Hinder-

nisse; sonst erreicht man Nichts. Vom Triumph zum Fall ist nur ein Schritt. Ich habe immer wahrgenommen, daß sehr kleine Umstände die größten Begebenheiten entschieden.

„Sollen wir die Politik des Jahres 1793 ergreifen, so hätten wir um so mehr Unrecht, da wir die Aufgebote der großen Massen und die großen Rekrutirungen nicht mehr anwenden können, weil ein hochgespannter Enthusiasmus niemals lange dauert.

„Es ist unserer Nation zu eigenthümlich, im Glücke übermüthig zu werden. Man sollte aber bei Allem, was man vornimmt, sich tief politisch betragen, scharf das Für und Wider abwägen, und auf Zufälle und unerwartete Einschreitungen Bedacht nehmen. Thut man das, so kann unser Volk lange ein großes Volk und Europas Schiedsrichter bleiben. Ich sage noch mehr, wir halten jetzt die Wage, und können sie in jeder Schale nach Gefallen sinken lassen. Wenn die Vorsehung es will, so können wir in wenigen Jahren zu großen Resultaten gelangen, welche eine feurige und enthusiastische Einbildungskraft voraussieht. Aber das erreicht nur ein sehr kalter, standhafter und stets mit Vernunft handelnder Kopf."

Sah also nicht schon damals, als er dieses

schrieb, Bonaparte seine Größe und künftigen Schicksale voraus!

Im Briefe an die Directoren vom 10. October aus Passeriano, welchen er dem zurückreisenden Botot mitgab, schrieb er: „Ich bedarf in Hinsicht Ihres Revolutionsplans deutlichere Instructionen. Meine sehr geschwächte Gesundheit und mein sehr angegriffenes Gemüth haben etwas Ruhe nöthig, und lassen mich nicht die großen Dinge vollbringen, welche Sie noch vorhaben. Ich habe schon gebeten, meinen Nachfolger zu ernennen; wenn Sie es noch nicht gethan haben, so bitte ich darum. An dem Glücke der Republik und an der Freiheit meines Vaterlandes werde ich aber darum doch stets Theil nehmen."

Nach der Rückkehr nach Paris schrieb ihm Botot:

„Meine letzten Augenblicke in Passeriano waren trauervoll. Grauenvolle Ideen verfolgten mich bis zum Saal des Directoriums. Aber wie sehr zerstreuten sich meine Besorgnisse, als ich nach meiner Rückkehr Alles hier ebenso günstig für Sie gestimmt fand, als ich es verlassen hatte, voll Bewunderung und Zärtlichkeit für Ihre Person. Wie aufmerksam war man auf Alles, was Ihre Gesundheit, Ihre Interessen

und Umgebung betrifft! Wie wenig war das im Einklange mit den bittern Ergießungen Ihres Schreibens! Aufrichtig gesprochen, in Hinsicht der Sie betreffenden Gesinnung des Directoriums hat man Ihnen Unwahrheiten gesagt. Mag auch die Regierung viele Fehler begehen, und nicht stets die Dinge so klar, als Sie beurtheilen, so nahm sie doch mit republicanischer Gelehrigkeit ihre scharfe Critik entgegen!

„Die drei Französischen Heere in Deutschland sind mit einander vereinigt!

„Augereau haben Sie uns ja selbst zugeschickt; der durch seine Ernennung begangene Irrthum des Directoriums ging ja von Ihnen selbst zuerst aus! — Bernadotte, den Sie verlangten, ist ja schon bei Ihnen. — Cacault aus Rom, ist zurückberufen. — Die 12,000 Mann — sind zu ihrer Verstärkung auf dem Marsch. — Der Tractat mit Sardinien — ist genehmigt. — Bourrienne, — steht nicht mehr auf der Emigrantenliste. — Die Revolution in Italien ist vertagt worden."

Als dieser Brief geschrieben wurde, und in Bonapartes Hände gelangte, war Alles zu Ende gekommen, und die Freunde in Wien hatten mächtig mit-

gewirkt, ungeachtet aller Bestrebungen des Sir Morton Eden und anderer Freunde des Krieges.

Noch am 12. October erschien Sir Morton Eden beim Freiherrn von Thugut, und erbot sich zu großen baaren Subsidien, aber — vergebens, denn der Kaiser wollte seinem Volke, wenn es irgend möglich wäre, Frieden geben.

Immer schien die Integrität Deutschlands beizubehalten unmöglich, wenn es zum Frieden kam, und für solche verwandte sich jetzt der Kaiser Paul sehr eifrig.

Besonders erschreckte den Reichstag in Regensburg das so genannte Vorhaben der Französischen Republik, dem von Deutschland abgerissenen linken Rheinufer eine Rhein-Republik zu geben. Deßhalb decretirte der Reichstag am 16. October ein Schreiben an den Kaiser, und erinnerte an die im Frieden zu Leoben bedungene Integrität Deutschlands, mit der Bitte, den Landen zwischen dem Rhein und der Mosel ihre alte Verfassung zu erhalten.

Zum schnellen Frieden trug folgender Umstand bei. Als Bonaparte am 13. October im Schlosse zu Passeriano Morgens sein Fenster öffnete, nahm er auf den Norischen Alpen Schnee wahr, und

rief aus: „Vor der Mitte des Octobers, welches Land! wir müssen Frieden machen!“ In seinem Cabinet sah er die jüngsten Armeeetats nach, und sagte dem Secretär, da haben wir also volle 80,000 Mann unter den Waffen, aber auf dem entscheidenden Schlachtfelde habe ich doch nur 60,000; ich siege, habe aber dann 20,000 weniger. Wie will ich mit den übrigen 40,000 Mann bei dem Vordringen aller Macht Oesterreichs, um Wien zu Hülfe zu kommen, dahin gelangen! Erst einen Monat später kann mich die Rheinarmee unterstützen, und in 14 Tagen ist im Gebirge jede Straße durch Schnee gesperrt. Ja, ich muß Frieden machen, Venedig muß die Rheingrenze und die Kriegskosten bezahlen, mögen die Directoren und die Advocaten schwatzen, was sie wollen!

„In dieser Nacht muß ich den Frieden durchsetzen, oder die Unterhandlung abbrechen, schrieb er dem Directorium, damit wir gegen England freiere Hände haben. Habe ich mich in der Nothwendigkeit eines baldigen Friedensschlusses geirrt, so ist bei meiner geraden Gesinnung mein Herz rein. Ich gebot dem Interesse meines Ruhms, meiner Eitelkeit und meines Ehrgeizes, zu schweigen, und habe nur mein Vaterland und dessen Regierung im Auge. ..

Mir geziemt dann nur, unter die ruhigen Bürger mich zu mischen, den Pflug des Cincinnatus zu ergreifen, und ein Beispiel zu geben, wie man durch Abscheu vor der Militärregierung, welche so viele Republiken und monarchische Staaten umgeworfen, den Respect eines Bürgers vor die Magistrate beweisen muß."

Mit solchen Schmeicheleien suchte er das Directorium zu locken, daß es in sein Netz einginge.

Aber es war die Art des Herrn von Cobenzl, alles Geschäft hinzuschleppen. Da fiel Bonaparte ein, durch einen erdichteten Zorn den Zögernden zu einem schnellen Beschluß hinzureißen. Die Debatten waren in dieser letzten Sitzung höchst lebhaft. Er kann den steifen Mann nicht schnell zum Beschlusse bringen. Wüthend verläßt er den Stuhl. „Sie wollen also den Krieg, Sie sollen ihn haben." Dabei ergriff er ein schönes Theebrett von Porcellan, von dem der Botschafter oft gesagt hatte, daß es ihm von Catharina der Großen geschenkt worden sei, wirft es auf den Fußboden, so daß es in tausend Scherben zerspringt, und donnert dabei: „So soll es Ihrer Monarchie in drei Monaten ergehen! das Versprechen gebe ich," und stürzt dann aus dem Saal. Der Herr von Cobenzl

war gleichsam versteinert; aber der gewandtere Marquis de Gallo begleitete den drohenden Unterhändler bis zu seinem Wagen, und suchte ihn zurückzubringen.

Drei Tage hernach am 17. October wurde der Definitivfrieden in dem alten verfallenen Schlosse zu Campo Formio bei Udine unterzeichnet. Der Kaiser trat der Französischen Republik die Niederlande und der Cisalpinischen Republik die Lombardei mit Mantua ab, und willigte ein, daß das übrige Venetianische Gebiet, was Oesterreich nicht erhielt, mit Cisalpinien vereinigt wurde. Vom Gardasee bis zur Etsch, dann bis Porto Lagnago, und endlich bis zum rechten Pouser, soll Oesterreichs Grenze laufen. Alle Besitzungen der Venetianer in Albanien und die Jonischen Inseln sollen Frankreich, Istrien, Dalmatien und Cattaro dagegen Oesterreich verbleiben. Ferner soll in Rastadt für Deutschland der Friedenscongreß eröffnet werden.

In einem andern aber geheim gehaltenen Tractat gestattet der Kaiser Frankreich den Rhein als Grenze gegen Deutschland, und sobald die Franzosen in Mainz eingerückt sind, sollen die Oesterreicher Venedig besetzen. Sollte der Reichsfriede nicht zu Stande kommen, so stellt Oesterreich dem Reiche Nichts, als sein

Contingent, und dieses darf nirgend in Besatzung gelegt werden. Die Deutschen weltlichen Reichsfürsten sollen entschädigt werden, aber Preußen dabei keinen Gewinn machen.

Dieß war also ein wahrer Revolutionsfrieden, auf Kosten des vernichteten Staats Venedig; zugleich garantirte er den andern Staaten Nichts, als höchstens den Untergang der Deutschen Reichsverfassung, deren geistliche Stände zum Opfer wie Venedig bestimmt wurden, und durch ihre Gebiete den Deutschen Reichsfürsten alle im Elsaß und in Lothringen verlorene Besitzungen ersetzen mußten. Der König von Sardinien war nun ein Französischer Vasall, das Haus Este aus Modena und der Lombardei vertrieben, Cisalpinien ein Tributstaat Frankreichs.

Man muß aber nicht der Asche des Oesterreichischen Conferenzministers, Freiherrn von Thugut, einen Fluch nachschicken. In damaliger Lage blieb Oesterreich nichts Anderes übrig, als Frieden zu schließen. Mit Hülfe hatte Catharina den Wiener Hof oft getäuscht, und auch der Kaiser Paul konnte beim redlichsten Willen keine schnelle Hülfe schaffen. Was Preußen im Baseler Frieden sich erlaubte, um sich einen lästigen Krieg vom Halse zu schaffen, erlaubte

sich Oesterreich zu Udine nur höchst ungern, und hatte keine Aussicht des Gewinns, wie Preußen, beim Reichsfrieden. Thuguts politischer Fehler bleibt indeß, daß er nicht lange vorher den Entschluß faßte, den Französischen Freiheitsvulcan in sich ausbrennen zu lassen, statt für Englische Subsidien zur Unzeit so manche Lanze mit der herrschsüchtigen Französischen, erst republicanischen und hernach kaiserlichen Regierung zu brechen.

3.

Chateaubriand und Thiers über die jetzige Regierung Frankreichs.

Der Vicomte de Chateaubriand ist jetzt ein Mann von 62 Jahren, und als Verfasser der Atala, des Genie du Christianisme, durch eine Reise nach Palästina, seine immer kurzen Ministerien, seine Gesandtschaften in Wallis, Berlin, London und Rom der Welt hinreichend bekannt.

Ebenso bekannt ist die Unbeständigkeit seiner politischen Ansichten, die ihn bald zum Vertheidiger der Revolution (Sein: Essai historique et politique sur les révolutions anciennes et modernes.

Lond. 1797), bald zum eifrigen Anhänger der alten unbeschränkten Monarchie machte; die ihn im J. 1801 in Bonaparte einen Mann erblicken ließ, wie sie „die Vorsehung zum Zeichen der Versöhnung sendet, wenn sie müde ist, zu strafen" (Vorrede zu Atala 3. Ausg.); im J. 1814 aber den verhaßtesten aller Menschen (S. seine Broschüre: De Bonaparte et des Bourbons).

Man würde Hrn. von Chateaubriand aber doch Unrecht thun, wenn man in dieser Veränderlichkeit seiner Grundsätze und Gesinnungen Alles auf Rechnung der Characterlosigkeit und des Bestrebens, der jedesmal bestehenden Macht zu schmeicheln, setzen wollte. Er hat einigemal entscheidende Beweise gegeben, daß er Uneigennützigkeit und Muth genug besaß, seine politische Stellung seinen Grundsätzen aufzuopfern. Er war 1804 Gesandter in Wallis; als er den Tod des Herzogs von Enghien erfuhr, reichte er sofort sein Entlassungsgesuch ein, und merkwürdiger Weise nahm ihm Napoleon es nicht übel; Chateaubriand aber blieb auch dafür der Lobredner des Kaisers. Später verscherzte er die Gunst Ludwigs XVIII. durch seine Schrift: De la Monarchie selon la Charte (1816) und wurde durch

eine königl. Ordonnanz von 5. Sept. 1816 aus dem Verzeichniß der Staatsminister ausgestrichen. Nach dem Fall des Decazes'schen Ministeriums trat er zwar wieder ein, schloß sich aber doch der Opposition gegen das Polignac'sche Ministerium an, und verzichtete, obgleich ohne Vermögen, selbst auf seine Pension.

In seiner ganzen politischen Thätigkeit begegnet dem Vicomte das besondere Unglück, es mit denen am meisten zu verderben, welchen er dienen will. Er ist seiner Natur nach Dichter, und mit diesem Talent verbindet sich am seltensten und schwierigsten das eines festen und richtigen Urtheils über innere und äußere Politik. In allen seinen Schriften finden sich nicht bloß schöne und starke Stellen, sondern auch erhabene und richtige Grundsätze, aber wieder vermischt und beschränkt mit gänzlich unhaltbaren Uebertreibungen. Dabei scheint den Dichter ein unbesiegbares Streben nach einer hohen politischen Thätigkeit zu beherrschen, welcher, wenn er sie erreicht, weder seine Kräfte entsprechen, noch seine Ueberzeugungen einige Dauer gestatten.

So war er, wie gesagt, im J. 1830 fast in die Reihen der liberalen Opposition getreten; aber nach

der Revolution verweigerte er als Pair der neuen Dynastie den Huldigungseid. Er verließ Frankreich, und schrieb seine Schrift: De la restauration et de la Monarchie elective, welche in der Minerva (April 1831.) vollständig geliefert worden ist. Aber das freiwillige Exil dauerte nicht lange; auf die Aufforderung eines Dichters kehrte er zurück, und trat wieder auf den Kampfplatz als Vertheidiger der vertriebenen Dynastie, indem er die Veranlassung ergriff, welche durch den am 14. Sept. 1831 in der Deputirtenkammer gemachten Vorschlag: Carl X. und seine Nachkommen mit ihren Gemahlinnen und Gatten für ewige Zeiten aus Frankreich zu verbannen, gegeben war.

Diese neue Schrift Chateaubriand's: De la nouvelle proposition relative au bannissement de Charles X. et de sa Famille (October 1831) ist auch in Deutschland hinlänglich bekannt geworden, so daß wir kaum nöthig haben, ihren Inhalt ausführlicher anzugeben. Ihr Sinn ist mehr negativ, als positiv; vor Allem bekämpft sie die Monarchie Ludwig Philipps, wie sie jetzt ist.

Hierbei geht sie von dem freilich hier sehr nahe liegenden Satze aus, daß die Herrschaft des Hauses

Orleans weder durch das Gesetz der Legitimität, noch durch eine ausdrückliche Erklärung des Volkes begründet worden sei, und indem sie eins von beiden fordert, entweder die Erhebung Heinrichs V. auf den Thron seiner Väter, oder Berufung einer neuen constituirenden Versammlung, eines National-Congresses, schwankt sie wiederum zwischen den zwei entgegengesetzten Principien der Erbherrschaft und der obersten Gewalt des Volkes. Der Verwaltung macht sie die Vorwürfe, welche auch von der entgegengesetzten Seite gehört werden, der Schwäche und Inconsequenz, aber es werden noch diejenigen hinzugefügt, welche aus der heimlichen, aber hartnäckigen Opposition der Geistlichkeit gegen die gegenwärtige Ordnung der Dinge entspringen, indem alle Maßregeln, welche die Regierung zu ihrer Vertheidigung ergreift, als Angriffe auf Religion und Kirche angesehen werden.

Von den zahlreichen Gegenschriften ist in jeder Hinsicht die wichtigste von Thiers: La monarchie de 1830. Aus ihr geben wir daher im Folgenden die Capitel, welche uns die interessantesten zu seyn schienen.

Revolution des Juli. Heinrich V. Napoleon II. Die Republik. Ludwig Philipp.

Als die berüchtigten Ordonnanzen erschienen, war man verdutzt. Man hatte zwar nicht an dem Eigensinne, wohl aber an der Kühnheit der Dynastie gezweifelt. Der erste Tag verging ruhig. Die Bewegung begann, als das Zeichen zum Widerstande von den Leuten gegeben wurde, an denen es zuerst war, den Ordonnanzen zu gehorchen, nämlich von den Schriftstellern. Das Volk ist vermöge seines natürlichen Feuers beständig nur zu geneigt zum Aufstande gegen die Regierungen. Aber um sich dieser Neigung hinzugeben, muß es den Anstoß von der Mittelclasse erhalten. Diese Classe ist es, auf welcher das Schicksal aller Regierungen ruht, d. h. auf der öffentlichen Meinung. An diesem Tage fand das Volk über sich Aufregung, Ermunterung und Beispiel. Denn was von den Uniformen der alten Nationalgarde noch vorhanden war, erschien, um sich an seine Spitze zu stellen. Es war heldenmüthig. Die Truppen waren fest und treu ihrer militärischen Dienstpflicht. Aber die Regierung, welche durch das Bewußtsein ihrer Fehler entmuthigt war, handelte

glücklicher Weise nicht mit der Energie, welche ihr den Sieg hätte verschaffen können. Sie hatte den Montmartre und die Artillerie von Vincennes in Händen, und dachte nicht daran, sie zu benutzen. Sie that dieses nicht aus demselben Grunde, aus welchem man im Jahre 1789 die Bastille nehmen ließ mit den 30,000 Mann, welche man vor den Thoren von Paris hatte, und aus welchen man troß der Leibgarden im Schlosse der allgemeinen Stände diesen erlaubte, sich als National=Assemblee zu constituiren. Dieser Grund ist kein anderer, als daß man ein tiefes Gefühl seines Rechts haben muß, um es zu wagen, gegen ein Volk kartätschen zu lassen, daß man an die Vortrefflichkeit seiner Sache glauben muß, um Sieger seyn zu können. Die Regierung glaubte nicht an die Vortrefflichkeit ihrer Sache. Und in der That, wem ist es nicht bekannt, daß dieser sonderbare Mann, der von einem so beklagenswerthen Schicksale betroffen wurde, daß dieser Marschall Marmont, der in Paris in jenen denkwürdigen Tagen den Oberbefehl hatte, in seinem Innern von Schmerz und Unruhe durchdrungen war, als er die Befehle Carls X. vollziehen ließ?

Ein heldenmüthiges Volk, eine entmuthigte Re-

gierung gaben unserer Sache einen unerwarteten Sieg.

Was mußte man thun?

Jetzt, da die Ruhe wieder hergestellt ist, jetzt, da das, was man gethan hat, Jedermann eine unerhörte und bis dahin beispiellose Freiheit gebracht hat, gefällt man sich in der Untersuchung dessen, was man hätte thun können. Man wagt es, die Frage aufzustellen, ob man mit Heinrich V., oder Napoleon II., mit der Republik oder mit Louis Philipp besser gethan hätte. Wir brauchen diese Untersuchung nicht zu fürchten. Denn das, wofür man sich entschieden hat, darf sich jeder Critik unterziehen.

Vor den Ordonnanzen würde ein einfaches Abtreten des Ministeriums Alles befriedigt haben. Hätte man die Minister aus der Majorität genommen, und so das Grundprincip der repräsentativen Monarchie anerkannt, so hätte sich Alles, und zwar auf immer, beruhigen können. Denn wenn die Dynastie beugsam genug gewesen wäre, um in diesem Falle nachzugeben, so wäre sie es auch gewesen, um die stufenweise und bestimmte Entwickelung der neuen Verwaltung zu ertragen. Alsdann würden wir, da wir schon seit langer Zeit an dem Gedanken festgehalten

hatten, daß eine Aussöhnung unmöglich wäre, unsern Irrthum eingestanden haben. Da aber Carl X. nicht nachgegeben hatte, da er die Ordonnanzen unterzeichnet hatte, da er Blut vergossen hatte, konnte er nicht länger regieren. Dessenungeachtet, wenn Donnerstag den 29., als Paris, nachdem es sich geschlagen hatte, seinen Sieg nicht kannte, und nicht wußte, ob es nicht am folgenden Tage gegen überlegene Macht zu kämpfen haben würde, als Paris unbekannt war mit der Entmuthigung der Truppen, mit der Unruhe und Geistesverwirrung, welche zu Saint-Cloud herrschten, da die schwankenden Deputirten sich noch nicht mit der Idee vertraut gemacht hatten, daß man die Dynastie verändern könnte, da noch gar keine Beziehungen zu der Familie Orleans bestanden; wenn, sage ich, Carl X. damals zu Gunsten Heinrichs V. entsagt hätte, so wäre vielleicht Heinrich V. möglich gewesen. Zuverlässig wäre er nicht lange möglich gewesen. Vielleicht wäre er aber doch angenommen worden. Aber, wenn man diese Meinung zuläßt, welche zu theilen ich jedoch weit entfernt bin, so war es nur ein Augenblick, ein beinah untheilbarer Augenblick, welcher zwischen dem errungenen Siege lag und der Zeit, wo man des

Sieges gewiß war; ein Augenblick, welchen nur eine vollkommene und hauptsächlich schleunige Geschicklichkeit zu ergreifen im Stande gewesen seyn würde, welchen aber der verblendete Urheber der Ordonnanzen gänzlich unfähig war zu erkennen.

Auch hatte man schon den Generalstatthalter zu Paris proclamirt, und es gab kein Mittel mehr, Heinrich V. vorzuschlagen, ohne sich der Erwürgung auszusetzen, als man in Saint-Cloud daran zu denken anfing, Heinrich V. zum König zu machen.

Sein Thron, wie der seines Großvaters, war demselben Verhängniß verfallen, dem nämlich, welches die Ordonnanzen gemacht hatte.

Wenige Augenblicke reichten hin, um das Volk von Paris von seinem Siege zu überzeugen, und die erste Richtung der Gemüther ging dahin, sich nach einer neuen Dynastie umzusehen. Man hatte keine Wahl getroffen, man wußte nicht, was man rufen sollte. Aber in diesem Interregnum rief man: es lebe die Charte, diese Charte, welche allein nicht untergehen sollte in den Tagen der Revolution, und welche wir auch in unsere Zukunft mit hinüber nehmen sollten.

Indessen hörte man hier und da, in den Vor-

städten, in dem Munde einiger alten Soldaten, welche Handwerker geworden waren, den Ausruf: es lebe Napoleon II.! Einige Frauen, die das Kaiserreich in treuem Andenken hatten, fragten sich in ihren Salons, ob man nicht an den Sprößling der kaiserlichen Dynastie dächte; aber Niemand hatte diesen Gedanken im Ernste gefaßt. In der That dachte in diesem Augenblicke keiner der Generäle oder der bedeutenden Personen des Kaiserreichs daran, die Adler in irgend einem der Quartiere von Paris wieder aufzustecken; keiner der jungen Leute, die im Juli so thätig waren, welche das Stadthaus erfüllten und welche Lafayette umzingelten, dachte daran, Napoleon II. zu proclamiren. Zwei Umstände vernichteten den Einfluß, den ein ruhmvoller Name geben konnte: erstens, der Herzog von Reichstadt war abwesend, und man muß gegenwärtig seyn, wenn Kronen ausgetheilt werden; ferner er war in Wien, in der Hauptstadt, welche für die Einbildung der Franzosen das am wenigsten Anziehende hat. An diesem Tage war Napoleon II. Nichts, als ein Blitz im Gedächtnisse, der durch den Anblick eines leer stehenden Thrones hervorgerufen wurde.

Ueber einen einzigen Punct bildete sich ein ern-

ster Gedanke. Die Republik hatte Anhänger auf dem Stadthause. Einige junge Leute glaubten, in der Republik einen Preis für ihre Tapferkeit zu finden, der ihrer Einbildung zusagte. Aber sie waren schwankend. Sie wußten nicht, ob sich diese Republik vorschlagen ließe, und ob sie angenommen werden würde. Sie hatten für sich nur einen einzigen Mann, Lafayette, der zwar wahrhaft groß war, aber unentschlossen, schwankend zwischen seinen Erinnerungen und seinem Verstande, seinen Erinnerungen nach sich gegen die Americanische Regierungsweise hinneigend, seinem Verstande nach aber ein Anhänger der monarchischen Regierung, und für diese letztere so leicht entschieden, daß er den folgenden Morgen Ludwig Philipp mit offenen Armen aufnahm.

Während Napoleon II. einen Augenblick in der Erinnerung des Volkes auftauchte, und die Republik der Einbildung einiger jungen Leute wünschenswerth erschien, gab es etwas Anderes, welches ohne Begeisterung, aber mit der Stärke der Nothwendigkeit, den allgemeinen Verstand ergriff und mit sich fortriß.

Es gab keine Partei oder Conspiration Orleans, wie einige Leute zu glauben, oder wenigstens zu sagen belieben. Es war kein Entwurf gemacht und kein

Plan vorher verabredet. Das Complott, welches im Werke war, war eins von denen, welche stets unfehlbar zum Ziele gelangen, welche nicht vereitelt werden am Tage vor der Ausführnng, denen man an dem Tage selbst sehr schwer Einhalt thut, welche in einem Augenblicke ihre Vollendung erreichen, welche Tausende von Mitverschwornen finden, ohne daß ein Einziger vorher geworben wurde, eine tiefe, allgemein gefühlte Nothwendigkeit, welche, sowie sie sich nur gezeigt hat, alle Welt mit sich fortreißt.

Was wollten wir vor dem Juli? Die repräsentative Monarchie mit einer Dynastie, welche deren Bedingungen zulassen und uns dafür den Thron verdanken sollte. Dieses war der Wunsch, den Alle wahrhaftig und rein hegten. Was hatten wir also zu thun, nachdem der Sieg unser war? Wir fanden an unserer Seite, selbst in den Reihen der Opposition, einen Fürsten, das Haupt einer Linie, welche seit Ludwig XIV., zu welcher Zeit sie von der ältern Linie getrennt wurde, von dieser ununterbrochen zurückgestoßen, verleumdet und verfolgt worden ist; einen Fürsten, der aufgeklärt und freisinnig war, welcher den Fehlern der Dynastie einen ruhigen, würdigen und gesetzlichen Widerstand geleistet hatte; einen Für-

sten voll von Tugenden, Einsichten, Kenntnissen und Geist, der überdieß durchdrungen war von patriotischen Gefühlen. Soldat von Jemappe, hatte er für die Nationalfarben gekämpft, nie gegen dieselben. Mit allen diesen Vortheilen verband er noch den Vortheil einer ausgezeichneten und zahlreichen Familie, welche, edel und freisinnig erzogen, uns im Falle eines Unglücks mehrere königliche Lebensalter zusicherte. Gewiß, wenn wir eine Monarchie wollten, konnten wir unsere Blicke auf keinen andern, als auf diesen Fürsten richten, welcher uns so wunderbar für diesen großen Umstand zur Seite stand.

Als die Opposition zu einer unbesetzten Regierung gelangt war, machte sie den Fürsten zum Könige, der an ihrer Spitze stand; zu Ministern diejenigen, welche sie seit funfzehn Jahren in beiden Kammern als Führer geleitet hatten.

Die Neigung der Gemüther zu dieser Idee schrieb sich nicht von diesem Tage, sondern von funfzehn Jahren her. Der Herzog von Orleans war es, an den sich Courrier in seinen Flugschriften und Couchois-Lemaire in seinen verurtheilten Briefen wandten; er war es, welchen gewisse Menschen in ihrer übel berechneten Ungeduld darum tadelten, daß er nicht

handele; er war es, dem die Bourbonen der älteren Linie Complotte zuschrieben, die er nicht schmiedete, dem sie einen Haß zuschrieben, der nur in ihrem eignen Herz war. Er war es endlich, bei welchem und mit welchem die guten Bürger die Fehler beklagten, welche den Staat vernichten konnten, und welche glücklicherweise nur seine Regeneration bewirkt haben. Ein solcher Fürst war nach eines Jeden Dafürhalten der bestimmte König. Also bedurfte es auch kaum einiger Stunden, damit ihm Paris, die beiden Kammern und das Stadthaus die Krone zugesprochen hatten unter dem Titel eines Generalstatthalters.

Dieses geschah, der natürlichen Neigung zufolge, welche sich der Gemüther bemeistert hatte. Und doch muß man bei gehöriger Prüfung und Vergleichung eingestehen, daß das Resultat des öffentlichen Instincts von der Art gewesen ist, als es der klügste Verstand nur immer hätte rathen können. Diese Prüfung und Vergleichung wollen wir jetzt anstellen.

Heinrich V., wäre er anders möglich gewesen, war aus zwei Gründen eine der schlechtesten Combinationen.

Wir bedurften nothwendig einen Angriff auf das, was man Legitimität nannte. In der That war es

nur kraft eines behaupteten persönlichen Rechts, eines höheren und göttlichen Ursprungs, daß die Dynastie die Charte von 1814 hatte octroiren und 1830 durch einen Staatsstreich wieder modificiren wollen. Es war kraft desselben Rechtes, daß Carl X. sich eine Macht beilegte, welche der des Landes überlegen wäre; daß er seine Minister außerhalb der Majorität ernennen zu können glaubte, und daß er in den Kammern nur Rathschläge, nicht Willen fand. Hierin lag der Grund seiner Irrthümer. Wir bedurften einen Grundsatz, welcher solchen neuen Zweideutigkeiten keinen Raum gab. Wir bedurften den Grundsatz des Vertrages zwischen der Nation und dem Königthum. Hierzu aber bedurften wir eine neue Dynastie, welche ihre Krone dem Lande und nicht einem persönlichen Rechte verdankte.

Ein zweiter, ebenso schlagender Grund lag in den Verhältnissen. Nehmen wir z. B. an, daß sich Carl X., sein Sohn, die Prinzessinnen sämmtlich zu Rom befinden, und daß das Kind, Heinrich V., zu Paris auf dem Throne unter der Vormundschaft des Herzogs von Orleans stehe, und daß diesem auf eine Zeitlang die Regentschaft und die Verwaltung des Königreichs übertragen wäre, so würde die so beste-

hende Regierung nicht nur durchaus lächerlich, sondern auch durchaus unmöglich gewesen seyn.

Jetzt giebt Ludwig Philipp ohne irgend eine gezwungene Nachgiebigkeit gegen die gefallene Familie nur den Gefühlen nach, welche ihm sein Patriotismus eingiebt. Er gründet sein Recht auf den Vertrag, der ihn an die Nation bindet. Er handelt mit vollkommener Freiheit, und ist mit den Männern der alten Opposition umgeben, in deren Wahl er durch keinen geheimen Einfluß irgend behindert wird. Und doch klagt man bei diesem Allen Ludwig Philipp an, daß er eine Monarchie beabsichtige, welche man eine quasi-legitime genannt hat.

Nun denke man sich dagegen Louis Philipp als bloßen Regenten, der die gefallene Dynastie im Rücken habe, von derselben durch ihren ganzen Einfluß behindert, und bei jeder Unpäßlichkeit eines Kindes angeklagt und verleumdet werde, wie Fonfrede so treffend bemerkt hat. Man denke sich denselben nicht als Eigenthümer der königlichen Macht, sondern nur als den Verwahrer derselben, der verbunden ist, über dieselbe nur wie über ein anvertrautes Gut zu verfügen. Man denke sich ihn einer Opposition gegenüber,

welche dieses zwitterartige Verhältniß und wohlgegründetes Mißtrauen von der Regierung entfernt haben würden, wie er von dieser Opposition beschuldigt werden würde, die alte Verwaltung fortzusetzen und allen Vorurtheilen der veralteten Dynastie zu huldigen. Man denke sich endlich diese Regierung, die aus einem Greise bestehen würde, aus einem Kinde und einem Seitenverwandten, die zu Rom und zu Paris ihren Sitz haben würde, die aus Priestern zusammengesetzt, aus Erziehern und aus Ministern, angegriffen, verleumdet, verachtet, nichts auf eine entscheidende Weise zu unternehmen vermocht hätte; man denke sich alles dieses — und wage alsdann die Behauptung, daß Frankreich eine solche Regierung hätte annehmen können. Nein, gewiß nicht! Ueber Heinrich V. bedarf es also keiner weiteren Bemerkungen, als die wenigen, die jetzt folgen sollen.

Er war nur für so wenige Augenblicke möglich, daß man getrost sagen kann: er war unmöglich.

Er war für uns nicht geeignet. Denn wir mußten die Reihe der königlichen Vorurtheile durchbrechen, und eine Dynastie annehmen, welche sich auf ein neues Recht gründete.

Das Verhältniß mußte klar, rein und bestimmt

seyn. Die Dynastie durfte es nur mit sich selbst und mit uns zu thun haben.

Napoleon II. hatte weniger Theilnehmer, als irgend ein Anderer. Denn wenn Heinrich V. seine behauptete Legitimität für sich hatte, und einige entmuthigte Bajonette zu Saint-Cloud, wenn die Republik den Enthusiasmus einiger jungen Leute für sich hatte, in deren Mitte ein gefeierter Greis stand, so hatte Napoleon II. nichts für sich, als einige Erinnerungen, in denen er hin und wieder in Städten nnd Dörfern fortlebte. Seitdem hat es wohl so scheinen können, als ob er eine Partei für sich hätte, weil die Anarchisten sich zuweilen seines Namens bedienten, indem sie ihn ruhmvoller fanden, als den ihrigen; aber es gab nie und giebt auch noch nicht eine Partei bedeutender Männer, welche seiner Sache zugethan wären. Der gewaltige Ruhm seines Vaters ist doch nur eine rein ideelle Gewalt, welche die Herzen einiger alten Soldaten wieder belebt, einige ergebene Erinnerungen aufgeregt und zuweilen den Ruf: es lebe der Kaiser! hervorgerufen hat, welche aber doch keinen Krieger des Kaiserreichs vermocht hat, die Adler wieder zu erheben. Mit so wenigen Elementen läßt sich kein Land regieren. Ueberdieß wäre

diese Combination durchaus verwerflich gewesen. Sie hätte uns die verbrauchten, verfärbten, unmächtigen Reste der Verwaltung wiedergegeben, welche 1814 verendete, und welche selbst durch den Geist ihres Hauptes in den hundert Tagen nicht wieder belebt werden konnte. Es wäre ein Widerspruch mit einer freien Verwaltung gewesen. Sie hätte die Regierung dem beständigen Verdachte eines fremden Einflusses ausgesetzt. Sie hätte uns mit Europa entzweiet, sie hätte uns in Kriege verwickelt, ohne den Geist Napoleons. Sie hätte nicht einmal Oesterreich für uns gewonnen, welches zu klug gewesen wäre, um zu glauben, daß es einen dauernden Einfluß erhielte, wenn sein Blut auf dem Throne Frankreichs sich befände, und verständig genug, um einzusehen, daß es alle unsere kriegerischen Leidenschaften wieder erregen würde, wenn es uns den Namen Napoleons gäbe.

Was die Republik betrifft, so wäre sie gänzlich unthunlich gewesen, auch abgesehen davon, daß sie die Welt erschreckt haben würde, und daß außerhalb des Stadthauses Niemand sie ernstlich wollte, und daß sie mithin all das Ungeeignete gehabt haben würde, welches aus einer unmächtigen Minorität nothwendig hervorgeht. Ohne mich auf allgemeine Grundsätze ein-

zulassen, ohne daran zu erinnern, daß die Republik nicht für große, alte und civilisirte Staaten geeignet ist; ferner, daß sie nicht bestehen kann in rein militärischen Staaten, weil sie daselbst zu leicht in eine Herrschaft des Schwertes ausartet, ohne mich endlich auf die frische Erfahrung zu berufen, die wir in unserem Jahrhundert gemacht haben, und ohne allbekannte Wahrheiten zu wiederholen, will ich nur eine Bemerkung darüber machen. Die Monarchie Ludwig Phlipps hat seit anderthalb Jahren sich nur mit der größten Mühe halten können, und hat die öffentliche Ruhe nur durch ein Wunder bewahrt, obgleich sie in der allgemeinen Meinung begründet war, obgleich sie sich, was man auch dagegen sagen mag, des Beifalls von ganz Europa zu erfreuen hatte, obgleich sie mit den talentvollsten und erfahrensten Männern aller Verwaltungen umgeben war, welche sich sämmtlich beeiferten, dieselbe mit ihren militärischen Namen, oder ihrem diplomatischen Einflusse, oder ihrer parlamentarischen Ueberlegenheit zu unterstützen. Nun stelle man sich dagegen vor, was geschehen seyn würde, wenn man die Republik ausgerufen hätte. Die allgemeine Meinung würde abgefallen seyn; Europa würde feindselig geworden seyn; alle Männer, welche jetzt ihre

Mitwirkung entgegen gebracht haben, würden sich entfernt, oder wenigstens abgewartet haben, was die Zukunft über die Dauer einer solchen Einrichtung verhängen würde. Der Präsident dieser Republik wäre ebenso ausgemacht gewesen, als der König der neuen Monarchie, nämlich Lafayette. Wohl oder übel, er hätte es annehmen müssen. Als Stützen hätten ihm zur Seite gestanden .... wer? ... die jungen Leute des Stadthauses, tapfer, einige geistreich, aber unerfahren mit der Welt und mit den Verhältnissen. Nun denke man sich während dieser anderthalb Jahre, mitten in den Stürmen, die wir bestanden haben, Lafayette mit seinem zarten und liebreichen Gemüthe, mit seinen Tugenden, seinem Namen und allen seinen Vorzügen, in Verein mit diesen jungen Leuten voll Begeisterung, an der Spitze Frankreichs stehend und mit Europa unterhandelnd, und sage alsdann, ob man eine solche Zusammenstellung hätte wünschen können, sowohl für den Ruhm Lafayettes, als für das Glück Frankreichs. Ich glaube, daß für Leute von Einsicht wenige Bemerkungen noch nöthig seyn dürften.

Ludwig Philipp vereinigte aber alle Vorzüge in sich und hatte keinen Nachtheil.

Denn erstens war es ein Königthum.

Ferner war es ein neues Königthum, welches auf ein neues Recht gegründet war.

Ein Königthum ohne Verbindung mit der alten Dynastie, wie es das Heinrichs V. gewesen seyn würde; im Gegentheile getrennt von ihr durch eine Feindschaft, welche alle Rücksicht für das Unglück, welche die Familie Orleans auch hegen mag, demnach in Jahrhunderten nicht wird überwinden können;

Ein volksthümliches, freisinniges und weises Königthum;

Ein Königthum, welches Europa sicher stellte; denn der Herzog von Orleans war persönlich gekannt, geschätzt und geachtet von allen Souveränen, und diese sind nicht bemüht gewesen, die Schwierigkeiten zu vermehren, welche um den neuen Thron sich aufhäuften.

Der Erfolg wird lehren, ob diejenigen sich geirrt haben, welche in Uebereinstimmung mit ganz Frankreich diese Wahl für die Beste gehalten haben.

Unterschied und Aehnlichkeit zwischen der Monarchie von 1830 und der Monarchie von 1815.

Durch den Grundsatz der neuen Monarchie ist zwischen der Monarchie von 1815 und der von 1830

ein unermeßlicher Unterschied geschaffen. Denn der Unterschied ist in der That kein geringerer, als derjenige, welcher zwischen Einbildung und Wirklichkeit besteht.

Doch finden auch zwischen Monarchien bedeutende Aehnlichkeiten Statt. Diese bestehen in der Form. Denn eine Monarchie ist es, was wir hatten, und eine Monarchie ist es, was wir noch haben. Und Monarchie und Monarchie haben immer Aehnlichkeit mit einander.

Es giebt Leute, welche sich darüber wundern, daß viele Dinge noch gerade so sind, wie sie waren. In ihren Augen hat sich nichts verändert, weil wir noch einen König haben, welcher, wie man sagt, unantastbar ist, noch Minister, welche man angreifen kann, wie man will und soviel man will, noch Journale, welche dieselben mit Injurien überhäufen, noch zwei Kammern, eine friedfertige und eine stürmische, noch Oppositionsmänner und Ministerielle, ferner noch Lehren der Opposition und des Ministeriums, die nicht von gestern sind, noch Berechnungen der Majorität und Minorität und endlich ein Budget. Einen Unterschied gab es noch, aber auch der ist verschwunden; die Tuillerien sind am Tage offen und des Abends

erleuchtet, wie vormals, es giebt daselbst einen König, wie sonst. War es wohl der Mühe werth, eine Revolution zu machen, wenn man so viele Dinge nach derselben wieder finden und wieder erblicken wollte?

Es giebt Leute, welche nicht eher an eine Revolution glauben, als wenn sie dieselben Häuser nicht mehr sehen, Andere, als wenn sie dieselben Menschen nicht mehr am Leben finden, und noch Andere, und das sind die Meisten, als wenn sie ein Amt erlangt haben. Diejenigen, welche empfindlichere Augen, als andere Leute haben, oder größere Rachsucht, oder ein größeres Interesse können allerdings der Meinung seyn, daß jetzt nicht genug verändert worden sei. Aber die einsichtsvollen und redlichen Männer wissen und erkennen, daß Alles, was verändert werden konnte, in der That verändert worden ist, und daß das, was noch zu thun übrig ist, auch zu seiner Zeit geschehen wird. Die Regierung hat, was am Leichtesten in die Augen fällt, ihre Fahne verändert, sie hat aber auch, was man am Schwersten bemerkt, und was doch von der größten Bedeutung ist, ihren Grundsatz verändert. Sie hat die dreifarbige Fahne aufgesteckt, und hat den Thron auf den Grundsatz des Nationalwillens gegründet. Aber man mußte die Monarchie erhalten mit

ihren sonst edlen und gefälligen Formen; man mußte die Gesellschaft nach ihrem gegenwärtigen Zustande aufnehmen, nach ihrer Stufe der Einsichten und der Bildung.

Nicht jede Revolution darf die ganze Gestaltung der Gesellschaft durchaus umgestalten wollen. Die Revolution von 1789 war, was man heutzutage eine gesellschaftliche nennt. Damals mußte man Alles umbilden und Alles unkenntlich machen. Man durfte keinen Adel und keinen Bürgerstand mehr sehen, keine Präsidenten mit der Hermelinmütze (à mortier), keine Hofabbés, keine Mönche, keine Klöster, keine parteiischen und exilirten Parlamente, keine in drei Classen getheilten Stände, keine Versammlungen der Notablen, keine Verwalter, keine Generalpächter, keine Bastille, keine Verhaftsbefehle (lettres de cachet), kein Versteck und keine von all den Strafen, die ich nicht nennen mag. Alles dieses mußte durchaus verschwinden. An die Stelle der glänzenden Anzüge und der Gewänder von Seide und Gold mußten einfache Kleider von schwarzem Tuche treten, die heiteren Mienen mußten sich mit gewichtigen und ernsten vertauschen. Versailles mußte den Tuillerien zu Gefallen verlassen werden. Endlich mußten (da es die Vorsehung nach

ihren unerforschlichen Rathschlägen so gewollt hat) furchtbare Catastrophen, innerlicher und äußerlicher Krieg, 30 Jahre des Kampfes die Generation von. 89 hinweggraffen. Diejenigen, welche in die Heimath zurückkehrten, durften weder Freunde, noch Verwandte wiederfinden, sie mußten eine ganz neue Generation sehen, die Männer mußten Greise geworden seyn, die Kinder Männer und ein Cadet der Kriegsschule zu Brienne der Herr der Welt. O, wahrhaftig, damals gab es Ursache zum Erstaunen für Augen, Herz und Gemüth, damals gab es Grund einzugestehen, daß eine Revolution das alte Frankreich gänzlich umgekehrt habe. Aber zum Glück hatten wir nichts dem Aehnliches weder zu erwarten, noch zu wünschen.

In einem Lande, wo der Boden unter tausend Hände vertheilt war, wo die Lasten der Gesellschaft gleichmäßig unter Alle vertheilt waren, wo Gleichheit des bürgerlichen Rechts galt, wo die Menschlichkeit der neueren Strafgesetze waltete, wo die Charte mit zwei Kammern herrschte, wo es ein jährliches Budget gab, wo kein anderer Unterschied der Person bestand, als zwischen Wähler, Deputirten und Pair, wo es nur ein Unglück gab, nämlich einen König, welcher die Charte beschworen hatte, und ohne dabei

zu zweifeln, ohne es zu glauben, den Gedanken des Meineids in sich trug, — was war in einem solchen Lande zu thun? Nur Eins, und dieses Eine habe ich schon tausend Male gesagt, man mußte den König unterdrücken und die Monarchie aufrecht erhalten.

Um aber diese rein politische Revolution der Regierung ihrem ganzen Character nach zu erfüllen, mußte man mehr thun, als bloß den König vertauschen; es war nothwendig, die Dynastie zu vertauschen, von einem Zweige zum anderen überzugehen, und Heinrich V., der legitim war, zu Gunsten des Herzogs von Orleans zu verwerfen, der es nicht war, und welcher seine Legitimität nirgend suchen konnte, als bei der Nation.

Diese Revolution, welche, ich wiederhole es, rein politisch war, ließ auch noch andere Veränderungen zu. Man konnte nun mit einem Male Einschränkungen aufheben, was ohne eine Revolution nur nach und nach auf tausend Umwegen möglich gewesen wäre. So hat man auf der Stelle den vierzehnten Artikel der Charte aufgehoben, das erforderliche Alter, um Deputirter werden zu können, von 40 auf 30 Jahre, das Alter, um wählen zu können, von 30 auf 25 Jahre herabgesetzt; man hat

den Census der passiven Wahlfähigkeit von 1000 Franks auf 500, den der activen Wahlfähigkeit von 300 Franks auf 200 herabgesetzt; man hat den Provinzen Departemental- und Municipalordnungen gegeben; man hat Nationalgarden errichtet; man hat, so schnell man nur immer konnte, vielleicht zu schnell, die Charte ergänzt. Um uns kurz zu fassen, man hat jetzt mit einem Male erlangt, wozu man sonst Jahre bedurft haben würde, mit einem Worte, man hat einen größeren Theil der Nation mit zur Regierung berufen.

Aber die Revolution des Juli hat weder die Französische Gesellschaft, noch die ewigen Gesetze der Politik verändert. Vom Ende des Juli, wo Carl X. regierte, bis zum Anfange des August, wo Ludwig Philipp regierte, hat sich Frankreich nicht in ein neues Land umgestaltet, es ist nicht mehr, noch minder zahlreich, reich, aufgeklärt und ausgebreitet geworden; nicht ein Bauer hat in diesem Zeitraum lesen gelernt. Der Juli hat an der geographischen Lage Frankreichs Nichts geändert, mitten zwischen eifersüchtigen und militärischen Staaten. Der Juli hat nicht Frankreichs frühere Erinnerungen vernichtet, seinen Geschmack, seinen Luxus, seine verfeinerte Bildung.

Der Juli hat nicht bewirkt, daß wir jetzt eine republicanische Regierungsform haben könnten, welche sechs Monate vorher für uns unmöglich war. Der Juli hat nicht gemacht, daß man in einer Monarchie das System willkürlich verändern und ohne Gefahr eine Gewalt schaffen oder vernichten kann, daß man der einen Gewalt größere Stärke verleihen, der anderen dagegen allen Einfluß entreißen kann.

In dieser Monarchie nun, welche nothwendig aufrecht erhalten werden mußte, finden sich äußere Aehnlichkeiten, auf welche man einen Vorwurf gegen die Regierung gründen will. Diese Monarchie haben wir gewollt, und wollen sie noch, nicht aus einer gewissen sclavischen Hinneigung nach einem Zustande, in dem man von einem Menschen abhängig ist, sondern weil wir zu der Erkenntniß des bewunderungswürdigen Systems gekommen sind, nach welchem man unter der scheinbaren Abhängigkeit von einem Menschen doch nur von den Gesetzen abhängt. Denn nach diesem Systeme ist Alles berücksichtigt und Alles geordnet, und in Vergleichung zu ihm ist die Republik nur ein unvollständiger und ungenügender Entwurf, welcher hinter der wahren Ausbildung und der Kunst, die Völker zu lenken, weit zurücksteht.

Dieses System ist es, welches uns in der Monarchie von 1814 versprochen war, und welches durch die Monarchie von 1830 in Erfüllung ging. Wir mußten es nach dem Juli aufstellen, und die Aehnlichkeiten, welche es haben muß, dienen jetzt zum Gegenstande von Anklageschriften. Dieses System macht es, daß man noch sprechen hört von einem Könige, von Ministern, von Kammern, von Majorität, von Minorität, von königlicher Prärogative und von Verantwortlichkeit der Minister. Dieses System hat auch zur Folge, daß man von einem hartnäckigen Ministerium sprechen hört, welches den Staat zu Grunde richtet, und auf der andern Seite von einer blinden Opposition, welche den Staat in den Abgrund stürzen will. Solche Vorwürfe sind sehr alt, und Bolingbroke, Walpole, Chatam, Pitt, Fox, Sheridan, Canning, Wellington haben sich dergleichen gegenseitig gemacht. Doch haben solche Vorwürfe nur eine wirkliche Bedeutung in Ländern, welche einer Revolution entgegengehen, denn hier ist es begründet, daß das Ministerium oder die Opposition, das eine oder die andere dem Ruine des Staats entgegengehen. Wo aber der Abgrund der Revolutionen überstanden ist, haben solche Vorwürfe nur eine sehr relative Bedeutung, weil

es in diesem Falle nicht mehr wahr ist, daß das Ministerium oder die Revolution Alles zu Grunde richten können, und die ganze Streitfrage zum Glück in nichts Anderem besteht, als in einer mehr oder weniger gut verstandenen Verwaltung.

Wir werden auch ferner noch alle diese Dinge zu hören haben. Aber nach und nach werden wir uns weniger dabei beunruhigen, und ihnen weniger Aufmerksamkeit schenken, je weiter wir uns von dem Abgrunde entfernen, an dem wir vorüber gekommen sind. Aber diese äußeren Aehnlichkeiten zwischen dem, was war, und dem, was ist, dürfen uns nicht dazu vermögen, die unermeßlichen Unterschiede zu verkennen, welche zwischen der Monarchie von 1814, und der von 1830 vorhanden sind.

Unter Carl X. hat man nie gesehen, daß der Majorität ihr Einfluß zugestanden gewesen wäre; man hat nie gesehen, daß die Minister sich um den Willen, das System und die Absichten der Majorität je bekümmert hätten. Man hörte nur von einer höheren Gewalt sprechen, welche der König von der Reihe seiner Vorfahren überkommen hätte; man hörte nur beständige Klagen und Drohungen gegen die Presse, welche jedes Jahr wiederholt wurden, so oft man

nicht in Einverständniß mit derselben regieren konnte. Entweder die Presse, sagte man, oder das Land müßte unterliegen, d. h. entweder der menschliche Geist müßte ersterben, oder die Gesellschaft untergehen. Man hörte beständige Klagen über die Bewegung der Gemüther, über die Theilung des Eigenthums, und sogar über die Fortschritte der Industrie. Ja ein Mal hat man sogar gehört, daß ein Minister, welcher seine Macht auf die Börse gründete, sich über die Höhe beklagte und dieselbe ein Fieber [1]) nannte, welche doch seinen Ruhm ausmachte. Eine traurige Gewalt, welche fühlte, daß die Zukunft für sie verloren war, bejammerte ununterbrochen die Entwickelung des menschlichen Geistes, und faßte seine Grundsätze in der berüchtigten Redensart zusammen: Das Böse erzeugt mehr Böses, als das Gute Gutes. Zugleich suchte sie ihre Stütze in einer Gewalt, welche ihren Platz nicht verläßt, in der katholischen Religion, und jedes Jahr sprach sie bei der Discussion des Budgets von den Tugenden, den Wohlthaten

---

1) Jedermann erinnert sich der berüchtigten Phrase des Herrn von Villele, in welcher er von der fieberhaften Höhe sprach, welche die öffentlichen Fonds ergriffen habe.

und den Schmerzen des Clerus, und bedauerte, indem sie ihm neue Tribute darbrachte, daß es der Zustand der Finanzen nicht erlaubte, ihm noch reichlichere zu spenden.

Dieses war der Geist der Verwaltung. Die Familie, welche damals regierte, war der lebendige Ausdruck dieses Geistes der Verblendung. Wahrhaftig, die Herzen waren nicht verderbt in dieser Familie, welche nicht mit uns leben mochte! Nur wer Gefallen daran findet, das Unglück zu verhöhnen, möchte solches zu behaupten im Stande seyn. Aber die Herzen waren verschlossen und traurig. Ein Greis, der von der Messe zur Jagd ging; sein Sohn, der sich mit Revüen und Uniformen beschäftigte, ohne eine Ahnung von Größe zu haben, lediglich um sich eine ergebene Armee zuzusichern; denn damals sagte man nicht, die Armee ist zahlreich, schön, kriegerisch, sondern nur, sie ist treu; ein Kind, welches einem Emigrirten und Bischöfen überlassen war, die ohne Einsichten waren; eine Prinzessin, welche zwar das Erhabene des Unglücks hätte heben können, sich aber nur das Bittere desselben angeeignet hatte; eine andere Prinzessin, welche zerstreut und fanatisch war, wie eine Italienerin; das war diese Familie, eine wunderliche Copie der

Stuarts, eine Familie, welche man kaum zu Gesichte bekam, welche sich in eine Wolke von Vorurtheilen und Dunkelheit einhüllte, und welche man zuweilen erblickte, wie sie von acht Pferden dahin gezogen wurde, die sie den Augen Frankreichs zu entziehen schienen.

Giebt es heut zu Tage nichts dem Aehnliches? Die Gewalt hat ihr Ansehn behauptet, mitten in den Stürmen, welche gegen sie tobten, und den wüthigen Parteien ausgesetzt, welche durch einen umgestürzten Thron Geschmack an Zertrümmern gewonnen hatten; aber mitten in den Widerwärtigkeiten und Leiden der Gegenwart, welche sie nicht verhehlte, hat sie beständig einen Glauben an die Zukunft bewährt, der gleich ausgezeichnet war durch Umfang sowohl, als Edelmuth. Von der Presse mit größerer Heftigkeit angegriffen, als Carl X., hat sie, diese Gewalt, niemals behauptet, daß man ohne dieselbe nicht regieren könne, sie hat die Presse niemals weder angeklagt, noch bedrohet; sie hat regiert ohne ihren Beistand und gegen ihren Willen, ohne eine andere Stütze zu haben, als den gesunden, öffentlichen Sinn; sie hat nie, weder Furcht noch Bedauern, ausgedrückt über die großen Fortschritte, welche die Bildung machte; sie hat sich

nie, weder über die Theilung des Eigenthums beschwert, noch über die Gleichheit der Sitten, welche die nothwendige Folge davon war; sie hat stets die öffentliche Wohlfahrt gefördert und gehofft, und findet jetzt schon in dem Wiederaufleben desselben ihre vollkommene Belohnung. Ueberall hat sie das Böse als eine schlimme Folge des Guten betrachtet, welches aber dem Bösen tausendfach überlegen wäre. Sie hat immer gut gesprochen und gut gehofft. Sie hat dem Clerus weder Hohn gesprochen, noch geschmeichelt, sie hat den Bedürfnissen desselben auf eine anständige Weise Genüge geleistet, und demselben Gebete weder bezahlt, noch abverlangt, welche er gegen den Lauf des Jahrhunderts anstellen sollte. Hauptsächlich hat sie den Kammern über den Anfangsunterricht Mittheilungen gemacht, und ohne die Regierung den Händen des Volks übergeben zu wollen, hat sie es würdig machen wollen, dereinst größeren Antheil daran zu nehmen. Mit einem Worte, überall hat sie neben einer gewissen Trauer um die Gegenwart ein großes Vertrauen auf die Zukunft gezeigt.

Die edle und einfache Familie, der es obliegt, diese Regierung unseren Augen darzustellen, thut dieses, wie es ihrer würdig ist. Man braucht Frank-

reich hierüber Nichts zu sagen, denn ganz Frankreich hat sie gesehen in ihrer Liebenswürdigkeit, Feinheit, Offenheit, ihrer Anmuth und ihrer Edelmüthigkeit. Ganz Frankreich hat in den Straßen, mitten in der Nationalgarde, bei Tische, diesen Fürsten gesehen, wie er ernst, einfach, aufgeklärt, geistreich, beredt, mit den Menschen bekannt und den Verhältnissen, die Gesandten aller Städte in Erstaunen setzte durch seine Kenntniß nicht allein der allgemeinen Interessen des Landes, sondern auch der speciellen Interessen der kleinsten Oertlichkeit. Alle Welt hat diese Königin in ihrer Anmuth und Würde gesehen und geachtet, diese zahlreichen Kinder, die mit uns erzogen worden sind, die mitten unter unseren Soldaten leben, die für die Waffen begeistert sind, und dennoch die tiefe Politik achten, welche ihren jungen Muth im Zaume hielt; alle Welt hat diese königliche Familie gesehen, auf den öffentlichen Plätzen, auf den Spaziergängen, in ihrem Hause, in ihrem Innern, ohne Bedeckung, ohne Vorsicht, zugänglich, offen und immer erhaben in ihrer edlen Einfalt.

Und hierin bestehen die unermeßlichen und gewichtigen Unterschiede. Geblieben ist uns das Königthum, welches wir hatten, aber ein Königthum, wel-

ches aufgeklärt ist und vertrauensvoll; ein Königthum, welches der Zukunft mit demselben Feuer entgegen geht, als wir, welches, weit entfernt, die Zukunft zu vernichten, dieselbe befestigen muß, indem sie derselben die öffentliche Wohlfahrt als Beistand gewährt. Dieses Königthum befindet sich in den Tuillerien, wie das alte Königthum; es befindet sich daselbst, um zu beweisen, daß die Tuillerien uns gehörten und daß wir dieselben ihm verleihen konnten. Es befindet sich daselbst. Aber aller Welt steht der Eintritt in dieselben offen und der Anblick unseres Königthums. Innerhalb der Tuillerien wehen und werden wehen bis in die Ewigkeit die schönen Farben des wiedergebornen Frankreichs, um den Augen aller Welt zu offenbaren, daß der Unterschied unermeßlich ist, welcher zwischen dem Königthum von 1830 und dem von 1814 liegt.

Die Stellung der neuen Monarchie zu den Parteien.

Nachdem wir den Grundsatz entwickelt haben, auf welchem die Monarchie von 1830 beruhet, und den aus diesem Grundsatze hervorgehenden Geist dargestellt haben, wollen wir ihre Stellung sowohl

nach innen, als nach außen, sowohl in Beziehung auf die inneren Parteiungen, als in Hinsicht auf die Ausländer schildern.

Die Stellung, welche die Monarchie von 1830 gegen die innern Parteiungen angenommen hat, läßt sich durch die zwei Worte bezeichnen: Milde und Gesetzlichkeit.

Es giebt Leute, welche der Ansicht sind, daß diese Worte entweder ganz bedeutungslos sind, oder im Widerspruche stehen mit der Idee einer Revolution. Immer und überall sehen sie die Revolution von 1789 oder die von 1815; die eine, welche durch Feuer und Schwert die gesellschaftliche Ordnung umgestürzt hat, die andere, welche sich bemüht, diese Ordnung so viel, als möglich, wieder herzustellen; die eine, wie sie leidenschaftlich für die Zertrümmerung ist, die andere, wie sie mit derselben Leidenschaft eine Reaction erstrebt. Aber nicht jede Revolution muß schlechterdings zertrümmern oder wieder aufbauen. Namentlich würde die Revolution, welche nur Alles beschließen, Alles vollenden und Alles einander näher bringen sollte, weder den Character, noch die Mittel der Revolutionen haben können, welche ihr vorangegangen sind.

Wenn eine Revolution Alles umgestalten will,

so ist es natürlich, daß sie Alles angreifen muß, und wenn man Alles angreift, so sucht sich Alles zu vertheidigen. Die Revolution von 1789, welche mit Recht Frankreich durchaus umgestalten wollte, setzte es nicht allein mit sich selbst, sondern auch mit ganz Europa in einen solchen Widerspruch, daß ein innerer sowohl, als äußerer Kampf unvermeidlich war, und daß zu dem bürgerlichen Kriege noch ein blutiger auswärtiger hinzukommen mußte. Wechselsweise republicanisch und dictatorisch unter dem Convent, militärisch und monarchisch unter dem Kaiserreiche, war unsere erste Revolution von der Einnahme der Bastille bis zur Schlacht von Waterloo nichts Anderes, als ein langer und heftiger Kampf gegen die alte Ordnung, welcher in allen Formen und an allen Orten durchgeführt wurde. Von 1815 an hat die alte Ordnung sich wieder geltend gemacht, zuerst mit einem Geiste der Rache, alsdann, als dieser etwas gestillt war, mit einem Geiste der Habsucht, und endlich bis zum Juli 1830 mit einer verbrecherischen Hartnäckigkeit.

Die Revolution von 1830 hat nun nach allen diesen Kämpfen und Gegenkämpfen die Aussöhnung zwischen allen Verwaltungen und allen Parteiungen

bewerkstelligt. Sie hatte Nichts zu vernichten bis auf die Dynastie und bis auf einige Einschränkungen, welche dem vollkommenen Gebrauche unserer politischen Rechte entgegenstanden; sie hatte Nichts weiter zu thun, als die natürliche Entwickelung unserer Einrichtungen wieder frei zu gestatten, welche durch die entthronte Dynastie gehemmt und aufgehoben war; in der Verwaltung brauchte sie bloß fortzufahren in dem Geiste der Vervollkommnung, welcher, Dank sei es der Oeffentlichkeit, hier schon herrschte, und nur etwas zu schüchtern war und zu nachgiebig gegen gewisse Mißbräuche.

Mit einem solchen Berufe brauchte die Revolution von 1830 auch nicht denselben Nachwehen und denselben Feindseligkeiten zu begegnen. Ein Tag Kämpfens befreite sie von der Dynastie; aber als dieses geschehen war, brauchte sie Niemanden mehr weder zu entwaffnen, noch zu plündern. Ohne Zweifel hat der Clerus, welcher eine Familie gestürzt sah, die sich gern auf ihn stützte; ohne Zweifel haben die Royalisten des Südens und Westens, welche für diese Dynastie eine verjährte Zuneigung hegten; ohne Zweifel endlich haben auch viele Leute, die sich immer vor Revolutionen erschrecken, entweder mit Verdruß, oder

mit Schmerz, oder mit Aengstlichkeit unsere gegenwärtige Revolution betrachtet. Aber diese Gefühle des Verdrusses, des Schmerzes und der Aengstlichkeit geben nicht mehr Veranlassung zu den Beraubungen, welche man bei der ersten Revolution gegen sie ergehen lassen mußte. Im Jahre 1830 nahm man dem Clerus nicht seine Güter, man beraubte diese Landjunker des Südens oder der Vendee nicht ihrer Ländereien, ihrer Lehnrechte, ihrer Steuerfreiheit, ihrer Titel u. s. w.; man hegte gegen die Furchtsamen keinen Verdacht, man verbannte dieselben nicht, noch zog man ihre Güter ein. Nichts brauchte gethan zu werden, das mit den Ereignissen von 1789 Aehnlichkeit gehabt hätte. Statt des parteiischen Hasses und statt der Verzweiflung mußte die Revolution von 1830 ohne Zweifel großes Mißvergnügen erregen, sie mußte veraltete Gefühle verwunden und Unruhen erzeugen; aber sie konnte nicht jenes Gefühl des Abscheues erregen, welches durch Vernichtung und Plünderung immer eingeflößt wird. Um den Clerus zu beschwichtigen, um die Royalisten zu trösten und um die Erschrockenen zu beruhigen, war Zeit, Rücksicht und Sicherheit erforderlich. Wenn die Revolution des Juli bei so bewandten Umständen einfaches Mißver-

gnügen für drohenden Aufruhr hätte betrachten wollen, der augenblicklich zum Ausbruch kommen könnte, wenn sie hiernach ihre Maßregeln hätte ergreifen wollen, und folglich hart, streng und schrecklich aufgetreten wäre, so würde sie einen erstaunlichen Mißgriff gethan haben; sie würde ihren Beruf verfehlt, und den Weg der Reactionen eingeschlagen haben, welchen sie gerade zerstören sollte. Denn Strenge erzeugt bekanntlich Strenge, und Revolutionen leben nur unter dem unerbittlichen Gesetze der Vergeltung.

Uns jetzt ohne Zweck, ohne Grund, ohne wirkliche Gefahr mit der Strenge von 1793 waffnen zu wollen, wäre barbarisch gewesen und gefühllos. Die Revolution von 1789 hatte den Grund, die Entschuldigung und den Ruhm einer umfassenden Wiedergeburt, und unermeßlicher und unvermeidlicher Feindseligkeiten mit der ganzen Welt für sich; aber wir, die wir die vollkommene Wiedergeburt als Erbtheil bekommen, die wir nur einen Vergleich zu schließen haben, die wir nur eine Gründung zu vervollständigen haben, die wir weit mehr Vorurtheile zu bekämpfen haben, als Interessen zu opfern, die wir es weit mehr mit dem Unwillen, als mit dem Hasse zu thun haben; wir, die wir uns in keiner ernstlichen Gefahr

befinden, wir sollten, ohne die Vendeer zu Nantes und zu Saumur, ohne die Oesterreicher zu Lille zu haben, wir sollten, sage ich, Proscriptionen erlassen, einzig und allein aus dem Grunde, um in größerem Maße revolutionär zu seyn? Wir würden als alberne Nachbeter dastehen; wir würden die Fehler und das Unglück Anderer nachäffen, ohne ihrer Größe theilhaftig zu seyn; denn wir würden nicht dieselben Gründe haben, welche unsere Leidenschaften hätten veredeln können. Nein, das war durchaus unmöglich. Nein, das wären Albernheiten gewesen, welche in dem Hirne einiger Verwirrten wohl Platz haben, sich aber nie des Gemüthes eines großen Volkes bemächtigen können. So ist unsere Revolution ungeachtet einiger unverständiger und unmächtiger Anreizungen gelassen geblieben, und mild und gesetzlich.

Uebrigens sei es mir erlaubt, hier zu bemerken, daß dieses Alles, was ich eben behauptet habe, in vollkommener Uebereinstimmung steht mit dem, was ich über die Französische Revolution je gesagt, geschrieben und gedacht habe. Als der Französischen Revolution unter der Restauration selbst von den Liberalen Hohn gesprochen wurde, als Benjamin Constant von der Tribune herab harte Worte aussprach gegen

die unglücklichen Proscribirten des Convents, habe ich die Unpartheilichkeit meines Jahrhunderts zu Gunsten von Männern angerufen, welche sich so unermeßlichen Opfern und Leiden unterzogen hatten, damit Frankreich ihnen seine Wiedergeburt verdanken sollte. Ich habe gezeigt, zu welchen Folgen politische Leidenschaften sogar solche bringen könnten, deren Character fest, und deren Sinn von Natur nicht grausam wäre. Ich habe gezeigt, wie schwach der Mensch sei, dem wirbelnden Strudel der Revolutionen gegenüber, und all unser Unglück habe ich dadurch bemäntelt, daß ich demselben die Wiedergeburt Frankreichs und die Bewahrung desselben vor fremden Ketten zuschrieb. Ich habe mich wahrhaftig gezeigt, und rein und vielleicht auch muthig. Aber ich glaubte, nicht dem Comitee für das öffentliche Wohl beitreten und seinen Handlungen und Leidenschaften meine Zustimmung geben zu müssen. Ich glaubte, meinem Lande Mäßigung und Besonnenheit anrathen zu müssen, als man dasselbe irre führen wollte. Aus allen diesen schrecklichen Ereignissen habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß man sich vor politischen Leidenschaften in Acht nehmen müsse, und daß die gegenwärtige Revolution keine Aehnlichkeit habe und in Nichts Aehnlichkeit haben

dürfe mit der Revolution, die vor vierzig Jahren Statt fand; daß ihr Zweck, ihre Mittel, ihr Geist, kurz Alles, einen durchaus andern Character haben müsse. Denn die Entschuldigungen und Entschädigungen, welche für die erste Revolution in ihren Umständen und in ihren Folgen lagen, würden bei der jetzigen Revolution gänzlich wegfallen, weil die Umstände, unter denen sie Statt fand, und die Folgen, die aus ihr entstanden, durchaus andere waren.

Auch hat sich das ganze Land zu seinem Glücke hiervon überzeugt. Dank sei es seinem edelgesinnten Häuptern, seinem Könige und seinem Volke, unsere Revolution hat keinen Tropfen Bluts vergossen. Still und ernst hat sie mit Schonung und Zartgefühl den unglückseligen Gästen das Geleit gegeben, welche das Schicksal der Revolutionen zum letzten Male auf unsere Küsten geworfen hatte, wo sie sich nicht einwohnen und nicht einleben konnten, obgleich Alles sie dazu einlud. Sie hat dieselben das Schiff der Verbannung besteigen sehen, ohne sie zu verspotten, ohne ihnen Fluch zu sprechen und ohne ihnen Unglück zu wünschen. Der einzige Wunsch, den sie ihnen mitgegeben hat, war, daß sie nicht allein uns, sondern auch sich selbst vergessen möchten. Sie hat ihnen

das Versprechen gegeben, daß sie nie dem Mangel preisgegeben seyn sollten, weil sie einst über Frankreich geherrscht haben. Hätte sie dagegen dieselben mit dem Auge der Parteien betrachtet, so würde sie ihre Hände mit Blut befleckt haben. In ihrer Milde ist sie sogar noch weiter gegangen, sie hat diese Minister, welche die Gesetze verletzt hatten, welche Bürgerblut vergossen hatten, mit Schonung behandelt. Der König, seine Minister und die Nationalgarden haben sich zwischen diese Minister und das Volk geworfen, um den Kopf derselben zu vertheidigen. Wahrhaftig, es hat schreckliche Augenblicke gekostet! Ludwig Philipp hat es erleben müssen, daß er mitten in der Nacht in seinem Palaste beunruhigt wurde; er hat es dulden müssen, daß die Wüthenden, welche den Kopf der Schuldigen nicht bekommen konnten, denselben von ihm verlangten mit Hohn und Drohung. Doch haben, Preis und Ruhm sei ihnen dafür, König, Minister und Soldaten Widerstand geleistet! Nun mag einer auftreten, und die Behauptung wagen, welche damals von so vielen Stimmen wiederholt wurde, die Behauptung, daß die Rache des Volks getäuscht worden sei! Wer es auch sei, ich strafe ihn Lügen!....... Die Regierung hat also volles Recht ge-

habt, sich den Leidenschaften des Augenblickes entgegenzustellen!

Es ist allerdings wahr, daß die undankbare Partei, welche man in der Person ihrer Häupter begnadigt hat, unerkenntlich ist, und uns keine Gerechtigkeit widerfahren läßt; ich weiß wohl, daß diese Partei, welche den Meuchelmord von Ney, von Brüne, von Labédoyère und so vieler anderen Opfer auf dem Gewissen hat, unserer Revolution und unserem König und seinen Ministern, welche Widerstand leisteten, schmähet, und daß sie dieselben Proscribenten nennt. Was kann aber an den Anklagen einiger Undankbaren irgend gelegen seyn? War es um ihrer Willen, war es, um aus ihrem Munde einen Lobspruch zu erhalten, daß die Revolution von 1830 edelmüthig war? Nein, ihrer selbst wegen, Frankreichs wegen, der Wahrheit wegen war sie es. Und hierin liegt ihre vollkommene Belohnung dafür. Als die Mächte, unruhig und erschrocken, zwischen Krieg und Frieden schwankten, hat dieser einzige große Act mehr zur Erhaltung des Friedens beigetragen, als alle Unterhandlungen, so groß auch die Geschicklichkeit immer seyn mochte, mit der sie gepflogen wurden.

Der Character der Revolution von 1830 war

Milde. Namentlich mußte sie gesetzmäßig verfahren gegen alle Parteien. Gesetzmäßig verfahren, das heißt, in Paris sowohl, als in den Provinzen mußte sie es aller Welt erlauben, die Wohlthat der Gesetze zu genießen; sie mußte erlauben, daß man sprechen, schreiben, den Cultus begehen, gehen, kommen und sich in Schlössern einschließen durfte; das heißt, sie mußte dulden, daß in Paris, in Lyon, Marseille, Bordeaux, Nantes oder Rennes, mit einem Worte, in ganz Frankreich, Journale aller Art sie mit den heftigsten Schmähungen überhäuften, und falsche Nachrichten und falsche Lehren verbreiteten; daß die Carlistischen Schriftsteller sie der Proscriptionen beschuldigten, und des Uebertretens der Gesetze, während die patriotischen Schriftsteller sie anklagten, daß sie dieselben nicht erfülle; sie mußte erlauben, daß die Pfarrer auf ihren Kanzeln und die Bischöfe in ihren Sendbriefen verkündeten, daß die Tage der Verfolgung gekommen seien; sie durfte den ungelegensten Anspielungen, die der heiligen Schrift entlehnt wurden, keinen Einhalt thun; sie mußte dem feindlichgesinnten Clerus gestatten, auch fernerhin seine Processionen zu halten, und mußte gleichfalls die gigantischen Kreuze auf den öffentlichen Straßen stehen lassen, welche der

Fanatismus der Missionäre mit letzter Kraftanstrengung errichtet hatte; endlich mußte sie allen Mißvergnügten, die von Heinrich V. träumten, erlauben, sich in ihren Ländereien einzuschließen, daselbst schlechten Gedanken nachzuhängen, schlechte Reden zu führen und ihre Pächter und Bauern übel gesinnt zu machen.

Dieses Alles war die unvermeidliche Folge einer gesetzlichen Ordnung; denn noch einmal sei es gesagt, gesetzliche Ordnung besteht darin, daß man sich beurtheilen, verleumden, verspotten, verabscheuen und verfluchen läßt; daß man Jeden seinen Glauben ausüben läßt, selbst wenn dieser Glaube ein feindseliger wäre, und daß man sogar den Himmel anrufen läßt gegen das eigene Bestehen und Gedeihen.

Eine andere sehr große Unannehmlichkeit dieser gesetzlichen Ordnung war ferner, daß man die neue Monarchie dem Zorne der patriotischen Partei aussetzte, welche, durch den Anblick der Carlisten gereizt, ihnen Ausschweifung mit Ausschweifung vergelten konnte. Diese Partei war im Stande, einer Carlistischen Presse eine demagogische Presse entgegenzusetzen; die Vorwürfe der Tyrannei und der Willkür, welche die Carlisten erhoben, durch die Vorwürfe der

Schwäche, der Mitschuld und selbst des Hochverraths zu erwiedern; den Kreuzen, die auf den öffentlichen Straßen geblieben waren, Freiheitsbäume gegenüberzustellen; den öffentlichen Beamteten zuwiderzuhandeln und dieselben zu verfolgen, und mit einem Worte, sie konnten endlich dahin kommen, daß sie sich den Carlisten in der Sprache und im Wirken angeschlossen hätte, um die ungelegene Gewalt zu bekämpfen, welche, das Gesetz in der Hand, allen Parteien mit derselben Kälte begegnete.

Alles dieses war unvermeidlich, und man mußte sich ihm unterziehen. Dessenungeachtet aber konnte man, wenn man nur die Gesetze nicht überschreiten oder Ausnahmsgesetze machen wollte, dennoch die bestehenden Gesetze in Ausführung bringen, man konnte Processe gegen die Journale einleiten, und gegen alle Meinungen, welche die gesetzliche Linie überschritten; man konnte die Einzelnen beobachten und ergreifen, welche von dem Mißvergnügen im Schooße ihrer Ländereien zu schuldvollen Handlungen, zu verschwörerischen Intriguen oder zu Verbrechen auf der öffentlichen Straße übergegangen waren; man konnte dem Clerus Einhalt thun, wenn er die dem Cultus zugestandene Achtung mißbraucht und zu Parteiungen

aufgemuntert haben würde. Aber dabei mußte man stehen bleiben, d. h. man mußte die bestehenden Gesetze ohne Partei und ohne Ausnahme anwenden. Wenn dagegen die Regierung bei den ersten Schmähungen der Presse, bei dem ersten Verdacht, welchen einige Intriguanten veranlaßt haben würden, und bei den ersten Widerspenstigen, die ihren Heerd verlassen haben würden, ins Feuer gekommen wäre, und Gesetze gegen die Presse oder gegen die persönliche Freiheit verlangt hätte, so würde sie ihren Zweck verfehlt und das System der Gesetzmäßigkeit verlassen haben; sie würde unwürdig gewesen seyn, zu der Geltendmachung und zu dem Triumphe dieses schönen Systems beizutragen. Denn um würdig zu seyn, dieses System aufrecht zu erhalten und geltend zu machen, muß man die mit ihm verbundenen Leiden, Unannehmlichkeiten und Verdruß zu ertragen wissen.

Uebrigens würden die außerordentlichen Mittel, die man hätte verlangen können, auch nicht zur Erreichung des Zweckes gedient haben, den man beabsichtigte. Denn man wollte ohne Zweifel dem Uebel ein Ende machen so schnell, als möglich. Hierdurch aber würde man es nur verlängert haben, was sich leicht beweisen läßt.

Ueberhaupt sind außerordentliche Mittel, selbst in critischen Augenblicken, von geringem Nutzen. Man mache ein Gesetz gegen die Journale, und verfahre bei der Strafbarkeit mit zu arger Strenge, so werden die Journale Trotz bieten; man wende die Censur an, so werden sie sich in Brochüren verwandeln, und um so heftiger werden, und wenn die Censur unterdrückt ist, werden sie alsdann den Character einer zerstörenden Wuth annehmen. Man erlasse ein Gesetz gegen die persönliche Freiheit; giebt es wirklich Verschworene, so werden diese doch entkommen; da aber das Uebel nicht in den Verschworenen liegt, denn noch nie haben Verschworene die Regierung, gegen die sie gerichtet waren, wirklich umgestürzt, da das Uebel vielmehr in der Aufregung der Gemüther gegründet ist, so muß man, wenn man etwas erreichen will, Hunderttausende von Verdächtigen einkerkern, wobei sich leicht einsehen läßt, was es für Folgen haben wird. In der Verwaltung können die außerordentlichen Mittel von etwas größerer Wirkung seyn, aber doch nur zum Verderben. Die Requisitionen erschöpfen und verschleudern zehnmal mehr Hülfsmittel, als sie je erzeugen; die Assignaten gewähren zwar für wenige Tage Unterhalt, ziehen aber nach einigen Mo-

naten den Bankerott nach sich. Ich finde es begreiflich, daß man in einem Augenblicke drohender Gefahr, wenn man die Vendeer zu Saumur und die Oesterreicher zu Lille hat, auf den Gedanken kommt, während einiger Monate oder während eines Feldzugs den Journalen Stillschweigen aufzuerlegen, den Herumtreibern Einhalt zu thun, Lebensmittel zu suchen und Papiere zu machen, welche einige Tage den Unterhalt sichern. Ich finde es begreiflich. Aber was ist dennoch die Folge davon? Alle diese Mittel sind unerträgliche Zwangsmittel, welche eine Erschütterung von Grund aus nach sich ziehen, und es bedarf ganzer Jahre, um die Gährung zu beschwichtigen, welche sie hervorgebracht haben. Man hat sich gehalten, man hat bestanden, aber nur durch Reizmittel; man ist also genöthigt, wieder zu beruhigen, was immer langwierig und schwer ist.

Wenn aber eine solche drängende Crisis nicht vorhanden ist, wenn man keinen so dringenden Grund hat, sich der Ruhe und der Hülfsmittel zu versichern, als z. B. zur Zeit eines Feldzugs vorhanden ist, wenn es lediglich aus Ungeduld geschieht, lediglich aus dem voreiligen Verlangen, zum Ziel zu kommen, daß man Ausnahmsmaßregeln in Anwendung bringen will,

dann wird, um es frei herauszusagen, ein System, welches schon zur Zeit einer Crisis nicht von allen Anfechtungen frei ist, wenn diese Crisis nicht vorhanden ist, ebenso unpassend, als schuldvoll.

Heutzutage z. B. drücken sich die noch aufgeregten Leidenschaften in den Journalen aus, und erzeugen in gewissen Provinzen Intriguen und sogar einige Scenen von Chouanerie. Diesem Zustande der Dinge wollte man ein Ende machen. Zu diesem Zwecke muß man die Leidenschaften beruhigen und beschwichtigen, welche der einzige Grund alles Uebels sind. Um zu beruhigen, bedarf man Zeit; wäre man nun zu ungeduldig, so würde man aus Ungeduld Mittel anwenden, die in der That die Aufregung nur verstärken würden, und man würde alsdann weit mehr Zeit bedürfen, als wir haben darauf verwenden wollen, um nur die Folgen wieder zu vernichten, welche aus jenen Maßregeln nothwendig hervorgegangen seyn würden. Dieses würde in der That eine sonderbare Art zu verfahren seyn. Man bedarf Zeit, wenn man nicht zu gewaltsamen Maßregeln greift; aber man bedarf auch Zeit, und zwar bei weitem mehr Zeit, wenn man wirklich den Irrthum begangen hat, von jenen Maßregeln Gebrauch zu machen. Also ist mit

der grösseren Strenge zugleich ein grösserer Zeitaufwand verbunden. Deßwegen glauben wir nicht, daß man diese Art, zu verfahren, eine vortheilhafte nennen könne.

Man muß also Alles von der Zeit erwarten, obgleich sie der Ungeduld der Leute nicht ansteht; aber nur durch sie werden die Parteien ausgeglichen, indem sie ihnen die Eitelkeit ihrer Hoffnungen, die Unmacht ihrer Drohungen und die Vortheile der Regierung zeigt, welche sie verkennen, indem sie die Müssiggänger, welche die Grundlage der Parteien bilden, zwingt, sich einem Gewerbe oder einer Carriere zu widmen, und sich der bestehenden Ordnung der Dinge anzuschließen, um einen Platz in derselben für sich zu gewinnen. Es giebt keinen Widerstand, welchen die Zeit in ihrer Wohlthätigkeit nicht aufhöbe. Sie beruhigte, wie man weiß, im Jahre 1801 den Widerstand der Emigrirten, der Vendeer und der Priester; denn man weiß, wo die Legitimität diese Alle fand, als sie dieselben 1814 überraschte; sie conspirirten nicht mehr, sie chouanirten nicht mehr und predigten nicht mehr, oder predigten nur für den Sohn des Sieges.

An der Seite der Partei, gegen welche die Regierung diese ganze Denk- und Handlungsweise in Anwendung bringen mußte, hat sich die patriotische Partei laut vernehmen lassen. Sie hat von Schwäche und Hochverrath geschrieen. Ihrer Natur nach mißtrauisch, ungerecht und überspannt, weil sie von populärem Temperamente ist, mußte sie Alles sagen und thun, was sie wirklich gethan hat. Sie hat sich küh-

ner, als die Carlistische Partei gezeigt, weil beständig und überall die Partei, welche aus der regierenden Partei entsprossen ist, mehr wagt, da sie auf größere Schonung rechnet. Sie hat geschrieben, geschmähet und verleumdet, wie die Carlistische Partei; sie hat in ihren Clubs conspirirt, und ist noch weiter gegangen, denn sie hat wirklichen Aufstand versucht. Sie hat auch eben deßwegen die Anwendung der Gesetze in größerem Maße erdulden müssen, als die andere Partei; sie hat sich Verurtheilungen zugezogen und Cavalleriechargen veranlaßt. Die Regierung hat dieser Partei Einhalt gethan; aber sie hat dieselbe mit Schonung behandelt, und obgleich sie das Gesetz gegen dieselbe in Anwendung brachte, so hat sie es doch nicht mit aller der Strenge gethan, welche das Gesetz zuließ. Bei dem Allen hat man nicht unterlassen, zu sagen, daß die Regierung, während sie die Carlisten schonte, die Patrioten verfolgte, sich von ihnen trennte, sie ohne Stellen ließ, oder sie bei geringem Geräusch in den Straßen erwürgte. Als ob die Regierung, weil sie gegen die Besiegten gnädig war, weil sie gegen dieselben einen strengen gesetzlichen Character annahm, hätte leiden müssen, daß Leute, die aus derselben Partei, als sie selbst, entsprossen wären, ungestraft die Straßen entpflastern, die Hotels der Minister in Brand stecken, Barricaden machen, oder die Sicherheit der Person hätten bedrohen dürfen!

Solche Vorwürfe sind von der Art, daß sie eine Prüfung nicht aushalten können.

Die Regierung hat vollkommen richtig gehandelt, als sie ihre gegenwärtige Stellung einnahm. Eine Regierung würde nie auf einem politischen Extreme bestehen können. Wäre die Regierung Cars X. auf

dem rechten Centrum geblieben, wie zur Zeit des Herrn von Martignac, so würde sie fortgedauert haben. Sie hat sich zu Grunde gerichtet, als sie sich mit Herrn von Polignac auf die äußerste Rechte begab. Die Regierung Ludwig Philipps muß auf der linken Seite seyn; wollte sie aber zur äußersten Linken übergehen, so würde sie sich zu Grunde richten. Eine Regierung befindet sich in ihrer richtigen Stellung, wenn sie hinter sich die feindliche Partei hat, und etwas vor sich ihre eigene Partei, oder wenigstens den überspannten Theil ihrer eigenen Partei. Eine Regierung ist dagegen verloren, sowie sie es nicht vermag, ihren eigenen Freunden zu widerstehen, und im Nothfall mit ihnen zu brechen, um keiner Parteiung anzugehören. Niemals sind Regierungen durch ihre Feinde untergegangen, sondern immer durch sich selbst, durch Uebertreibung ihres Princips. Der Convent ging unter durch sein Ungestüm, Napoleon durch seine Eroberung, die Restauration durch ihr göttliches Recht. Eine Regierung wird verächtlich, wenn sie es nicht versteht, ihre Partei in Zaum zu halten, und wenn sie sich durch dieselbe leiten läßt.

Der Grundsatz ist so alt, als die Welt: Was euere Feinde wünschen, das ist gerade das Gegentheil von dem, was euch nützt.

Was wünschen nun aber die Carlisten? Man lese ihre Journale, man höre ihre Reden auf der Tribune, man erwäge die Gerüchte, welche sie in den Provinzen ausstreuen. Sie kündigen Ausnahmsgesetze an, sie sprechen von Willkür, wo keine vorhanden ist, sie pflanzen ihr Kreuz auf und begehen Processionen lediglich zu dem Zwecke, um in ihnen gestört zu werden; bloß weil sie sie wünschen, so erdichten sie Maß-

regeln, welche die Bevölkerung der Vendee in Aufstand bringen würden; jeden Tag machen sie bekannt, daß der Aufstand zu Paris triumphirt hat; namentlich wiederholen sie beständig, daß die Regierung ohne Stärke sei, und sich von einer revolutionären Parteiung leiten lasse, welche eigentlich die Herrschaft ausübe. Mit einem Worte, sie verkündigen Alles, was sie wünschen, nämlich Leidenschaft und Verfolgung. Mancher von ihnen schreibt, nur um einen Proceß zu haben.

Also ist die Regierung, welche nicht verfolgt, die das Gesetz auf Alle anwendet, und Nichts, als das Gesetz, die keine Ausnahmsgesetze erläßt, die Processionen und Kreuze in ihren Schutz nimmt, die in der Vendee keine außerordentlichen Maßregeln in Anwendung bringt, welche dem Joche der eigenen Partei widersteht, welche dieselbe zu unterdrücken weiß, wie jede andere, welche gewisse Angriffe nicht beachtet, und keine Processe einleitet gegen solche, die sie wünschen, die Regierung, sage ich, welche so handelt, ist auf dem rechten Wege. Sie hat in sich die Bedingungen für ihre Stärke und Dauer. Denn wer nur gesetzliche und ordentliche Mittel anwendet, und auf die Zeit rechnet, der hat die Zeit für sich. Wer die Zeit anruft, den beschützt sie.

(Die Fortsetzung folgt.)

1.

Bruchstücke aus Georg Keppels Reise über den Balcan im Jahre 1829.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Keppel langte mit seinem Reisegefährten, Lord Dunlo, am 1. October in dem damals von den Russen besetzten Adrianopel an, und fand freundliche Aufnahme und Quartier in dem Hause des Brittischen Consuls Duveluz. Das Schicksal der früheren Besitzer dieses Hauses, beinah das schönste der Stadt, bemerkt Keppel, mag als Beispiel der Unsicherheit des Lebens in diesem Lande dienen. Der eine fiel als Opfer der Pest, als diese schreckliche Plage Adrianopel das letzte Mal heimgesucht; der andere, der ihn beerbte, wurde kurz darauf vor seiner eigenen Thür enthauptet.

Unter der Dienerschaft des Consuls, erzählt er, befindet sich eine schöne Griechin, Namens Marigo,

welche dem Ideal einer Hebe näher kam, als jedes andere Weib, welches ich bis dahin gesehen. Sie ist jedoch nicht allein sehr schön, sondern auch sehr gut. Ihre Schicksale sind ein treues Abbild des Landes und der Zeit, in denen sie lebte. Ich erzähle sie, wie ich sie theils von Herrn Duveluz, theils aus ihrem eigenen Munde erfuhr.

Sie war auf Scio geboren; ihr Vater, ein wohlhabender Mann, war selbst auf dieser Insel, dem frühern Sitze heitern Witzes und der Fröhlichkeit, wegen seines muntern Humors bekannt. In dem Aufstande der Griechen auf Scio war er einer der ersten, der in dem schrecklichen Gemetzel fiel. Seine unglückliche Wittwe floh mit ihren vier Kindern, von denen Marigo das jüngste war, in das Gebirge, und verbarg sich, mit etwas trockenem Brode und einem Kruge Wasser versehen, in der Höhle eines der höchsten Felsen der Insel. Sie blieben zwei Tage lang unberuhigt, obgleich sie durch das beständige Knallen der Feuergewehre, das wilde Geschrei der Türken und die Verzweiflungslaute ihrer Opfer in furchtbarer Angst erhalten wurden. Ihr Wasservorrath war erschöpft, und die Mutter beschloß, in der Todtenstille der Nacht den Krug wieder zu füllen; aber die mu-

thige kleine Marigo riß ihn aus der Hand der Mutter, und sagte, daß sie das Wasser schöpfen wollte, indem sie, die leichteste von ihnen allen, auch die beste Hoffnung hätte, von den Türken ungesehen zu entkommen.

Um Mitternacht brach sie zu ihrem guten und kühnen Unternehmen auf, kroch den Felsen herunter, und gelangte ohne andere Unbequemlichkeiten, als daß sie ihren Fuß an den scharfen Steinen ritzte, zu der Quelle. Auf ihrer Rückkehr hörte sie in der Nähe Stimmen in Türkischer Sprache; sie floh in ein Kornfeld, wurde gehört und verfolgt. Die Türken jagten mit ihren Yatagans hinter ihr her, und zuletzt brachte ihr einer derselben eine leichte Wunde bei. Es war ein alter, weißbärtiger Neger, der sie fort nach der Stadt trieb. Sie hielten bei einem Hause, und wurden von einem andern Neger, dem Sohne ihres Erbeuters, eingelassen. Der junge Schwarze empfand alsbald eine heftige Neigung für die schöne Gefangene; es entstand deßwegen ein Streit unter den Männern, und endete damit, daß der Vater eine Pistole ergriff und sie auf seinen Sohn abfeuerte. Der unglückliche alte Mann wurde über seine eigene That unsinnig, und sein Schmerzgeheul mischte sich mit

den Seufzern seines sterbenden Sohnes. Der Verwundete verschied bald; dann öffnete der Vater ein Fenster, nahm die Leiche, und warf sie auf die Straße. Darauf wurde er wüthender, als zuvor, und ergriff endlich Marigo bei dem Haar, schleppte sie auf die Straße und bot sie zum Kauf aus. Haji Baba, ein schändlicher Sclavenhändler von Adrianopel, kaufte sie für eine Handvoll Paras (einige Engl. Schillinge), und führte sie in seine Niederlage, wo sie eine Menge Unglücksgefährtinnen fand. Sie wurden zusammen auf ein großes Boot gebracht, zu Gallipoli gelandet und nach Adrianopel geführt. Hier hatte Marigo das Glück, in die Hände meines vortrefflichen Freundes, des Herrn Duveluz, zu fallen, welcher sie loskaufte, und sie zeither wie eine Tochter behandelt, welche Güte sie ihm auch mit der Liebe einer Tochter vergilt.

Einige der Unglücksgefährten Marigos wurden in den Dardanellen an Türken verkauft, obgleich Haji Baba ihnen zugesichert hatte, daß er sie nach Adrianopel bringen und einzig an Christen absetzen werde. Der größere Theil wurde jedoch nach Adrianopel gebracht. Bei seiner Ankunft wandte sich Haji Baba an den Consul, da die christlichen Unterthanen der Pforte nicht mit ihm handeln dürfen, und er selbst nicht sehr

geneigt war, öffentlich mit ihnen um seine Sclaven zu unterhandeln. Der Consul wünschte, sie zu sehen, und wurde dahin geführt, wo sie eingesperrt waren. Er schildert diesen Auftritt als die herzzerreißendste Scene, die er jemals erlebt. Es war ein wahres Bild des Elends. Blaß, abgezehrt, krank, düster und in Schmerz versunken, drängten sich alle um ihn, und baten ihn inbrüstig, er möchte sie loskaufen. Die Stimme des Unglücks drang nie umsonst zu meinem gutherzigen Freunde. Er kaufte die sechs jüngsten los, und schickte vier, unter diesen die schöne Marigo, seiner Gattin, und vertraute die zwei andern seinem Schuster, einem verheiratheten Manne und Jonier von Geburt. In wenigen Tagen verschaffte er mit dem Beistande des Griechischen Erzbischofs zu Adrianopel allen diesen unglücklichen Geschöpfen die Freiheit. Einige sind sehr gut in christlichen Familien untergebracht; mehrere der Mädchen hatte Herr Duveluz die Freude, gut in der Stadt verheirathet zu sehen, und andere an ihre Verwandte zurückzusenden, welche nach verschiedenen Gegenden Griechenlands entkommen waren. Die Mutter Marigos wurde von Herrn und Frau Duveluz im J. 1828 von Smyrna gebracht. Für ihre zwei Söhne bot der Consul ei-

nem Türken in Cassaba, nahe bei Smyrna, 9000 Piaster Lösegeld; konnte diesen aber nicht bewegen, sie freizugeben; und der Mahomedaner hat sie seitdem überredet, zu seiner Religion überzutreten. Von Marigos Schwester wurde nie etwas gehört.

Man darf wegen des Gemetzels auf Scio nicht den ganzen Haß auf die Türken wälzen, indem es die Griechen sich selbst zugezogen haben. Folgende Bemerkungen sind von dem Dolmetscher des Herrn Pulteney Malcolm, eines der Unglücklichen der in die Sclaverei nach Smyrna geschickt, und von dem Capitän Hamilton, von dem Cambrian, für einen oder zwei Dollars gekauft wurde.

Zur Zeit des Aufstandes in Samos lebten die Griechen und Türken auf Scio auf einem sehr freundlichen Fuße, und es war der Wunsch der meisten Einwohner, daß dieser Zustand nicht gestört werden möchte; die Türken nahmen daher keinen Antheil an dem Kampfe, und theilten diesen Entschluß den eingesetzten Autoritäten mit. Griechische Abgeordnete von Samos langten an, und es gelang ihnen, Unruhen zu erregen, in welchen einige Türken getödtet wurden. Darauf begannen die Feindseligkeiten, welche mit dem allgemeinen Gemetzel endeten. Die Griechen waren

der angreifende Theil, und benutzten die Sicherheit, in welcher die wenigen Türken des Eilandes lebten. Nach dem Vertrag der Türken mit den Scioten, kurz vor ihrem Aufstande, wurde das Castell nur mit einer schwachen Besatzung besetzt, und die Einwohner mußten einen Tribut in Mastix an das Serail bezahlen. Der glückliche Zustand der Insel ist ein Beweis, wie wenig sie von ihren Herren gedrückt wurde. Die Scioten hatten wenige, vielleicht keinen Matrosen unter sich; ihre zahlreichen Schiffe waren mit Ipsarioten bemannt. Beim Ausbruch der Unruhen wurden die Schiffe nach Ipsara gebracht. Während des Gemetzels entfloh eine Menge aus der Stadt auf die andere Seite der Insel, Ipsara gegenüber, von dem sie nur durch einen engen Canal getrennt ist. Die verzweifelte Lage Scios war sehr wohl bekannt, und die unglücklichen Flüchtlinge suchten durch ihr Geschrei und ihre Bewegungen die Ipsarioten zu vermögen, herüberzukommen und sie zu holen; aber kein Boot stieß vom Lande, und die unglücklichen Scioten wurden im Angesicht ihrer eigenen Schiffe entweder von den Türken niedergemetzelt, oder mußten sich von den Felsen in das Meer stürzen; sehr viele, vorzüglich Weiber, zogen das letztere vor. Durch diese

Verrätherei blieben die Ipsarioten im Besitz der Schiffe, deren Eigenthümer nicht mehr existirten, und die zu erhalten sie ihren Namen mit einem Verbrechen gebrandmarkt, dem die Geschichte schwerlich ein anderes an die Seite zu setzen weiß. Der Tag der Vergeltung kam jedoch bald, und Ipsara ist jetzt beinah ein verödetes Eiland — nur wenige zerstreute Häuser sind von der einst blühenden Stadt übrig geblieben, und das Boot eines Seeräubers ist das einzige, das in den Hafen kommt, der einst unter allen in der Levante der besuchteste und lebhafteste war.[1])

---

1) Diese von Keppel mit so viel Zuversicht mitgetheilte Anschuldigung der Ipsarioten aus dem Munde eines Griechischen Dolmetschers in Englischen Diensten verdient keinen Glauben. Die Scioten haben den mit den Türken abgeschlossenen Vertrag nicht gebrochen; aber sie mußten den Versuch einiger Wenigen, namentlich Antonaky Burnia's, der als Hauptmann den Feldzug Napoleons in Aegypten mitgemacht, den Aufstand zu erregen, mit der Verheerung ihrer Insel büßen. Die Geschichte weiß von dem Verrathe der Ipsarioten Nichts. „Die Griechische Flotte erfuhr das Auslaufen der Türkischen Schiffe zu gleicher Zeit mit dem Unglück auf Scio. Sogleich schickten die Ipsarioten Schiffe an

Am 2. Oct. Nachmittags um 2 Uhr fuhren wir mit dem Consul in das Russische Lager. Wir machten zuerst dem Grafen Diebitsch unsere Aufwartung, wurden aber nicht vorgelassen; er war die ganze Nacht auf gewesen, und hatte Depeschen geschrieben, und hielt nun seine Siesta, nachdem er um 12 Uhr, seine gewöhnliche Eßstunde, gespeist.

Der Feldherr hatte das Haus des Bostangi-

---

die Südküste der Insel, um die fliehenden Scioten zu retten; die Griechische Flotte segelte auf der Stelle ab; als sie aber nach Ipsara kam, war Scio nicht mehr." So erzählen Augenzeugen, unter andern ein glaubwürdiger Freund des Uebersetzers, welcher den Capitän Jourdain, ein Franzos in Griechischen Diensten, begleitete, der kurz nach dieser Catastrophe auf Scio landete, und viele der Unglücklichen, welche in Höhlen oder auf steile Felsen geflohen waren, rettete. Warum verschweigt aber Keppel das Benehmen der Europäischen Consuln der Insel, deren Feigheit oder Leichtgläubigkeit Hunderte der Einwohner dem Schwerte der Barbaren überlieferte? Wahrscheinlich aus Schonung für den Englischen Namen. Die furchtbaren Greuel der Türken auf Scio entschuldigen zu wollen, ist eine ebenso unwürdige, als nutzlose Bemühung. A. d. U.

Baschi, des Haupts der Hofgärtner, ein Beamter von hohem Range am Türkischen Hofe, im Besitze. Sein Quartier bildet ein Theil des ehemaligen Serails der Sultane, als diese den Sitz der Regierung in Adrianopel hatten. Ich sah den Speisesaal des Feldmarschalls nicht; aber er wurde mir als sehr schön beschrieben. Er ist wunderbar vergoldet, und in der Mitte befindet sich ein schöner Marmorbrunnen, in welchem der christliche General seinen Wein abkühlt; eine Bestimmung, an die die frommen Jünger und Nachfolger Mahomeds bei der Erbauung wahrscheinlich nicht gedacht hatten. Es sind außerdem ein großer Spiegel und andere armselige Artikel darin, Geschenke des Dogen von Venedig, als dieser auf der höchsten Stufe der Macht stand, an den Großherrn, die jedoch wenig weder für den guten Geschmack, oder den Glanz des Gebers, noch für die große Bedeutung des Empfängers, dem solcher Plunder geschickt wurde, zeugen.

Rund um das Haus waren in einer Art von Park, welcher das Serail umgiebt, etwa 8 oder 9000 Mann gelagert. Die ganze Zahl beim Hauptquartier ist jedoch sehr ungewiß und schwankend; da die ankommenden Truppen beständig nach den verschiedenen

Richtungen abgeschickt werden, je nachdem Berichte von Gefahr eintreffen. Zu dieser Zeit wurde täglich ein Angriff von dem Pascha von Scutari erwartet.

Wir besuchten nachher den General Reuchtern, und fanden ihn vor seinem Zelte sitzen. Dieser Officier, ein Deutscher von Geburt, commandirt die bei dem Hauptquartier aufgestellte Cavallerie. Es ist ein außerordentlich angenehmer und wohlunterrichteter Mann, mit dem wir während unsers Aufenthalts in stetem vertrauten Verkehr blieben. Wir sprachen von dem letzten Feldzug. Er schrieb alles Verdienst dem Grafen Diebitsch zu, und erzählte, wie der Uebergang über den Balcan mit Hülfe der Sapeure und Minirer so schnell bewirkt worden sei, indem diese eine Straße gebaut, welche die Armee in Stand setzte, einen Umweg zu machen, und den Feind in die Flanke zu nehmen, und zugleich den Eingang nach Rumelien zu erzwingen, und des Großveziers Verbindung mit Constantinopel abzuschneiden.

Der General bewirthete uns mit sehr gutem Londoner Porter. Das letzte, was ich in Russischer Gesellschaft getrunken, war in einem Hause an den Ufern des Caspischen Meeres; ich dachte damals nicht daran, daß ich das nächste im Russischen Lager, nur

vier Tagmärsche von der Türkischen Hauptstadt, trinken würde.

Aus dem Lager der Cavallerie gingen wir nach dem alten Serail, das beinah ganz zu Grunde gerichtet ist. Es ist, wie das zu Constantinopel, mit einer hohen Mauer umgeben, und nimmt beinah ebenso viel Raum ein. Man kommt durch einen geräumigen Hof dahin, an dessen beiden Seiten ein hübsches, ein Stock hohes Gebäude mit einem geräumigen Säulengange in der Fronte sich befindet. Das zur Rechten wurde von den Russischen Bevollmächtigten, den Grafen Pahlen und Orloff, bewohnt; das andere zur Linken scheint für feierliche Gelegenheiten bestimmt zu seyn, indem es außer andern Eingängen ein Zimmer enthält, welches mit Bildhauerarbeiten und vergoldeten Wänden glänzend verziert ist und in dessen Mitte des Sultans Thron steht. Dem Thore, durch welches man in den Hof tritt, gegenüber ist das Hauptgebäude des Serails. Man kommt zu demselben auf einer langen, doppelten Reihe von Stufen, die in eine schöne und geräumige Halle führen. Zu beiden Seiten sind große Zimmer. Ueber demselben ist ein hoher, viereckiger Thurm, an dem eine enge, steinerne Treppe hinaufführt; er enthält über einan-

der vier viereckige Zimmer; eins hat keine Thür, und man kann nur von oben hineinkommen; seine Beschaffenheit führt zu der Annahme, daß es früher zum Gefängniß gedient hat. Auf der Spitze des Thurms befindet sich eine laternenartige Gallerie, von welcher man eine entzückende panoramische Aussicht auf die Stadt und ihre Umgebungen genießt; das Serail namentlich erscheint von dieser Stelle sehr vortheilhaft, und gleicht einer kleinen Stadt; aber durch Alter, Feuer, Erdbeben und Vernachlässigung ist es jetzt, die von mir beschriebenen Gebäude ausgenommen, gänzlich in Ruin; aber auch bei diesen hat das Mauerwerk durch das letzte Erdbeben sehr gelitten, und das Holzwerk ist so faul, daß die Sparren sich bogen, als wir über dieselben weggingen.

Die verschiedenen Gruppen, an welchen wir bei unserer Rückkehr nach der Stadt vorübergingen, waren sehr interessant; Kosacken, Tartaren, Uhlanen, Dehlis, Türkische und Servische Truppen, Russische Grenadiere und Türkische reguläre Soldaten; Griechische, Armenische, katholische, Russische und protestantische Priester begegneten uns jeden Augenblick, und erregten eine wunderbare Mischung von Gedanken und Empfindungen in uns bei dem raschen Ueber-

blicke des Erfolges, welcher die Eingebornen aus so verschiedenen Theilen der Erde zusammengeführt.

Wir hörten diesen Morgen von einem seltsamen Irrthum über die Identität einer Person, welcher sich vor einigen Tagen zutrug, und allgemeines Stadtgespräch wurde.

Ein dem Englischen Consul wohlbekannter Uhlanenofficier ging durch die Straße, als ein Bulgarisches Weib aus dem Hause sprang, auf ihn zu rannte und ausrief: „Mein theurer Junge! Wie, da du jetzt so schön gekleidet bist, schämst du dich deiner armen Mutter?“ Bald darauf erklärte ihn ein älteres Weib für ihren Enkel, und die jüngern Zweige der Familie grüßten ihn als ihren Bruder. Es gelang ihm dießmal, zu entkommen; aber als er kurz darauf wieder durch die Straßen ging, wurde ihm sein unnatürliches Benehmen, daß er seine Verwandten verleugne, vorgeworfen. Auf diese Weise angegriffen, suchte er bei dem Grafen Dibitsch Schutz. Es wurde durch den Bulgarischen Erzbischof eine Untersuchung angestellt. Die Parteien wurden confrontirt; die angebliche Mutter rief aus: „Wenn dieses mein Sohn ist, so hat er auf der linken Seite seines

Vorderkopfes eine Narbe." Die Mütze des Officiers wurde entfernt, und, die Wahrheit zu sagen, es befand sich an der bezeichneten Stelle eine Narbe. Die Frau rief triumphirend aus: „Er hat diese Narbe seit seinem achten Jahre!" Da traten einige Russische Officiere auf, und erklärten, daß der Uhlanenofficier Petersburg ohne die Narbe verlassen, und sie aus einem Gefechte mit dem Feinde vor Schumla davongetragen habe. So endete diese Comödie des Irrthums.

In Eski Baba sah Herr Jasigi, ein Kaufmann aus Smyrna, der über Constantinopel mit Waaren für das Russische Heer kam, wie ein Kosack einen Türken beim Barte hielt, bis er das Zeichen des Kreuzes machte. Der arme Mahomedaner, auf diese Weise angegriffen, erlöste sich aus den Krallen seines Feindes, indem er dessen Willen erfüllte. Damit war der Russische Wilde sogleich zufrieden, und beide gingen in vollkommener Harmonie mit einander fort.

Wir besuchten die vorzüglichsten Moscheen der Stadt; eine der schönsten ist Doch Sherifler, oder „die drei Gallerieen", welche diesen Namen von ih-

ren Minarets, mit drei Gallerieen, von denen herab der Muassin die Mahomedaner zum Gebete ruft, erhalten hat. Der Hof hat eine längliche Form und einen von Säulen getragenen Porticus; die Säulen der innern Seite nach der Moschee hin sind dick und von weißem Marmor, die andern schwächer und von verde antique. Man tritt in die Moschee durch ein großes Thor aus Marmor, das mit Arabesken versehen ist. Die Kuppel ist geschmackvoll mit Fresco-Gemälden von Blumen geziert. Das Kebleh, oder derjenige Theil der Moschee, welcher nach Mecca gerichtet ist, gleicht der Kanzel einer christlichen Kirche, und man steigt auf einer niedrigen Treppe hinauf; rechter Hand führt eine schmale Stiege zu dem Koorsen, das unserm Pulte entspricht, und zur Linken ist in einer Ecke die vergitterte Gallerie des Großherrn. Es waren einige Türken zum Gebete anwesend; aber sie störten uns nicht, und verlangten weder von dem Consul, noch von Lord Dunlo, daß sie ihre Stiefeln ausziehen sollten. Ich trug Pantoffeln, welche ich vor der Thür ließ. Es war hier wenig von Ceremonieen zu sehen, indem die Kniebeugungen und das Niederwerfen dasselbe ist, wie das, was unter dem freien Himmel verrichtet wird.

Ich war verwundert, hier im Vorhofe eine Russische Wache anzutreffen. Die Türken sind durch diese Verletzung ihrer Religion sehr beleidigt; die Russen entschuldigen sich damit, daß sie die Moscheen vor Frevel schützen wollten; aber wahrscheinlich geschieht es, um gefährliche Zusammenkünfte der Mahomedaner, die sie unter dem Vorwand der Versammlungen zum Gebet halten könnten, zu verhindern. Aber dieses war nicht das Einzige, was die Türken übelnahmen. In dem heiligen Innern der Moschee ist ein Platz, Abtezlick genannt, wo die Türken die ihnen von der Religion vorgeschriebenen Abwaschungen zu verrichten gewohnt sind, welchen aber die Russen, zum Abscheu eines Volks, das sich für cultivirt hält, zu etwas ganz anderem gebrauchen.

Lord Dunlo begegnete auf der Straße Abdy Bey, einem jungen Türken von Stande, der Adjutant des Sultans und Oberstlieutenant in dem eigenen Husarenregiment des Großherrn ist. Nachmittags besuchte er uns, und nahm eine Pfeife und Caffee an. Dieses ist eine der auffallendsten, von dem gegenwärtigen Sultan bewirkten Veränderungen; denn frü-

her würde kein Türke von Stande sich herabgelassen haben, das Haus eines Christen zu betreten.

Der Bey trug eine stark gestickte blaue Jacke, weite Hosen nach Art der Europäer, Wellingtonstiefeln und Absatzspornen; kurz es war nichts Türkisches an seiner Kleidung, als das Fez, oder die rothe Kappe. Er kam eben von Philippopolis, wohin er eine Sendung an den Pascha von Scutari hatte. Da ich zufällig bei des Beys Ankunft in Uniform war, durchmusterte er meinen Anzug genau, vorzüglich die mit Gold verbrämte Fouragemütze, die Epauletten und die Waterloomedaille; solche militärische Ehrenzeichen werden von den jungen Osmanlis begierig gewünscht, und man erwartet allgemein, daß der Großherr ihren Wünschen entsprechen wird, sobald er sich stark genug sieht, um wieder eine Neuerung zu versuchen.

Am 12. October besuchten wir den Pascha von Adrianopel. Während wir bei ihm waren, trat der Dolmetscher des Generals Diebitsch in das Zimmer. Er warf sich ohne Umstände auf die Ottomane, nahe neben dem Pascha, den er laut und ohne alle Ceremonieen anredete, was den Türkischen Begriffen von Etikette stracks entgegenläuft. Das geschah nicht aus

Unkenntniß der Mahomedanischen Sitten, daß sich der Dolmetscher so benahm, denn er war ein Wallachischer Fürst, und in Constantinopel geboren. Das Gespräch kam auf die Schönheiten dieser Stadt, und wir zollten einigen Bemerkungen des Paschas unsern Beifall; aber der Fürst meinte, die Stadt wäre außerordentlich schmutzig, und mache der Regierung Schande. Seine Residenz beschimpfen zu hören, und dieses sogar von einem rebellischen Unterthan der Pforte, konnte dem Pascha nicht sehr angenehm seyn; und offenbar war die Bemerkung von dem Griechen nur hingeworfen worden, um den Türkischen Stolz zu kränken.

Ich war diesen Morgen nicht wenig erstaunt, mit einem alten Freund und Studiengenossen, dem Capitän Alexander, zusammenzutreffen. Aus unsern gegenseitigen Mittheilungen sahen wir, daß wir England beinah gleichzeitig verlassen, aber auf zwei sehr verschiedenen Wegen nach Adrianopel gekommen; während ich mit den Türken marschirte, war er mit ihren Feinden, den Russen, von Petersburg nach der Krimm gezogen. Er hielt sich zuletzt bei dem Russischen Geschwader im schwarzen Meere, auf dem Admiralschiff bei dem Admiral Greig auf, dessen Gast

er war. Er hatte bei Burgas gelandet, und war mit einem Kosacken=Courier zu einem kurzen Besuche ins Russische Lager gekommen.

Auf unserm nachmittägigen Spatzierritt begegneten wir einem Cavalleriecorps unter dem Commando unseres Bekannten, des Generals Cheremetoff, welchen wir in Bozan Kupri gelassen hatten. Wir sahen auch das Armeecorps des Grafen Pahlen auf die Ebene von Adrianopel rücken.

Alle Trupen schienen in der schönsten Ordnung zu seyn. Die Cavallerie marschirte in Schwadronen vorbei; die ganze Fronte ordnete sich, und je der vierte Mann in dem letzten Gliede jeder Division war mit einem Spieß bewaffnet; indem die Russen diese Waffe im letzten Feldzug sehr brauchbar gefunden.

Die Infanterie marschirte in Colonnen von großen Divisionen, nach ihrer Gewohnheit in drei Gliedern. Obleich der Tag drückend heiß war, trugen sie ihre Ueberröcke — in einem Clima, wie das der Türkei, ist dieses eine schwere Strafe — aber durch die Oeconomie des Kaisers vorgeschrieben, indem sie ihre grünen Uniformen, welche sie nur alle zwei Jahre neu erhalten, schonen müssen.

Vor einigen der Regimenter zogen Männer ein-

her, welche mit bedeutendem Effect sangen. In der Fronte eines Regiments führte ein Grenadier einen sehr grotesken Nationaltanz auf, der darin bestand, daß er abwechselnd seine Muskete abschoß, und sich auf dem Boden herumdrehte.

Es fiel uns ein groses Mißverhältniß hinsichtlich der Officiere auf; denn wir erfuhren, daß eine Compagnie aus 200 Mann bestehe.

Am 13. October war ein Russischer Festtag: „der Schutz der heiligen Jungfrau.“ Einer der Officiere erzählte uns, daß er zum Andenken eines Wunders der heiligen Jungfrau gefeiert werde, welche die Russen, zu einer Zeit, als sie von einem Einfall der Tartaren bedroht worden, „mit ihrem Schleier bedeckt“, wodurch sie den Blicken ihrer Feinde verheimlicht worden seien! Um dieses Ereigniß zu feiern, war in der Griechischen Hauptkirche Gottesdienst. Die Ceremonieen wurden von einem Chor, das aus Officieren und Soldaten bestand, verrichtet; die Versammlung war klein, und bestand größtentheils aus Bulgaren. Ein armer Bulgar, der dem Russischen Lager folgte, und kürzlich von einer Krankheit genesen wär, widmete aus Dankbarkeit für seine Genesung dem Altare der heiligen Jungfrau einige Ker-

zen. Seine wiederholten Fußfälle vor ihrem Bilde erinnerten mich an die Orientalische Abkunft dieser Nation; er warf sich oft auf seine Hände und Kniee, und stieß sein Haupt gegen das Pflaster; und in diesen, wie in einigen andern Fällen beobachtete er dieselbe Stellung, wie die Mahomedaner bei ihren Andachten. Seine Kleidung und sein Aussehen war in dieser Beziehung ebenfalls unterrichtend; er trug einen langen Bart, weite Kleider und einen rothen Gürtel um seine Lenden.

Nach der Ceremonie statteten wir dem General Reuchtern einen Besuch ab, und fanden ihn vor seinem Zelte, in Walter Scotts Novellen — den Gefährten seiner müssigen Stunden, wie er uns sagte — lesend. Wir sahen an diesem Tage auch einige andere Russische Officiere. Sie hatten Nachricht von einer Bewegung des Paschas von Scutari erhalten, welche sichtbar einige Unruhe unter ihnen erregte. Sie erzählten, daß der Pascha vorwärts rücke, und daß beinah die halbe Russische Armee sich nach dieser Richtung hin in Bewegung setze, um seinen Feindseligkeiten zuvorzukommen; daß man einige Zeitlang besorgt gewesen, das Hauptquartier möchte angegriffen werden, während seine Detaschements noch ent-

fernt wären, und daß, wenn der Pascha wirklich im Sinne habe, ernstlich die Feindseligkeiten wieder anzufangen, er den günstigen Moment versäumt habe. Die Russen sagten, daß die wirkliche Stärke ihrer Armee 30,000 Mann betrage; daß Servien bereit sei, aufzustehen, und daß 4000 Bulgaren in der Nachbarschaft von Janboli sich selbst zu einem Aufstand gegen die Türkische Regierung vereinigt hätten. Diese letzte Nachricht setzte uns damals in Erstaunen; aber unsere spätere Reise über den Balcan löste das Räthsel.

Am 15. October. Wir wurden diesen Nachmittag von dem General Reuchtern und zwei Russischen Adjutanten, von denen einer bei dem Grafen Diebitsch und der andere bei dem Russischen Kaiser selbst dient, besucht. Der letzere war eben von Petersburg mit der Ernennung des Grafen Diebitsch zum Feldmarschall angelangt. Durch diese Ehre, die größte, die man in Rußland erlangen kann, erhält der Graf den Vortritt vor der kaiserlichen Familie, und ist, wie ich glaube, dem Range nach die dritte Person des Reichs, indem nur der Kaiser Nicolaus und der Herzog von Wellington vor

ihm stehen. Zugleich wurden bedeutende Beförderungen in der Armee vorgenommen, durch welche unser Freund Reuchtern Generallieutenant wurde. Der nämliche Officier brachte die Nachricht, daß in einigen Tagen die Ratification des Friedens von dem Kaiser anlangen werde. Sie wurde unter dem Vorwande verzögert, daß es einige Zeit koste, sie in eine dem Mahomedanischen Geschmacke entsprechende Form zu bringen. Ein viel kürzerer Verzug von Seiten der Türken war den Russen sehr unangenehm gewesen.

Am 18. October. Diesen Morgen früh wurden 120 gefangene Albaneser und drei Kanonen unter starker Bedeckung, in der Richtung von Mustapha Pascha her, nach Adrianopel gebracht. Sie waren in einem Scharmützel, das zwischen den Russen und der Armee des Paschas von Scutari Statt gefunden, gefangen worden. Der Russische General war Geismar, der sich im vorigen Jahr gegen die Albaneser bei Widdin ausgezeichnet hatte, wo er sie, eine Armee von 20,000 Mann, wie erzählt wird, nur mit 4000 Mann vollständig schlug.

Die Angaben über den Russischen Verlust in der letzten Affaire waren sehr verschieden; einer erzählte

uns, daß kein Mann geblieben wäre, und ein anderer, daß der Verlust bedeutend sei. Der Anführer der Albaneser war ein Pascha von zwei Roßschweifen im Dienste des Paschas von Scutari.

Im Anfange des Octobers war der Pascha von Scutari mit 15,000 Albanesen und sechzehn Kanonen nach Philippopoli vorgerückt. General Diebitsch schickte an ihn, um seine Absicht zu erfahren; er antwortete, daß er sein Quartier in Demotika aufschlagen wolle. Es entstand ein Courierwechsel zwischen den Russischen und Albanischen Generalen. Der Pascha verlangte, daß Diebitsch Adrianopel verlassen sollte, da jetzt der Friede zwischen Rußland und der Türkei abgeschlossen sei. Diebitsch antwortete mit der Drohung, daß er bis Philippopoli rücken werde, wenn der Pascha die Stadt nicht verlassen werde. Der Albanese erklärte, daß er mit den Russen keinen Streit habe, aber mit dem Großherrn, von dem er Sold für seine Truppen verlange. Da die Albaneser Feudaldienste leisten müssen, haben sie auf keine Entschädigung von der Pforte Ansprüche. Der Graf Diebitsch glaubte deßhalb dieser Behauptung des Paschas nicht, obgleich die Folgezeit bewies, daß seine Angabe richtig war.

Die Bewegungen des Paschas von Scutari, begleitet mit dem Gerücht von einem Truppencorps von zwei oder drei Paschas, das sich zu Rodosto gesammelt, und dann das Ausbleiben der Ratification des Vertrags von dem Sultan ließen Diebitsch glauben, daß Feindseligkeiten beabsichtigt würden.

Um die Verbindung von zwei Armeecorps zu verhindern, wurde die Linie der Maritza bis Enos hin besetzt. Drei Brigaden Infanterie und etwas Cavallerie wurden auf die Hochstraße geschickt, um die Bewegungen des Paschas zu beobachten, und der General Geismar erhielt Befehl, ihn nicht aus dem Gesichte zu lassen.

Da die Ratification nicht anlangte, wurde ein Adjutant nach Constantinopel geschickt, um die Unterschrift des Sultans zu beschleunigen, welche ziemlich lange hinausgeschoben wurde. Ich muß die Gründe dieser Verzögerung erwähnen, indem sie den Monarchen characterisiren, von dem gesagt wird, er habe sich über die Vorurtheile seiner Nation erhoben.

Das Papier, auf welches dergleichen Urkunden geschrieben werden, ist auf eine eigene Weise vergoldet und bemalt. Unglücklicherweise war keines von diesem kostbaren Material vorräthig, und mehrere Tage

waren erforderlich, es zuzubereiten. Es war umsonst, daß dem Sultan vorgestellt wurde, die Unterschrift, und nicht das glänzende Papier wäre nothwendig. Nichts konnte ihn bewegen. Wie der König von Spanien, welcher vor Hitze starb, weil der bestimmte Bediente nicht zur Hand war, um den Stuhl vom Feuer zu entfernen, riskirte dieser erlauchte König der Könige eher, daß seine Hauptstadt erobert würde, als daß er ein Jota an der Etikette unterlassen hätte.

Endlich erschien die Urkunde, gehörig ausstaffirt und vergoldet, zum Glück für den Sultan, denn eben stand der Russische General im Begriff, auf alle Gefahr hin nach der Hauptstadt vorzurücken, wenn die Ratification nicht zur rechten Zeit noch angelangt wäre.

Unterdessen fuhr der Pascha von Scutari fort, dieselbe feindliche Stellung zu behaupten. Sich auf seine eigene Stärke und die Schwäche seines Herrn verlassend, rückte er auf Adrianopel zu, und ein Theil seiner Truppen erreichte Mustapha Pascha; darauf erfolgte das oben von mir erwähnte Gefecht.

Seit der Hinrichtung des berühmten Ali von Janina kann der Pascha von Scutari als der mächtigste Häuptling Albaniens betrachtet werden. Dieses

Land der Räuber war von jeher wegen des aufrührischen Geistes seiner Beherrscher ein sehr unruhiges Anhängsel des Ottomanischen Reichs. Sicher in den Festungen ihrer rauhen Berge, bezeigten die Paschas der Pforte immer wenig Unterwürfigkeit. Ali, der Pascha von Janina, leistete Jahre lang gegen die Autorität des Sultans einen glücklichen Widerstand, und hatte sein Paschalik beinah in ein Erbreich verwandelt, als er seinen Widerstand mit dem Kopfe büßte.

Wir erfuhren von Abi dy Bey, daß gegen 12,000 Christen in der Armee des Paschas von Scutari seien; aber auch selbst die Arnauten, oder jene Albaneser, welche sich zur Mahomedanischen Religion bekennen, sind nicht sehr eifrige Anhänger des Arabischen Propheten, denn, um die Worte des Anastasius zu gebrauchen, die Arnauten, zwischen Christus und Mahomed schwankend, bekennen sich gewöhnlich zu der Religion des Herrn, dem sie dienen; ein Umstand, welcher den Widerstand der Häuptlinge gegen eine Regierung erleichtert, die so sehr von dem fanatischen Eifer der Mahomedaner abhängt.

Es wurde in Adrianopel allgemein geglaubt, daß der Pascha nur auf einen günstigen Augenblick warte,

um das Türkische Joch abzuschütteln — eine Annahme, die durch sein Benehmen im letzten Kriege unterstützt wurde. Während des ganzen Feldzugs machte er keine Bewegung, um mit der Türkischen Armee gemeinschaftlich zu operiren, obschon dieses dem Großvezier zu Schumla der größte Dienst gewesen wäre. Diese Nachlässigkeit wurde dem bekannten Haß, der zwischen ihm und dem Großvezier herrschte, den er zur Zeit, als dieser Pascha von Janina war, für einen nahen und mächtigen Nebenbuhler hielt, zugeschrieben. Seitdem hat er die Meinung von seiner Abneigung bestärkt, indem er gegen die Pforte in offene Rebellion ausbrach, und der Großvezier hat den Haß gegen seinen Nebenbuhler bewiesen, indem er mehrere seiner Officiere freundlich zu einer Unterhandlung einlud, und sie alle tödtete — ein Act halbbarbarischer Treulosigkeit, der Zeiten eines Cäsar Borgias würdig, der aber auch zugleich den Prahlereien von der Ehre und Treue der Türken und ihrer Anmaßung, eine Stelle unter den civilisirten Nationen Europas einnehmen zu wollen, antwortet.

Am 27. October. Das fünfte Russische Armeecorps, 7000 Mann stark, brach aus seinem Lager zum Marsch nach Rußland auf. Kurz vor seinem Abmarsche wurde ein Tedeum gehalten. Die Truppen bildeten ein großes, hohles Viereck, das auf jeder Ecke offen stand. Im Centrum waren die Priester in ihrem vollen Ornate, ein Chor diensthuender Soldaten und alle Generale und vornehmste Stabsofficiere. Die Häupter der ganzen Versammlung waren unbedeckt. Die Erscheinung der Priester in ihrem Orientalischen Costüm, mit ihren langen Haaren und Bärten, wie die alten Propheten, war sehr ergreifend. Der erste Priester, 6 Fuß 5 Zoll hoch, war ein sehr schöner Mann; sein Haar war gescheitelt und hing auf seine Schultern herab; sein langer Bart ruhte auf einer Art von Brustplatte, auf welcher ein goldenes Kreuz erhoben war. Die Stimmen der Sänger harmonirten wie die Töne einer feingestimmten Orgel. Nach dem Gottesdienst wurde ein großer metallener oder silberner Kessel mit Weihwasser in dem Viereck herumgetragen, in welchen der vornehmste Priester einen Zweig tauchte, und die Soldaten im Vorbeigehen damit besprengte.

Die ausgezeichneteste Person bei dieser Handlung

war der Feldmarschall Diebitsch, der, obgleich seines Glaubens ein Protestant, mit Kreuzmachen, Besprengungen und Kniebeugungen sehr fromm wetteiferte. Der Contrast zwischen ihm und dem ersten Priester war wahrhaft lächerlich, indem er ebenso viel unter, als der Pope über der gewöhnlichen Größe stand. Aber der kleine Feldmarschall ist ein zu großer Mann, als daß sein persönliches Aussehen nicht eine eigene Beschreibung verdiente, und das um so mehr, da man sagen kann, daß sein Gesicht sein Glück gewesen ist.

Der Feldmarschall Graf Diebitsch ist ein kleiner, fetter, vollblütig aussehender Mann, etwas weniger als 5 Fuß hoch; er hat einen sehr großen Kopf mit langen, schwarzen Haaren, kleine durchdringende Augen und eine Gesichtsfarbe vom tiefsten Scharlachroth, gleichsam der Ausdruck seiner großen Neigung zum kalten Punsch und einer gewissen Reizbarkeit seines Temperaments; sie veranlaßte die Soldaten, zu seinem stolzen Titel des Sabalcansky (oder des Transbalcaners) noch den Namen Semavar (oder der Theekessel) hinzu zu fügen.

Ich habe gesagt, daß der Graf Diebitsch sein Glück seinem Gesichte verdankt, und Folgendes wird

dieses beweisen. Er ist der zweite Sohn eines Preußischen Officiers, der im Stabe Friedrichs des Großen war. Noch jung trat er in die Russische Armee, und erhielt eine Compagnie in der kaiserlichen Garde. Um diese Zeit machte der König von Preußen dem Russischen Kaiser einen Besuch, und es traf sich, daß die Reihe an dem Hauptmann Diebitsch war, die Wache vor dem königlichen Besuche aufzuführen. Der Kaiser sah voraus, welche lächerliche Figur der kleine Capitän an der Spitze der langen Grenadiere machen würde, und wünschte, daß ein Freund desselben ihm auf eine zarte Weise den Wink geben möchte, daß es seinem kaiserlichen Herrn angenehm wäre, wenn er die Wache einem andern Officier überlassen würde. Der Freund ging fort, begegnet dem kleinen Capitän, und erzählt ihm plump, daß der Kaiser wünsche, er möchte die Wache mit seiner Compagnie nicht beziehen; „denn, setzte er hinzu, der Kaiser sagt, und es ist nicht zu leugnen, daß Ihr Aeußeres schrecklich ist.“ Dieser zarte Wink, daß sein Aeußeres zu schrecklich sei, um an der Spitze von Truppen, die wegen ihres guten Aussehens eben nicht berühmt sind, gesehen zu werden, erbitterte den künftigen Helden des Balcans so sehr, daß er mit der natürlichen Hitze seines Tem-

peraments nicht bloß seine Entlassung von der Wache, sondern von der Russischen Armee forderte, und da er ein Preuße und kein Russischer Unterthan sei, verlangte, daß ihm erlaubt würde, in sein Vaterland zurückzukehren. Kaiser Alexander, welcher seine Talente recht gewürdigt zu haben scheint, fand leicht Mittel, ihn zu beruhigen, da er ihn in der Linie beförderte. Er machte sich später in dem Theile des Dienstes, wo Schönheit nicht nothwendig ist, so brauchbar, daß der verstorbene Kaiser ihn an die Spitze des Generalstabs stellte, welchen Rang er noch hatte, als ihn der gegenwärtige Kaiser zum Nachfolger des Grafen Wittgenstein im Commando ernannte.

Als der religiöse Act vollendet war, bestieg der Feldmarschall und sein Stab die Pferde, und der erstere richtete einige Worte an die Soldaten, welche von ihren Anführern den Befehl erhielten, Beifall zuzurufen. Sie gehorchten wie auf jedes andere Commando; ein träges Freudengeschrei ging aus ihren Lippen, während ihre übrigen unbeweglichen Gesichtszüge zu einem Lächeln gänzlich untauglich schienen.

Die Truppen defilirten und marschirten an dem Feldmarschall vorbei auf ihre Straße nach Selimno. Ihr Marsch war von den so berühmten Russischen

Musikbanden begleitet. Die Regimenter waren kaum 700 Mann stark; vollzählig sind sie 3000 Mann; aber Pest, Krankheit, Hunger und Schwert haben sie auf ihre gegenwärtige Zahl herabgebracht.

Es ist die Frage aufgestellt worden, warum Graf Diebitsch nicht nach Constantinopel marschirte.

Die allgemein herrschende Meinung in der Türkei war, daß er durch die Vorstellungen der andern Europäischen Mächte daran verhindert worden sei. Das scheint auch allerdings der Hauptgrund zu seyn. Außer diesem mag aber der Graf Diebitsch auch die Schwierigkeiten hinsichtlich der Zufuhren der Lebensmittel, die furchtbaren Verheerungen, welche das Clima unter den Soldaten anrichtete, die Pest im Lager und auf der Flotte, den Großvezier mit der Besatzung von Schumla, den Pascha von Scutari mit den Albanesen und den Pascha von Servien mit einer andern Macht, und alle drei in seinem Rücken; dann die Wahrscheinlichkeit, daß er mit den mächtigsten Europäischen Staaten verwickelt, und das Russische Geschwader im Archipel gewiß durch die Englische Flotte vernichtet würde, wenn die Truppen versuchten, sich

der Türkischen Hauptstadt zu bemächtigen, wohl in Betracht gezogen haben.

Das Benehmen der Russen in Adrianopel beweist, daß sie, obschon ihr gegenwärtiger Besuch nur kurz war, wenn sie dieses Land wieder mit ihrer Gegenwart beehren, einen bleibendern Aufenthalt nehmen werden. In der Armee herrschte die strengste Mannszucht. Zwischen Enos und Adrianopel und in der Nachbarschaft einiger großen Truppencorps waren die Ebenen mit Vieh- und namentlich Büffelheerden angefüllt; in den Dörfern neben den Bivouacs und selbst in solchen, durch welche die Truppen marschirten, standen die Hausthüren offen, die Einwohner waren bei ihren gewöhnlichen Beschäftigungen, und eine Menge von allerlei Geflügel lief herum. Das war im October; auch ist diese Schilderung nicht auf alle Gegenden, durch die ich kam, anwendbar.

Bei ihrer Ankunft in Adrianopel bewiesen sie die größte Achtung gegen die Personen und das Eigenthum der Einwohner; ich hörte bloß einen Vorfall erzählen, daß ein Kosack in ein Harem drang, von dem Eigenthümer entdeckt und auf der Stelle getödtet wurde. Die Sache kam Diebitsch zu Ohren, und er lobte den Türken wegen dieser That. Sie

bezahlten gewissenhaft Alles, was sie brauchten; sie waren außerhalb der Stadt gelagert, und selbst spät im November wurden die Truppen, trotz der schlechten Witterung, nicht bei den Einwohnern einquartiert; Wachen wurden vor den Moscheen aufgestellt, zum Schein, um sie vor Verletzungen zu bewahren, und die wenigen Türkischen Kinder, welche Diebitsch den Dienst der Truppen verrichtend vorfand, entwaffnete er und schickte sie ihren Müttern zurück.

Dieses Benehmen machte auf jede Classe der Einwohner einen bestimmten Eindruck; daß es sie den Christen angenehm machen mußte, ist natürlich genug.

Beim Ausbruche der Revolution im J. 1821 zeigten die Griechen in Adrianopel ein solches lebendiges Interesse an den Fortschritten ihrer Landsleute, daß die Türken veranlaßt wurden, die vornehmsten Glieder beinah aller Griechischen Familien in der Stadt zu tödten. Dennoch blieb das Gefühl des Volks unbezwungen, und ich hatte sowohl hier, als später selbst in den entlegensten Dörfern Kleinasiens Gelegenheit, aus den untrüglichsten Anzeigen zu bemerken, daß zwischen den Griechischen Unterthanen der Pforte und den Griechen, welche das Joch abgeschüttelt haben,

ein geheimes Einverständniß besteht. Man konnte daher schwerlich glauben, daß dieses vorherrschende Gefühl zu einem Zeitpuncte schlafen würde, wo Befreiung so nahe schien. Es wurden daher von dem Oberbefehlshaber zahlreiche Proclamationen erlassen, und der Griechische Erzbischof ermahnte von der Kanzel herab, um die Griechen daran zu erinnern, daß sie dem Sultan noch Gehorsam schuldig wären; aber das sanguinische Temperament dieser Nation konnte zu einer solchen Zeit nicht unterdrückt werden, und sie begrüßten mit dem größten Enthusiasmus ihre siegreichen Mitchristen als Befreier, die gekommen wären, sie von den Ketten des Tyrannen zu erlösen.

Zwischen den Bulgaren und Russen war noch eine innigere Freundschaft; nebst dem festen Bande der Religion knüpfte sie auch das der Sprache zusammen. Sobald die Russen erschienen, wurden sie von den Slavoniern als Verwandte und Brüder begrüßt; mehrere Bulgaren traten, wie ich hörte, wirklich in ihre Armee; andere versicherten während meiner Anwesenheit, daß sie die Absicht hätten, mit den Truppen nach Rußland zu gehen, und die letzten Briefe, die ich aus Adrianopel erhielt, erzählen, daß eine Menge die Stadt verlassen, und daß noch viele

im Begriff ständen, abzureisen. Die Freude der gewöhnlich ruhigen Bulgaren bei dem Anblicke der christlichen Truppen war so groß, daß sie sehr häufig ihren Haß gegen die Türkische Regierung zeigten. Der Anblick ihrer gedemüthigten Feinde erhob sie.

Es bleibt die Frage, ob der Sultan eine solche Pflichtvergessenheit der zurückbleibenden Rajas nicht nach dem gänzlichen Abzuge der Russen bestrafen wird. Für seinen eigenen Vortheil ist es besser, wenn er es nicht thut, denn er trifft nicht mehr den gewohnten passiven Gehorsam. Jede Gewaltthat von seiner Seite wird sehr wahrscheinlich Auswanderungen oder einen Aufstand derjenigen seiner Unterthanen veranlassen, von denen er den größten Theil seines Einkommens zieht.

Die Ursache dieser Unzufriedenheit der Rajas kann, wie jedes andere Unglück, das jetzt über das Ottomannische Reich hereinbricht, dem eigenen fehlerhaften und unpolitischen Systeme der Regierung zugeschrieben werden.

Wenn die Türken von einem christlichen Lande Besitz nahmen, so wurde das Eigenthum in drei Theile getheilt; der erste gehörte der Moschee, der zweite der Krone und der dritte den Vertheidigern des Staats.

Die Lage des unterjochten Volks kam nicht in Betracht; wegen seiner Religion (wenigstens in der spätern Zeit) vom Kriegsdienst ausgenommen, war seine Bestimmung, das Land zu bauen und die Früchte seiner Arbeit nach den bestehenden Gesetzen den Bedürfnissen der Kirche und des Staats zu widmen.

Die Türken ernten nun die Früchte ihrer elenden Politik, durch ungerechte Einschränkungen in einer Classe des Volks feindselige Gefühle gegen das allgemeine Wohl des Landes zu erregen, und diejenigen, welche nützliche Unterthanen hätten seyn mögen, in unzufriedene Sclaven zu verwandeln.

Die Griechen sind als Landbauer und Matrosen an Beschwerden gewöhnt; Arbeit hat ihnen alle physischen Eigenschaften eines guten Soldaten erworben, und ihr eigenthümlicher behender Sinn würde ihnen alle moralischen verschaffen. Wäre ihre Religion ihrer Beförderung nicht im Wege gestanden, hätten sie den Genuß gleicher Rechte gehabt, ihr Schwert hätte jetzt glücklich zum Widerstande gegen den Einfall des gemeinschaftlichen Feindes gebraucht werden mögen.

Was ist jetzt das Resultat? Sie sind als Männer mit ihren Rechten bekannt geworden, sie fühlen ihre eigene Stärke, und sind von der Schwäche ihrer

Tyrannen vollkommen überzeugt. Die eine Hälfte der Europäischen Türkei hat das Joch der Ottomannen von sich geworfen, und die Unterwerfung der andern Hälfte besteht wenig anders, als dem bloßen Namen nach.

Vor der Vernichtung der Janitscharen behandelte der von seinen Pfaffen, welche die Einführung Europäischer Kenntnisse fürchteten, geleitete Türke die Rajas des Reichs und die civilisirten Nationen der Christenheit mit gleicher Verachtung.

Stolz auf die eingebildete Unfehlbarkeit des eigenen Glaubens und auf die Vorrechte, welche sie durch denselben genossen, prahlte der orthodoxe Osmanli selbst mit seiner religiösen Ueberlegenheit, und verehrte das heilige und unsterbliche Andenken seines Vorfahrers, der jede andere Religion, als seine eigene, von den Würden und Ehren des Staats ausgeschlossen. Diese Betrachtung ließ sie geduldig die drückendste Tyrannei ertragen. Mit dem Glauben groß geworden, daß ihr Beherrscher nicht irren könne, betrachteten sie seinen Willen als den unabänderlichen Beschluß des Schicksals. Sie sahen daher das Annähern einer christlichen Armee als eine drohende Vernichtung ihrer Rechte und Religion an, und sammelten sich mit frommem Eifer um die heilige Fahne ihres Propheten.

Aber was der Feind nicht zu thun vermochte, das bewirkte ihr eigener Souverän. Der stolze Glaubensunterschied erlosch mit der Vernichtung seiner früheren Vertheidiger. Der Türke fühlt, daß er nicht mehr pro aris et focis kämpft, sondern daß die Waffen des Gläubigen zum Dienst für einen ungläubigen König gebraucht werden. Statt daher das christliche Heer als Zerstörer seiner Rechte und Privilegien anzusehen, betrachtete der Türke seinen Sieg als das einzige Mittel, ihn selbst von einem unerträglichen Joche zu befreien.

So zu Gunsten der Russen gestimmt, war ihre Ankunft in Adrianopel den Mahomedanern und Christen gleich angenehm, und die erstern wurden durch die Mäßigung der Armee während ihres Aufenthalts in ihrer Gesinnung bestärkt. „Wenn wir einen Ungläubigen zum König haben sollen, argumentirte der Türke, so mag es doch wenigstens einer seyn, welcher unser Leben und Eigenthum achtet."

Diese Zufriedenheit des Türken mit der Eroberung seines Landes darf jedoch nicht etwa mit einer eigenen Vorliebe desselben für die Russen selbst verwechselt werden. Abgesehen von der Peinigung, welche der stolze Mahomedaner bei der, durch eine von ihm verachtete Nation erlittenen Niederlage muß gefühlt haben, sind

die Charactere der beiden Völker einander so gänzlich entgegengesetzt, daß ein wahres, vertrautes Verhältniß zwischen ihnen niemals möglich ist. Denn die Unreinlichkeit der gemeinen Russen, ihr Betragen ohne Zwang und Ceremonieen und die häufig vorkommende Neigung zu Diebereien widerstrebt den Gewohnheiten und Gebräuchen eines Volks, welches durch seine Religion verpflichtet ist, sich täglich fünfmal zu waschen, dessen äußerer Anstand dem unsrigen gleichkommt, und ihn in manchen Beziehungen übertrifft, welches mit Recht auf seine Feinheit stolz ist, und welches im Puncte der Ehrlichkeit (was Privatgeldgeschäfte betrifft) von keinem Volk der Welt übertroffen wird.[1])

---

1) Das von Herrn Keppel den Türken hinsichtlich des letztern Punctes gespendete Lob wird ihnen von einem andern, mit tiefen Kenntnissen und vielen Erfahrungen ausgerüsteten Reisenden, dem berühmten, leider zu früh verstorbenen L. Burckhardt, sehr streitig gemacht. In einem seiner, bis jetzt ungedruckten Briefe aus Cairo vom 20. Juni 1816 an seinen Bruder in Basel findet sich folgende, merkwürdig prophetische Stelle, die dem Scharfsinne, wie dem politischen Tacte des Schreibers alle Ehre macht. „Ich bin nicht deiner Meinung in Betreff der Wahrscheinlichkeit eines langen Friedens. Rußland hat

Sie ließen jedoch diesem Gefühl gegen die Russen nur in ihren Caffeehausgesprächen freien Lauf, obgleich wir auch hier und da die Soldaten in den Straßen mit Schimpfwörtern begrüßen hörten, die jedoch, ohne sie zu verstehen, fortschlenderten, und die Türken in ihrer Meinung über Russische Sitten bestärkten, indem sie auf der Straße Stücken Talg, der zum Verkauf ausgestellt war, nahmen, und zum Munde führten.

Zu den zahlreichen Schimpfwörtern in der Türkischen Sprache fügten die Einwohner noch zwei hinzu,

---

in diesen drei letzten Jahren zu viel geleistet, und ist zu mächtig und zu ehrgeizig, um ruhig zu bleiben, und Europa ist nun einmal in einer solchen Lage, daß Kriege zwischen einzelnen Mächten nicht mehr Statt finden können, sondern daß jeder Funke der Zwietracht sich in allgemeine Flammen ausbreiten muß. Ich zweifle, ob die Türkei unangetastet bleiben wird, und ob ich gleich dieses schöne Land den Russen nicht gönne, so mag ich sie doch lieber, als die Türken, die täglich an That-, Geistes- und Gemüthskräften abzunehmen scheinen, und was auch nun sentimentale Reisende sagen mögen, die bloß ihre gefällige und männlich aussehende Außenseite bemerken, eine Race von den verdorbensten Halbwilden sind, zu tief gesunken, um sich zu bessern, und viel zu eitel, um einzusehen, daß sie der Besserung bedürfen." A. d. U.

mit welchen sie ihre Sieger beehrten. Sie sprachen das Wort General wie Ginnavar aus, was wildes Schwein heißt, und Moskowite wie Mussobeit: der Mann von übler Vorbedeutung.

Auch bemerkt Herr Keppel hinsichtlich der Stimmung der weiblichen Bewohner Adrianopels gegen die Russen, daß die älteren Damen zwar für das alte Türkische Regiment eingenommen gewesen wären; die jüngern und schönern aber an den Russen großes Wohlgefallen gefunden hätten. Zusammenkünfte Türkischer Frauen mit Russischen Officieren wären zum gewöhnlichen Stadtgespräche geworden, und von ihren Männern vernachlässigte Weiber hätten im Russischen Lager Trost gesucht und gefunden.

Der Graf Diebitsch drückte gegen einen meiner Freunde großes Bedauern aus, daß er Adrianopel aufgeben müsse, indem dessen Besetzung ihm die Hauptstadt ersetze, und weil, wie er sagte, dieses zum Schutz der christlichen Unterthanen der Pforte gereicht hätte. Er verzichte jedoch aus Achtung vor den Gefühlen des Sultans darauf.

Der ostensible Grund, warum die Russische Armee auf der südlichen Seite des Balcans überwintern

sollte, war, um zu sehen, ob die Friedensbedingungen erfüllt würden. Ein zweiter Feldzug auf dieser Seite des Balcans wurde von den Russischen Officieren für sehr wahrscheinlich gehalten, und manche waren geneigt zu glauben, daß der Friede nicht dauern werde.

Die ganze Armee war äußerst mißmuthig und unzufrieden, daß sie nicht nach Constantinopel durfte. Es giebt verschiedene Belege, daß die Einnahme der Türkischen Hauptstadt ein Lieblingsgedanke der Russen war. Verschiedene Officiere, welche in Adrianopel starben, verlangten auf dem Todtenbette, daß sie an der Straße nach Constantinopel beerdigt werden möchten. Die Soldaten hatten ein Lieblingslied, von welchem der Chor war: „Paidom Tschelegrad": „laßt uns nach der Cathedrale gehen!" ein Name, womit sie Constantinopel bezeichnen; und dieses Lied wurde so allgemein, daß es die Bulgarischen Kinder merkten und auf den Straßen sangen.

Der Feldmarschall sagte, daß er nur aus Achtung vor den großen Mächten zu Adrianopel gehalten, und er bekannte, daß er darüber erstaunt sei, was sie hätte bewegen können, zu vermitteln. Die übrigen Officiere waren in ihren Ausdrücken offener. Sie kommen beständig auf die Ungerechtigkeit der

Continentalmächte zurück, daß sie einen Schritt gethan, um die Türkei zu erhalten, als sie schon in ihrem Besitze gewesen. Es wurde vorzüglich dem Herzog von Wellington und der Gegenwart unsers Geschwaders in den Dardanellen Schuld gegeben. Sie sprachen allgemein von der Mäßigung ihres Kaisers und schienen zu meinen, daß sein Character ihm den Verdruß hätte ersparen sollen, eine bereits gemachte Eroberung wieder aufzugeben. Es wurde versichert, Kaiser Nicolaus hätte niemals daran gedacht, die Türkischen Provinzen zu behalten, indem er bereits mehr Land habe, als daß er wisse, was er damit anfangen soll; er hätte Constantinopel zu einer Freistadt, wie Hamburg, gemacht, und den Christen überlassen, sich selbst zu regieren.

Der größte Trost der Russen schien zu seyn, daß sie den Augenblick abwarten wollten, wo England nicht so begierig, noch so gerüstet seyn würde, sie daran zu verhindern, die Türken aus Europa zu vertreiben.

Es wird von den Russen behauptet, daß von Seiten des Feldmarschalls die größte Anstrengung und Klugheit nothwendig gewesen, um die christlichen Einwohner von einem Aufstande gegen den Sultan abzuhalten. Diebitsch selbst sagte, daß er, obgleich ihre

Mitwirkung für ihn von größtem Nutzen gewesen seyn würde, und es nur einer Proclamation bedurft hätte, um sie zu revolutioniren, sie nicht habe bloßstellen wollen, indem er die Wahrscheinlichkeit vorausgesehen, sie der Rache des Sultans überlassen zu müssen; und in allen öffentlichen Noten und Proclamationen erinnerte er sie immer daran, daß sie Unterthanen der Pforte seien, und ermahnte sie, Nichts gegen den ihrem Souverain schuldigen Gehorsam zu thun. Auf meiner Reise durch Rumelien und die Bulgarei kam ich zu der Ueberzeugung, daß diese Revolution nicht unterdrückt, sondern nur verschoben ist, und daß, obgleich der Feldmarschall in Proclamationen die Einwohner zur Unterwerfung ermahnte, seine Unterhändler dennoch sie glücklich unter der Hand gewonnen haben, und daß sie nur warten, bis ihre Dienste erfordert werden. Wenn die Russen die Türkei gänzlich verlassen haben, wird sich das Räthsel lösen. [1])

---

1) Die Vermuthungen Keppels sind nicht eingetroffen: aber der Sultan scheint seine Lage zu kennen und richtig zu beurtheilen, indem er seinen christlichen Unterthanen in neuerer Zeit verschiedene Erleichterungen und nicht unwichtige Vorrechte ertheilt und zu-

2.

Chateaubriand und Thiers über die jetzige Regierung Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Fortschritt und Befestigung der neuen Monarchie. Ihre Regierungsmittel.

Es war eine große Frage, ob die Monarchie von 1830 sich würde halten können, mitten im fürchterlichen Sturme, umtobt von allen Parteiungen auf ein Mal, das bewaffnete Europa im Angesicht, ohne noch Soldaten zu haben, die ihrer Sache ergeben gewesen wären, ohne eine Partei zu haben, die mit Leidenschaft für sie gestimmt gewesen wäre, da nur die Masse des Landes ihrer Existenz aus Vernunftgründen zugethan war.

---

gestanden hat, so z. B. Gleichheit vor dem Gesetz zwischen Rechtgläubigen und Rajas. Wenn man aber alle die von Keppel angeführten und richtig beurtheilten Verhältnisse ins Auge faßt, so muß man eingestehen, daß an eine Regeneration des Türkischen Reichs nicht zu denken und alle Anzeichen vorhanden sind, die der Auflösung eines alternden und kraftlosen Staats vorangehen.

A. d. U.

Es war eine Frage, ob sie unter diesen Umständen würde bestehen können, und zwar eine Frage, welche alle Freunde der Ordnung und Freiheit in Schrecken setzen mußte. Die Carlisten machten im Süden ihre Umtriebe, die Republicaner und Bonapartisten erregten in Paris Aufstände; in der Armee schlich sich ein Geist der Unordnung ein, indem mehrere beklagenswerthe Beispiele die Unterofficiere belehrt hatten, daß sie Officiere werden könnten, wenn sie ihre Oberen angeben wollten; die Truppen waren durch die Erinnerungen aus dem Juli wankend gemacht, indem sie befürchteten, mit dem Volke in Streit zu gerathen; die unteren Behörden waren lässig in ihrem Gehorsame gegen die obere Behörde, weil man von Ministern wenig befürchtete, die sich kaum festgesetzt hatten; unter den Agenten der Regierung herrschten die verschiedenartigsten Ansichten, weil sie ohne Auswahl in den ersten Tagen des Juli gewählt worden waren, wo alle Meinungen, die bisher getheilt waren, ineinander liefen; der Verfall der Industrie hatte zur Folge, daß jeden Tag das Zurückhalten der Capitalien, die Anzahl der Bankerotte, der Mangel an Arbeit und das Elend der gewerbetreibenden Classen größer wurde; die Widersetzung gegen die Abga-

den wurde allgemein, weil das Volk den Wahn hatte, daß Erleichterung der öffentlichen Lasten die augenblickliche und nicht erst die spätere Folge einer politischen Veränderung seyn dürften; Europa wurde mit jedem Tage unruhiger und mißtrauischer, da es unsere Angelegenheiten in einem solchen Zustande sah. Die Regierung befand sich diesen Schwierigkeiten gegenüber ohne alle Mittel; sie hatte zu ihrem Gebrauche nur Regierungslehren, die nicht unbestritten waren; sie wagte es kaum, die Agenten abzusetzen, die ihr Widerstand leisteten; sie konnte weder Stellen vergeben, noch Gunstbezeigungen erweisen, um sich Creaturen heranzuziehen; sie war von mehr als einer zügellosen Presse angegriffen, welche weit mehr die ihr im Wege stehenden Schwierigkeiten zu vermehren, als zu vermindern strebten; also standen die Sachen und also war es ja wohl begreiflich, daß man die Frage aufwarf, ob die neue Monarchie würde bestehen können oder nicht.

Auch hatten die Hoffnungen ihrer Feinde den höchsten Gipfel erreicht. Bonapartisten, Republicaner und Anarchisten aller Art sagten: wir sind im Juli nicht weit genug gegangen; aber wir werden mit der kaum entstandenen Monarchie Ludwig Philipps

weit eher fertig werden, als mit der durch ihr Alter geheiligten Monarchie Carls X. Die Carlisten wiederholten es mit Freude, daß die Revolution ihren gewöhnlichen Lauf gehen werde, und daß die Illusion einer Monarchie verschwinden würde, um der Wirklichkeit, d. h. der Anarchie, Platz zu machen, und daß wir auf dem gewohnten Wege wieder zu Heinrich V. kommen würden. Ordentliche Leute waren in Verzweiflung, fürchteten neue Umwälzungen und fragten sich, ob eine starke und freie Regierung nicht zu den Hirngespinnsten gehöre. Europa dachte in seiner Unruhe daran, wie es sich vor dem Feuer verwahren könnte.

Jetzt aber sind wir gerettet oder wenigstens von der Rettung nicht weit mehr entfernt. Wie war das möglich? Einzig und allein durch eine Kraftanstrengung der öffentlichen Vernunft. Zur Ehre unserer Zeit, unseres Landes und der neuen Monarchie, und zur Rechtfertigung der Revolution des Juli will ich diese seltsame Erscheinung näher auseinander setzen.

Es ist wahr, die Armee war unzuverlässig, die Disciplin war bei ihr in Verfall, und sie hatte keine Siege unter der neuen Regierung erfochten, um ihr zugethan seyn zu können; es gab keine Partei, die

mit Begeisterung für diese Regierung eingenommen gewesen wäre; das Einzige, was zu ihren Gunsten bestand, war die Ueberzeugung, daß wir eine Monarchie haben mußten, und daß Ludwig Philipp der einzige König war, der wirklich für diese Monarchie sich eignete, und daß sonst Nichts als Verwirrung, Krieg und Anarchie bevorstände.

Diese Betrachtung wirkte überwiegend auf die öffentliche Vernunft ein; sie ergänzte die Macht des Parteigeistes, und bewirkte weit mehr Gutes, als dieser. Sie hat allgemein gegen die Umtreiber ihre Mißbilligung geäußert, und hat allen Bürgern die Waffen in die Hände gegeben. Mit bewundernswürdiger Ausdauer und Wachsamkeit haben die Nationalgarden Tag und Nacht gewacht. Die öffentliche Vernunft wurde bei ihnen zum Eifer für die Regierung Ludwig Philipps und zur Liebe für seine so schätzenswerthe Persönlichkeit. Das Beispiel der Nationalgarden hat auf die Linientruppen eingewirkt; diese haben sich aus Sympathie zu demselben Ziele hingeneigt, und scheuen sich nicht mehr, zu marschiren, wenn die Nationalgarden ihnen das Beispiel gegeben haben. Diese öffentliche Vernunft war es, welche bei den Nationalgarden thätig war und bei den Sol-

daten, als sie die Geduld hatten, fest, unerschütterlich und kalt zu bleiben, einer aufgeregten Masse gegenüber, sich derselben nur Gewehr in Arm gegenüberzustellen, und sie nur durch Unthätigkeit, nicht aber durch Flintenstöße zu besiegen. Diese öffentliche Vernunft war es, welche von allen Seiten Stärke und Strenge verlangte, um troß der Presse und troß Declamationen aller Art ein festes Ministerium aufrecht zu erhalten, welches sich der Ordnung ganz ergeben hatte.

Ihm allein haben wir es zu danken, daß wir die so beunruhigenden Monate, welche zwischen den beiden Sitzungen lagen, überstanden und ohne Umwälzungen überlebt haben. Aber die Lage war dennoch fürchterlich. Die Wahlen mußten vorgenommen werden. Das Ministerium wollte keinen Einfluß üben, es wollte der öffentlichen Meinung nicht vorgreifen und die schwierige Frage entscheiden, wie weit die Regierung den Beistand ihrer Agenten verlangen könne; das Ministerium hat sich vor der Gefahr nicht gefürchtet, der es durch den Verlust einiger Stimmen ausgesetzt seyn könnte. Die neue Kammer, welche zusammenkam, war mit lebendigen und ehrenwerthen Gefühlen erfüllt, sie war von einer reinen Liebe für ihr Land beseelt, aber dabei hegte sie

zugleich Vorurtheile, die sie aus der Lectüre der Journale geschöpft hatte. Denn sie glaubte, daß die Regierung weder die Nationalwürde nach Außen aufrecht erhalten, noch die Revolutionen im Innern unterdrückt habe; sie klagte bald über die Rücksichten, welche man für die Carlisten nehme, bald über die Schonung, mit welcher man die Chouans behandele, bald über die Unzulänglichkeit der Maßregeln, welche man an den Grenzen treffe. Also hegte sie einen reinen Kummer, und hatte in ihren Gefühlen die Aufregung, welche uns Alle beherrschte. Von dieser Vereinigung von Männern aber, die so gestimmt waren, welche solche Vorurtheile nährten und welche so aufgeregt waren, war das Schicksal Frankreichs und das der Welt abhängig.

Was hatte nun das Ministerium für Mittel, um sich in dieser Kammer eine Majorität zu verschaffen? Weder den Einfluß, welchen die bourgs-pouris der Regierung in England zusichern, noch auch den, welchen die Gunstbezeigungen der Restauration auszuüben zuließen; es hatte Nichts für sich, als die Vernunft, diese Vernunft, in welcher die einzige Waffe der Regierung unserer Zeit besteht.

Aber dieselbe öffentliche Vernunft, welche auf

unsere bewundernswürdigen Nationalgarden eingewirkt hatte, äußerte ihren Einfluß auch auf die Gemüther, welche so verschiedenartig gestimmt waren. Eine Menge von Deputirten versammelten sich mit Eifer um eine wankende Macht, die aber Allen zum Bedürfniß war. Sie schlossen sich ihr an, ohne Interesse, ohne persönliche Rücksichten, aus dem einzigen Beweggrunde, welcher auch die Bürger Tag und Nacht um das Palais des Königs und der Kammern patrouilliren ließ. Die größte Zahl der Talente stellte sich auf die Seite der Macht. Die Vernunft hat durch hundert Zungen auf ein Mal gesprochen; sie hat auf das ganze Land eingewirkt; und während man bei der Discussion über die Adresse es aussprach, und beinah glaubte, daß die Regierung die Nationalwürde verrathen habe, war ein einziger Monat hinreichend, um den Ungrund und die Ungerechtigkeit so vieler Vorwürfe darzuthun, und den Augen der Welt zu beweisen, daß, wenn wirklich ein Unrecht da sei, dieses lediglich in der Lage selbst begründet sei. Die Feinde der Ordnung haben von dem einen Tage, da Warschau fiel, Nutzen gezogen; sie wollten die Leidenschaften entflammen, sie wollten den Augen Frankreichs diesen beweinenswerthen Unstern zur Schau aus-

stellen und bei ihm das so reizbare Gefühl des Nationaledelmuthes in Aufregung bringen. In diesem Augenblicke war das Schicksal unserer Revolution dem Zufalle preisgegeben; man wäre beinah vom Frieden zum Kriege, und also von der Milde zur Heftigkeit übergegangen. Doch ist der Wahrheit der Sieg geblieben. Man hat die Ungerechtigkeit und Albernheit so vieler Anklagen, die Unmöglichkeit dessen, was man verlangte, und die Weisheit dessen, was man gethan hat, bewiesen und begriffen. Den Tag nachher, als man die Kunde von der Einnahme Warschaus vernommen hatte, erklärte die Kammer, daß sie sich gänzlich auf die Sorgfalt verlasse, mit welcher die Regierung die Würde und die Interessen Frankreichs vertreten werde. Die Kammer hat darauf die Anklagen, welche gegen die Richtung der Regierung im Innern gingen, geprüft und gewürdigt; sie hat der Regierung ihren Beifall zu erkennen gegeben, dieselbe ihrer Mitwirkung versichert, und sie veranlaßt, mit Energie zu regieren.

So hat in der Kammer, wie im Lande, die öffentliche Vernunft den Sieg davon getragen. An diesem Tage ist Frankreich gerettet worden. Schon erwacht der Gehorsam wieder für eine Gewalt, die sich

auf die Majorität stützt; die Agenten des Gouvernements erneuern ihre Hingegebenheit; die Disciplin, welche bei der Armee durch den gefeierten Marschall eingeführt ist, der sie commandirt, nimmt zu durch den allgemeinen Einfluß, der die Ordnung überall wieder herstellt. Was die äußeren Verhältnisse betrifft, so hat sich Europa beruhigt und wieder Hoffnung geschöpft, und von der allgemeinen Vernunft mit fortgerissen, hat es sich beeilt, zu einer so glücklichen Ausgleichung mit beizutragen. Ja, Europa hat sogar noch früher die einzige Frage erledigt, die einen Krieg hätte veranlassen können, und hat auf eine definitive Weise das Schicksal Belgiens und Hollands bestimmt. Indem es sich selbst auf diese öffentliche Vernunft stützte, die es nicht zugab, daß die ganze Welt wegen zweier kleiner Völker umgewälzt würde, ist es so weit gegangen, daß es erklärte, es würde im Nothfalle die streitenden Parteien sogar zwingen, sich untereinander zu verständigen. Die eine dieser beiden Parteien hat zuerst nachgegeben. Wir wollen uns Glück zu diesem Ereignisse wünschen. Denn die Partei, welche zuerst nachgegeben und sich am Weisesten bewiesen hat, ist uns befreundet, denn sie ist auch aus einer Revolution hervorgegangen, wie wir selbst.

Alles ist Wirkung und Gegenwirkung, wie man zu sagen pflegt; unsere Vernunft hat auf die Vernunft Europas und diese wiederum auf die unserige eingewirkt. Seit den Entschließungen der Cabinette erwacht von allen Seiten Zutrauen, Ordnung und Sicherheit, und das öffentliche Wohl fängt wieder an aufzuleben. Noch ist natürlich nicht Alles vollendet; es bleibt noch viel zu thun übrig; man muß die Lehren der Regierung genau bestimmen; man muß überall Grenzen des Gehorsams und der Macht festsetzen, man muß wissen, ob die öffentlichen Beamteten nur unabhängig in ihrer Stimme seyn dürfen, oder ob sie im Gegentheil die Regierung beharrlich und offen angreifen dürfen; man muß ferner wissen, ob die ganze Verwaltung in eine ministerielle und in eine Partei der Opposition getheilt seyn muß, wie die Kammern. Es ist auch noch zu thun übrig, daß man durch eine förmliche Discussion des Budgets das Schicksal der Verwaltung endlich entscheide; auch sind noch viele Irrthümer aufzuklären, viele Mißbräuche abzuschaffen und nützliche Einrichtungen zu treffen. Hauptsächlich müssen wir uns noch an die Thätigkeit der Presse gewöhnen, damit die Einen das Maß kennen lernen, nach welchem man von der Presse Gebrauch machen muß, die Anderen das

Maß, nach welchem man derselben Glauben schenken muß. Aber Alles dieses geschieht und gehet zusehends mehr in Erfüllung. Die Zeit läuft, und läuft mit Blitzes Schnelle. Sie vergeht ebenso schnell im Guten, als wir sie im Bösen haben verstreichen sehen.

Vor dreißig Jahren erlebten wir ein wunderbares Ereigniß. Von einem Zustande der vollkommenen Auflösung ging Frankreich in zwei Jahren zu einem Zustande der Ruhe, des Glücks, des Friedens und der Eintracht mit unerhörter Geschwindigkeit über. Dieser plötzliche Uebergang setzte die Einbildung der Zeitgenossen in Erstaunen und hinterließ einen tiefen Eindruck. Das war im Jahre 1800. Ein außerordentlicher Mann flog von dem Gipfel der Alpen bis zum Gipfel des Tabor, von dem Ufer des Po bis zum Ufer des Jordan. Auf der Ueberfahrt segelte er mitten durch Nelsons Flotten mit 500 Segeln. Auf die Nachricht, daß Frankreich verscheide, kehrte er um, segelte noch ein Mal mitten durch Nelsons Fahrzeuge, landete plötzlich, und zeigte sich der erstaunten und über ihre Schwäche verschämten Regierung, stürzte dieselbe mit den Dragonern von Arcole, setzte dafür eine einfache und feste ein, überstieg den St. Bernhard, vollbrachte noch ein Wunder, kam nach Paris zurück, wurde in einem

Tage Finanzmann, Verwalter, Gesetzgeber, und von Jugend und Ruhm und Zukunft strahlend zeigte er sich ebenso groß in der Kunst, zu siegen, als in der Kunst, die Reiche zu regieren und zu verwalten. Aber dieses wunderbare Wesen hatte für sich seinen Geist, seine Soldaten und die Begeisterung, mit der er die Welt erfüllte.

Jetzt erhält und erholt sich das Land, und kehrt zur Ordnung zurück mit geringerer Geschwindigkeit, mit geringerem Ungestüm, ohne den Sieger der Pyramiden, ohne die Soldaten von Arcole, ohne die Leidenschaft, mit welcher die Welt für einen Mann begeistert war, und ohne das Verlangen, der Gewalt die Freiheit zum Opfer zu bringen. Anstatt der Armeen, der siegreichen Generale und der Menge, die sich dem Joche zudrängte, hat das Land Nationalgarden, einen Minister, der als Bürger schlicht, in den parlamentarischen Kämpfen geehrt und mit einem großen politischen Sinne und einem großen Character begabt ist; Deputirte, die voll Muth und Eifer sind, und einen König umgeben, der, ein ehrenwerther Mann, sich seinem Lande ganz hingegeben hat. Mit diesen Mitteln erhält sich Frankreich allein durch den Einfluß der Vernunft, welche alle Erkenntnisse durchdrun-

gen, aufgeklärt und nach einem und demselben Ziele hingekehrt hat. Man muß gestehen, daß sich noch niemals etwas für die Menschheit Ehrenvolleres zugetragen hat.

Solche Resultate, welche, wenn gleich noch nicht zur Vollendung gereift, dennoch so augenscheinlich sind, sollten, wie uns scheint, die Anarchisten etwas entmuthigen; sie sollten auch die Carlisten eines Besseren belehren und ihnen zeigen, daß die Revolution nicht so geneigt ist, den Weg wieder einzuschlagen, welchen sie von ihr eingeschlagen zu sehen wünschten. Diese Resultate endlich müssen auch die ehrbaren Leute, welche Freunde der Ordnung sind, beruhigen und gewinnen, und müssen ihnen Achtung für unsere Zeit einflößen, und Zutrauen in die gegenwärtige Regierung, sie müssen sie dazu vermögen, diese Regierung zu unterstützen, und ihr durch ihren Einfluß und ihre Zustimmung förderlich zu seyn.

Unsere Regierung hat soeben eine Revolution erlebt. Die Gewalt ist beträchtlich geschwächt, alle gewöhnlichen Mittel des Handelns sind vernichtet, der Geist des Widerspruchs herrscht überall, die Presse ist zügellos, und man muß ohne Aufhören aller Welt Auskunft geben, um nur das kleinste Gesetz anzuwen-

den. Und bei diesem Allen besteht unsere Regierung doch, und sie gedeihet und befestigt sich ohne Enthusiasmus, ohne siegreiche Armeen, ohne Unterwerfung von irgend einer Seite, ohne irgend einen anderen Einfluß, als die Vernunft und beständige Discussion. Nach einer solchen Erfahrung hat sich die Repräsentativregierung als möglich gezeigt; man kann, man darf sie nicht mehr in Abrede stellen.

Man giebt sich Mühe, von der gegenwärtigen Ordnung der Dinge, und namentlich von der Monarchie von 1830 sehr häßliche Vorstellungen zu verbreiten. Man vergleicht sie bald mit dem Kaiserreiche, bald mit der Restauration, immer zu dem Zwecke, um sie schlechter als Alles zu finden. Man sagt ihr:

Sie sei eine populäre Regierung, und stütze sich doch nicht auf das Volk; sie wage es nicht, sich an das Volk zu wenden und sich von ihm bestätigen zu lassen. Sie sei eine neue Regierung, und leiste doch auf alle Größe Verzicht, indem sie sich nicht durch Sieg wolle anerkennen lassen. Sie sei keine Legitimitätsregierung, habe deßwegen keine Ansprüche auf die Ergebung ihrer Unterthanen, und könne deßwegen von ihnen weder Treue, noch eine starke Civilliste verlangen, und dennoch thue die gegenwärtige Regierung

dieses, indem sie ihren Unterthanen Treue und eine starke Civilliste anmuthe. Sie sei eine bürgerliche Regierung, und also sei ihr der Luxus untersagt, und dennoch sei sie dem Luxus und dem Prunke ergeben. Sie gewähre weder Ruhe, noch Sicherheit, und dennoch gebe sie keine von den Entschädigungen, welche man zum wenigsten von bewegten und stürmischen Regierungen erwarten dürfe. Sie sei mit einem Wort eine nichtssagende und characterlose Regierung, welche wohl das Ungeeignete aller, aber nicht die Vortheile einer einzigen an sich trüge, welche die Einbildungskraft nicht verführe, aber auch die Interessen nicht sicherstelle, welche keine Vergangenheit, eine bewegte Gegenwart und eine unzuverlässige Zukunft habe.

Das ist das Bildniß, welches man von unserer Regierung entworfen hat. Es giebt weder eine Regierung, noch ein Land, noch ein Volk, noch eine einzelne Person, von welcher man nicht ebenso gut ein vortheilhaftes, als ein entstellendes Bildniß entwerfen könnte. Wir sind zu gerecht, um ähnliche Schilderungen von der Restauration und dem Kaiserreiche zu machen, welche man der gegenwärtigen Zeit auf eine unrechtliche Weise gegenüberhält. So könnten wir die eine als gemein, zaghaft, geizig, feig und blutdürstig

schildern, indem sie Ney, Labédoyere und Brune ermordete, indem sie die Fremdlinge bat, ihre Hand nicht von ihr zu ziehen, während sie all das Blut vergoß, da sie den Krieg zu ihrem Vortheil unternahm; anfangs fanatisch, stillte sie diesen Fanatismus mit der Zeit, und verwandelte ihn in Geiz, indem sie das Land aussaugte, welches sie nicht mehr zu unterjochen hoffte, indem sie eine Milliarde dem Fremdling gab, und eine zweite sich zusprach; während einer Zeit war sie blutdürstig, während einer andern betrügerisch, verblendet, hartnäckig, gegen das Ende albern. Zitternd ging sie nach Algier, um sich dort die Kühnheit zu holen, mit der sie uns unterdrücken wollte; sie machte die Ordonnanzen, und starb vor Furcht, nachdem sie dieselben gemacht hatte, und während man sich für sie mordete, floh sie nach St. Cloud, nach Rambouillet und nach Holy-Rood. Wir könnten sogar, wenn wir weiter zurückgehen wollten, bei der scheinbaren Größe des Kaiserreichs sein inneres Elend schildern, die Verknechtung der Geister und der Charactere; den Herrn, der von sich und seinem Geiste trunken war, der Nichts sah, als sich selbst, seine Person und seinen Geist, der sich durch dieses Selbstvertrauen erbärmlich täuschte, und nicht

sah, daß Alles schwach wurde, und unterging und unter ihm zusammenfiel; seine zahlreichen Diener, die ihn in ihrer Hingegebenheit in dieser Verblendung erhielten; den Geist Frankreichs, der in dem Genie seines Hauptes begraben lag; seinen Muth, der nur noch als soldatischer Muth galt, und endlich die Invasion und den Ruin des Landes, welche unausbleibliche Folgen so thörichter und unverständiger Versuche waren. Wir könnten diese beiden Epochen auf diese Weise ausmalen. Würden wir dabei beständig der Wahrheit getreu seyn? gewiß weit mehr, als wenn man die gegenwärtige Regierung so schildert, wie es einige Schriftsteller thun; aber wir würden dadurch fälschlich übertreiben, und das Land entweihen, von dem man nicht vergessen muß, daß man unter allen diesen Zeichnungen auch ein lebendiges Bildniß entwirft; wir würden solche unedle und gezwungene Carricaturen machen, wie sie ein rechtlicher Schriftsteller, der sich und sein Vaterland achtet, sich niemals erlauben darf.

Das Bild, welches man von der gegenwärtigen Regierung entwirft, bedeutet noch weit weniger, als diejenigen, die wir soeben kaum angedeutet haben; es ist falsch, falsch in jeder Hinsicht, und wenn wir diese

Regierung von der entgegengesetzten Seite schilderten, würde man sich von ihrer Größe, ihrer Schönheit und ihrem Adel überzeugen, und daß sie fähig ist, sich an starke und ehrenwerthe Gesinnungen anzuschließen.

Eine Regierung, welche aus einer Revolution hervorgegangen ist und keinen Tropfen Bluts vergießt; welche sich zwischen das Volk und die Häupter der Partei, auf deren Trümmern sie selbst gegründet ist, stellt, um ihnen ihren Kopf zu retten; welche mitten in den Unruhen einer Revolution sich zu erhalten weiß, ohne ein gewaltsames Mittel, und ohne ein einziges Ausnahmsgesetz; welche alle Welt sprechen, schreiben und verkehren läßt; welche durch keinen Angriff und durch keine Ungerechtigkeit in ihrem muthigen und ehrenvollen Systeme der Gesetzlichkeit erschüttert wird, welche die Schmähungen ihrer gestürzten Feinde zu verachten, und den Ungerechtigkeiten, Anforderungen und Drohungen ihrer Freunde zu widerstehen weiß, welche nur die Brust ihrer Soldaten den bewaffneten Aufständen, nur die Robe ihrer Obrigkeiten den Verschwörungen und Intriguen der Parteien entgegenhält; welche mitten unter Vorurtheilen aller Art nur die Discussion anwendet, und lediglich durch die Macht der Vernunft eine Majori-

ckt gewinnt; eine Regierung, welche mitten unter Leidenschaften aller Art den Neigungen einer glühenden Jugend und eines Landes zu widerstehen weiß, welches ganz und gar jung wird, sowie es sich um kriegerischen Ruhm handelt; eine Regierung, welche mitten in der allgemeinen Erschütterung Europas, mitten in der verwickeltsten Lage, in der man sich je befunden hat, durch eine consequente und tiefe Politik die Sache der Revolution vor einem unglückseligen Kriege zu bewahren weiß, welche allen Aufstand verhütet, der verhütet werden kann, und welche den wirklich geschehenen Schonung und Rücksicht zusichert, welche ihre Sache mehr fördert, als sie in zehn Feldzügen hätte gefördert werden können, und welche Könige und Völker sich zu Freunden macht, eine solche Regierung hat auch ihre Größe, eine Größe, die wahrhaftig, rein und dauerhaft ist. Sie ehrt die Zeit, in welche sie hineinfällt, und das Land, dem sie angehört, und welches sie vertritt. Denn ein Land hat nie eine andere Regierung, als seiner würdig ist.

Ohne befürchten zu müssen, widerlegt zu werden, kann man diese Schilderungen den falschen gegenüberstellen, welche alle Tage gemacht werden. Der Ruhm, den die gegenwärtige Regierung sich erworben

hat, wiegt anderen auf, und ist von neuer Art. Was für Siege wir auch immer erfochten haben würden, die von Arcole oder Austerlitz würden doch noch darüber stehen. Welchen Grad von revolutionärer Größe wir auch immer erreicht haben würden, die greuelvollen Scenen von 1793 würden immer etwas noch Ueberwiegendes darbieten. Von ganz neuer Art aber ist der Ruhm einer Revolution, die ohne Blutvergießen und ohne Ausnahmsgesetze vollendet worden ist, und der Ruhm einer Politik, welche alle Mächte von einem drohenden und beinah gewissen Kriege zu einem für Alle ehrenvollen Frieden gebracht hat.

Zu diesem wahren Gemälde, welches wir eben von der Lage des Landes entworfen haben, müssen wir noch einen Umstand hinzufügen, den nämlich, daß sich alle Parteien gegen die neue Monarchie vereinigten. Diese Vereinigung ist aber weiter nichts, als eine Folge des Gedeihens der Monarchie. Sie geht nur aus dem Unwillen und der Verzweiflung der Parteien hervor.

Unmächtiges Zusammentreten der Parteien gegen die Monarchie von 1830.

Alle Parteien haben einen Verein geschlossen gegen die neue Monarchie von 1830.

Auf den ersten Anblick könnte man versucht seyn, über eine solche Allianz in Schrecken zu gerathen; bei einer näheren Untersuchung aber kann man sich gänzlich darüber beruhigen. Denn in der That und Wahrheit sind es nicht alle Parteien, die sich verbunden haben, sondern nur von einer jeden Partei der kleinste Theil. Weil die neue Monarchie sich nicht auf den Sinn, die Leidenschaften und die Interessen irgend einer dieser Parteien einlassen wollte, hat sie die ganze gemäßigte Masse für sich gewonnen; die überspannten Theile dagegen verloren. Dieses mußte so seyn, und es ist gut, daß es so gekommen ist; aber es verdient, bemerkt zu werden. Es ist leicht, diejenigen aufzuzählen, welche sich mit der neuen Monarchie verbunden, und diejenigen, welche sich ihr feindlich gegenüber gestellt haben.

Die alten Diener des Kaiserreichs, welche sich den Bourbonen angeschlossen hatten, ob diese gleich in der Begleitung der Emigration, der Priester und der weißen Fahne erschienen waren, hatten weit mehr Grund, sich einer durchaus nationalen Regierung anzuschließen, welche die drei Farben trägt, welche ihren Ruhm wieder belebt, und welche diejenigen von ihnen wieder hervorgezogen hat, die man hintangesetzt oder

vergessen hatte. Von diesen Leuten wäre also Niemand mehr da, der eine Bonapartistische Partei bilden könnte, als einige alte Weiber, einige junge Leute, welche Hirngespinnsten nachjagen, und noch einige alte Personen, die mit einer strengen Regierung unzufrieden sind, welche sich auf Oeconomie, auf Oeffentlichkeit und eine beständige Discussion über die Handlungen der öffentlichen Beamten gründet. Dieses ist aber eine kaum vernehmbare Minorität, deren sämmtliche Mittel in einem Namen bestehen, in einem unermeßlichen Namen, welchen sie den Anarchisten leiht, je mehr sie selbst unfähig ist, ihn geltend zu machen.

Die Regierung des Juli hat sich alle alten Royalisten befreundet, welche die Ordnung, die Gesetze und eine gemäßigte Freiheit lieben, die alles dieses unter den Bourbonen gesucht und nicht gefunden haben, die mit Unwillen den Meineid und die Verletzung der Gesetze betrachtet haben, und die in Ludwig Philipp die letzte Hoffnung für Ordnung und Freiheit erblicken, und die nur von seiner Regierung glauben, daß sie das verwirklichen könne, was sie immer erstrebt hatten, nämlich Freiheit im Bunde mit der Monarchie. Um den Namen Carlisten anzunehmen, bleibt von diesen Leuten nur eine gewisse Zahl von

Individuen, welche hauptsächlich in der Legitimität die Gunstbezeigungen gesucht hatten, die sie ihnen erwies, und welche anfangs sogar auf das Wohlwollen des jetzigen Königs rechneten, aber in ihm kein Mittel mehr erblicken, um weitläufige Generalstäbe zu schaffen und 32 Millionen Civilliste zu vergeuden; auch möchten dahin noch einige gekränkte Eitelkeiten zu rechnen seyn, die sich in dem Gedanken gefallen, daß sie von der neuen Ordnung zurückgestoßen seien, während dieselbe doch nur gleichgültig gegen sie ist; welche, weil sie glaubten, an dem neuen Hofe hintangesetzt zu seyn, es wirklich wurden; denn man ist überall hintangesetzt, wo man es zu seyn glaubt; auch gehören solche Eitelkeiten hierher, welche eine Rolle von unerschütterlicher Treue haben spielen wollen; endlich giebt es auch noch, aber nur in den Provinzen, eine Raçe alter Royalisten, in denen noch alte Zuneigungen leben, und einen Clerus, welcher diese Zuneigungen fördert, und sie in Haß gegen unsere Revolution verwandelt.

Was endlich die liberale Partei betrifft, so ist die gegenwärtige Regierung selbst weiter nichts, als diese zur Gewalt gelangte Partei, und deßwegen lebt die gegenwärtige Regierung mit ihr, in ihr und durch

sie. Hiervon haben sich nur solche ausgeschlossen, denen die Opposition eine Lebensgewohnheit geworden ist, von welcher man in ihrem Alter nicht mehr zurückkommt; ferner junge Leute, welche, jung und unerfahren, mit der Zeit zu gemäßigteren Ansichten kommen werden, welche aber bis dahin von ihren Fähigkeiten den Gebrauch machen, den man in der Jugend immer von denselben macht, nämlich das Ziel in allen Dingen überschreiten, und in ihren Meinungen und Ansichten übertreiben; endlich giebt es außer diesen jungen Leuten noch eine Classe von Anarchisten, welche aus jeder Zeit sind; in dieser Classe sammeln sich, wenn sich ein überlegener Mann findet, um denselben alle diejenigen, denen sonst Nichts hat gelingen wollen; diese Classe ist fürchterlich; in ruhigen Zeiten geht sie unter, aber in Zeiten der Aufgeregtheit wächst und gedeiht sie, und von allen Sätzen, welche man ihr zur Benutzung bieten kann, ist keiner besser für sie und keiner zu Umwälzungen günstiger, als der der Freiheit und Gleichheit.

Die Regierung hat also die verständige und zahlreiche Masse einer jeden Partei sich verbunden, um den überspannten, d. h. den weniger beträchtlichen Theil auszuschließen; sie hat die Majorität sich ver-

bunden, und die Minorität ausgeschlossen. Aber das Schicksal aller Minoritäten ist, daß sie sich vereinigen, um sich dadurch etwas zu verstärken. Daher kommt die Vereinigung, deren wir jetzt Zeuge sind. Diese Vereinigung ist aber die sonderbarste, die je Statt gefunden hat. Denn so wie man noch nie eine Regierung gesehen hat, welche so viele vernünftige Majoritäten aller Parteien um sich versammelt hat, so hat man auch noch nie eine Regierung gesehen, der so viele unzufriedene, verschiedenartige und entgegengesetzte Minoritäten gegenüber gestanden haben. Deßhalb haben sich diese Minoritäten auch viele Mißhelligkeiten, vielen alten Groll und viele unangenehme Erinnerungen gegenseitig vergeben müssen. Aber die Nothwendigkeit einer gemeinschaftlichen Vertheidigung hat sie Alles vergessen lassen. Carlisten, Bonapartisten, Republicaner haben sich vereinigt, und haben ihre Beschwerden und ihre Vorstellungen gemeinschaftlich zusammengestellt.

Die einfachen und aufrichtigen Leute, welche glauben, daß man immer consequent seyn müsse, sogar wenn man Partei ist, hätten es wohl nie gedacht, daß solche Gegensätze je einen gemeinschaftlichen Weg gehen würden. Die Revolutionen sind aber fruchtba-

rer an Zusammenstellungen, als es die Einbildungskraft einfacher und ehrenwerther Leute seyn kann. Die Carlisten, welche unsere Regierung der Usurpation und der Heftigkeit beschuldigen, denken nicht daran, den Vorwurf der Usurpation den Bonapartisten, und den der Heftigkeit den Republicanern zu machen. Die Bonapartisten, welche die gegenwärtige Regierung anklagen, daß sie Frankreich dem Fremdlinge zum Opfer bringe, und nicht die kräftige Ordnung des Kaiserreichs annehme; denken nicht daran, diesen Geist der Fremdlinge auch bei den Leuten der Restauration, und den Geschmack an der Unordnung auch bei den Republicanern zu finden. Die Republicaner endlich, welche der gegenwärtigen Regierung Carlismus und Despotismus vorwerfen, denken nicht daran, die Anhänger Heinrichs V. auch des Carlismus, und die Anhänger des Kaiserthums auch des Despotismus zu beschuldigen. Von diesem Allen ist unter diesen Herren gar keine Rede. Sie nennen sich unter einander weder Anhänger der Usurpation, noch Revolutionäre, noch Carlisten, sondern sie betrachten sich als die edelmüthigen Männer aller Meinungen, die sich einander nähern und sich verständigen, um die Tyrannei zu bekämpfen. Vormals mögen sie gethan,

gedacht oder geschrieben haben, was Zeit, Revolutionen und Schicksal immer mit sich brachten; dafür ist ihnen in den Augen aller politischen Glaubensbekenntnisse Gnade geworden, wenn sie sich nur jetzt zu einem gemeinschaftlichen credo vereinigen, und es beständig wiederholen wollen, daß die Regierung nach Außen Frankreich verräth, und im Innern der Sache der Revolution abtrünnig wird.

Diese Bündnisse geben aber untrügliches Zeugniß von der Schwäche der Parteien; denn man muß es sehr nöthig haben, seine Schwäche zu unterstützen, um sich mit solcher gegenseitigen Nachsicht zu vereinigen und zu verbinden. Man muß der Verzweiflung nahe seyn, um solche Gegensätze nicht zu fürchten, und um sich ihrer nicht zu schämen. Jede dieser Parteien, die sich mit einander verbinden, kann, an und für sich betrachtet, zwar wahrhaft seyn, wird aber im Verhältniß zu ihrem Nachbar immer lügenhaft. Die eine beschimpft immer die andere, und legt Zeugniß ab für ihre Falschheit. Wenn der Carlist Recht hat, so ist der Republicaner eine Art von Monstrum, und umgekehrt. Man begreift nicht, wie der eine vor dem andern Achtung haben kann.

Uebrigens sind diese Bündnisse weiter nichts, als

eine gegenseitige Betrügerei. Wer dabei die öffentliche Achtung zu gewinnen glaubt, verliert sie, indem er aller Welt folgende Dinge zeigt:

1) Carlisten, Bonapartisten und Republicaner zeigen alle zusammen, daß sie zu Bündnissen bereit sind, mit wem es auch seyn möge, nur um ihrer Empfindlichkeit, ihrer Widersetzlichkeit und ihrem Geschmacke zu fröhnen, daß Leute von hoher Familie Patrioten, daß Patrioten Emigrirten, daß Bonapartisten aller Welt die Hand zu bieten bereit sind, nur um das zu zerstören, was besteht.

2) Zeigen namentlich Carlisten und Bonapartisten, daß ihnen alle Mittel recht sind, nur um zum Ziele zu gelangen, daß sie durch Anarchie, Demagogie und Blut hindurchgehen, wie man es schon gesehen hat, um zu Heinrich V. und Napoleon II. zu kommen; zu dem einen oder dem andern, je nachdem es Gott gefällt.

Endlich zeigen namentlich die Patrioten, daß durch sie und ihre Vermittelung es möglich und erreichbar ist, wieder zu Heinrich V. zu kommen; denn wenn man von ihren Werken sich nicht viel verspräche, würde man nicht solche Umstände mit ihnen machen, denn der gewöhnliche und aller Welt bekannte

Weg ist folgender: Anarchie, Despotismus, Restauration.

Was mich betrifft, wenn ich zu den Royalisten gehörte, die unabänderlich an Heinrich V., d. h. an einer Familie hängen, so würde ich mich bemühen, dieses Gefühl durch einen Grundsatz zu veredeln, durch den Grundsatz nämlich, daß ich die Legitimität als das einzige Mittel der Stetigkeit betrachte; aber alsdann, wenn ich wirklich dem Princip der Stetigkeit so ergeben wäre, würde ich mich so weit, als möglich, von den Republicanern entfernt halten, ich würde nicht zur Anarchie hintreiben, und die Gesellschaft in Abgründe zu stürzen suchen, ohne zu wissen, wie ich sie wieder daraus hervorziehen könnte; ich würde mir sagen, daß es nicht erlaubt sei, die fürchterlichsten Unordnungen für Nichts zu achten, selbst zu dem Zwecke, um die Ordnung herbeizuführen; und namentlich, wenn ich durch Aufdeckung der Fehler der Legitimität mit zu ihrem Sturze beigetragen hätte, würde ich mich in Stillschweigen zurückziehen und stillschweigend zusehen, wie mein Vaterland der unbekannten Bestimmung folgen würde, zu welcher ich es selbst mit hingeführt hätte.

Wenn ich zu den Patrioten gehörte, welche die

gegenwärtige Regierung schwach, quasilegitim oder demüthig gegen die Fremdlinge finden, so würde ich diesen Vorwurf mir selbst machen; ich würde aber, da diese Regierung nach Allem, was geschehen ist, nichts ist, als meine eigene Partei, die zum Staatsruder gelangt ist, die Beleidigungen, welche von unsern gemeinschaftlichen und unversöhnlichen Feinden gegen dieselbe ausgesprochen werden, weder annehmen, noch für einen nützlichen Dienst halten; ich würde den Angriffen der Carlisten gegen die Regierung des Juli nicht beistimmen, selbst wenn sie Tadel verdient, und wirklich Fehler begangen hätte.

Wenn ich zu den Leuten gehörte, welche mehr thun, als Napoleon bloß bewundern, denn ich bewundere ihn unaussprechlich, welche für ihn Gefühle einer andern Art hegen, so würde ich es mit Kummer sehen, daß sein Name, sein großer Name, der nicht mehr zur Vereinigung einer Partei dienen kann, die in der That und Wahrheit nicht vorhanden ist, von allen Parteiungen, von den Anhängern Heinrichs V. an bis zu den Anhängern der Anarchie gemißbraucht wird; ich würde mich an seine erhabenen Lehren erinnern, und würde mir sagen, daß er, der von St. Helena aus den Franzosen rieth, sich um die Bourbo-

nen älterer Linie zu versammeln, obgleich sie die weiße Fahne trügen, und seinen Ruhm proscribirt hätten, ihnen mit weit gediegenern Gründen rathen würde, sich dem Fürsten anzuschließen, der die dreifarbige Fahne erhoben, und auf die Säule jene Statue wieder gesetzt habe, welche Jahrhunderte hindurch darauf stehen müsse.

3.

Bruchstücke aus den Memoires der Herzogin von Abrantes.

(Fortsetzung.)

Das Hochzeitmahl. — Die damaligen Parteien an einem Tische. — Die Helden der Zeit.

Junot war sehr attaschirt an seine Kriegsgefährten. Wer mit zur Italienischen und Aegyptischen Armee gehört hatte, wurde von ihm mit besonderer Freundschaft umfaßt, und so wollte er denn auch am Tage nach unserer Hochzeit acht bis zehn von seinen Waffenbrüdern ein Diner geben. Meine Mutter hingegen, die ihn stets auf der Linie zu erhalten suchte, welche sie den guten Ton nannte, stellte ihm vergebens vor, daß dieß nicht Gebrauch sei, und nur in

den niedern Ständen vorfalle; Junot aber blieb fest bei seinem Vorsatz, und meine Mutter sah sich endlich genöthigt, um Alles auszugleichen, die Freunde einzuladen, die er ihr genannt hatte. „Aber werden sie auch zu mir kommen, da sie mich nicht kennen? fragte meine Mutter. — Ohne Zweifel, entgegnete Junot, und die Einladungen ergingen nun augenblicklich an Duroc, Bessières, Lannes, Eugen Beauharnais, Rapp und einige andere. Manche von Junots Freunden, als Balliard, Des Genettes u. a. m. waren zu der Zeit noch in Aegypten. Alle in Paris Anwesende folgten der Einladung meiner Mutter.

Dieses Diner war in einer Hinsicht sehr merkwürdig, weil es zum erstenmal alle Parteien vereinigte. Nicht allein fanden sich hier die Freunde unseres Hauses mit der ganzen Familie Bonaparte zusammen, sondern auch noch ein Zuwachs von andern interessanten Gästen, die ich nennen werde.

Damals kannte ich sie noch nicht; ihre Namen waren wohl öfter zu meinen Ohren gekommen, wenn die Siege unserer Heere den Jubel des Volks erregten; aber gesehen hatte ich sie nie. Ich kannte nur Moreau, Macdonald und Beurnonville, die ich in der letztern Zeit häufig bei Madame Leclerc getroffen

hatte; und ich weiß nicht, warum ich für Moreau nicht die Zuneigung empfand (es ist das richtige Wort), die Klebers, Hoches und Massenas Ruhm in mir erweckt hatten. Doch hier ist nicht der Ort, davon zu sprechen. . . . .

Ich war daher sehr erfreut, endlich die Bekanntschaft der Männer zu machen, der Gehülfen Napoleons, welche sich ihm als wackere Cameraden und tüchtige Mitarbeiter bewährt hatten, um das Gebäude des Ruhms aufzuführen, unter welchem jetzt die schöne Französische Nation ausruhte, und seinen Feinden Trotz bot. . . . .

General Lannes hatte sich auch eben verheirathet mit der schönen Mademoiselle Louise Gheneux. Er war damals 28 Jahre alt, hatte eine schlanke, fast zierliche Gestalt von 5 Fuß 5 bis 6 Zoll Höhe, und ausgezeichnet schöne Hände und Füße. Seine Züge waren nicht gerade schön, aber ausdrucksvoll, und wenn er irgend einen jener militärischen Gedanken aussprach, die ihm den Namen des Rolands der Armee zugezogen, dann, sagte Junot, dann werden seine Augen, die dir jetzt so klein erscheinen, ungeheuer groß, und sprühen Blitze. Auch erklärte er ihn ohne Ausnahme für den tapfersten Mann in der Armee,

da sein immer gleicher Muth durch keine äußern Umstände erhöht oder geschwächt werden konnte, wie es sonst fast bei allen Soldaten der Fall ist. Mit demselben kalten Blute, womit er in sein Zelt zurückkehrte, stand er auch mitten im Gefecht, im stärksten Feuer und in den schwierigsten Lagen. Mit diesen, bei einem Officier seines Ranges unschätzbaren Eigenschaften vereinigte er noch die eines unglaublich schnellen Ueberblicks und Auffassens, und einer richtigen Würdigung, wie man sie, außer bei dem ersten Consul, nirgends findet. Nach Junots Aussage war Lannes derjenige, welcher alle erforderlichen Eigenschaften eines vollkommenen Kriegsmannes in sich vereinigte. Außerdem besaß er Herzensgüte, Treue in der Freundschaft, wahre Vaterlandsliebe und ein ächt Französisches Herz. Keine blutige Erinnerung, außer vom Schlachtfeld, heftete sich an ihn.[1])

---

1) Höchst merkwürdig war Lannes Halsstarrigkeit, seinen Zopf nicht abschneiden lassen zu wollen. Vergebens bat ihn selbst der erste Consul darum; er konnte sich nicht entschließen, sich davon zu trennen. Neben seinem kurzen, dicken Zopf trug er die übrigen Haare wie eine Bürste geschnitten, und sehr gepudert und pomadirt. Diese Manie hätte ihn beinah

Duroc folgte, nach Junots Rangordnung, auf Lannes. Er war etwa ein Jahr jünger, wie dieser. Er war wohlgebaut, fast von derselben Größe, und schlank wie Lannes, nur ausgezeichneter in seiner Haltung. Seine Gesichtszüge konnten gefallen; ich fand sie damals nicht angenehm, so sehr auch meine Freundschaft jetzt seinen Schatten verschönert. Durocs Augen waren zu starr und zu weit herausliegend, als daß sein Blick übereinstimmend mit seinem Lächeln und übrigem Ausdruck hätte seyn können; aus diesem Grunde nannten ihn diejenigen, die ihn nicht liebten, falsch. Ich aber, deren treuer Freund er war, ich, die ich sagen kann, sein Herz besser gekannt zu haben, wie irgend jemand Anderes, ich kann Zeugniß von seiner Güte und von seinem vortrefflichen Character ablegen. Duroc war mein Freund, wie er Junots Freund war. Unsere Freundschaft begann im Jahre 1801, und bis ans Ende seines Lebens bewies er sich mir als ein treuer Bruder. Mannichfache Umstände machten mich zu seiner Vertrauten (anfangs gegen seinen Willen, doch endlich mit seiner völligen

mit Junot, trotz ihrer Freundschaft, entzweit, als dieser nach der famösen Abtheilung von Arras der ganzen Armee die Haare abschneiden ließ.

Zustimmung) in einer Angelegenheit, die das Glück seines Lebens hätte machen sollen, aber sein Unglück machte. Zahllose Briefe, von ihm aus allen Gegenden und Ländern geschrieben, bezeugen, wie lange seine Wunde ungeheilt blieb; und selbst nach langer Zeit konnte er denen nicht vergeben, die mit einem Schlag sein moralisches, wie sein politisches Leben zerstört hatten.

Duroc besaß außerordentliche Fähigkeiten. Bonaparte, der die Menschen zu beurtheilen verstand, wählte ihn von allen seinen Gefährten aus, um ihn zu einer Zeit an fremde Höfe zu Ausführung seiner Befehle zu senden, wo wir nur zu sagen brauchten: Der Kaiser, unser Herr, befiehlt Euch, zu sprechen oder zu schweigen, indem er wohl erkannte, was Duroc leistete. Ich besitze einen Brief von ihm aus Petersburg, in welchem er mir von der allzu schmeichelhaften Meinung erzählt, die man an diesem Hofe von ihm hatte. Als mich der Kaiser Alexander zwölf Jahre darauf besuchte, sprach er über mehrere Personen vom Hofe Napoleons, die dieser an ihn geschickt, und seine Meinung über Duroc 1814 war dieselbe, die er 1802 gehabt. Es ist hier nicht der Ort, frühere Thatsachen zu erzählen; doch werde

ich in der Folge oft Gelegenheit haben, zu bemerken, mit dem geschriebenen Beweis zur Seite, daß, weit davon entfernt, undankbar gegen Bonaparte zu seyn, wie Herr von Bourrienne etwas leichthin behauptet, Duroc zu seinen getreuesten Anhängern gehörte.

Sein Aeußeres habe ich schon fast ganz skizzirt. Seine Haare waren schwarz, wie seine Augen; seine Nase, seine Stirn, seine Backen, Alles hatte denselben Fehler, wie die Augen, und trat zu stark hervor, was die Einheit seiner Züge störte und ihnen einen Ausdruck von Unbestimmtheit gab. Seine Gestalt war über mittler Größe, schlank, zierlich und sehr ausgezeichnet.

Bessières, damals nur erst Oberster, gehörte in dieser Zeit zu Junots genauesten Freunden [1]). Hinsichtlich des Alters stand er seinen Cameraden gleich;

1) Diese Freundschaft erkaltete späterhin. Mir hat die Veranlassung dazu immer sehr leid gethan, die ebenso unbedeutend, als lächerlich war, besonders bei zwei jungen Männern, wie Bessières und Junot, beide junge Sprossen desselben Baumes, unter dessen Schatten sie hätten wohnen sollen. Ich habe oft als Schiedsrichter zwischen ihnen gestanden, und muß gestehen, daß ich Junot nicht immer Recht gegeben.

er war größer, wie Lannes, ebenfalls wie dieser aus dem Süden gebürtig, wie seine Aussprache auch verrieth. Er hatte schöne Zähne, einen etwas schielenden Blick, der ihn jedoch nicht entstellte, und eine eher angenehme, als unangenehme Haltung, aber dieselbe Manie mit dem Puder, wie Lannes. Der Unterschied ihrer Coiffüre bestand im Schneiden der Haare. Die seinigen waren an der Seite wie kleine Hundeohren arrangirt, während sein langer und dünner Zopf, wie ein Preußischer, den kurzen und dicken von Lannes ersetzte. Er war damals Oberster bei den Guiden, d. i. reitenden Jägern der Garde des Consuls, gemeinschaftlich mit Eugen Beauharnais. Sie wohnten zusammen, und waren, wie es hieß, gleich genußlustig für alle Freuden, die ihnen Glück und Jugend boten.

Eugen Beauharnais war damals noch ein halbes Kind, versprach aber schon zu werden, was er später wurde, ein hübscher, liebenswürdiger Jüngling, die schlechten Zähne abgerechnet, welche nicht besser waren, wie die seiner Mutter. Die ganze Person stellte ein Ensemble der Eleganz dar, noch anziehender dadurch, daß sie noch etwas sehr Seltenes damit vereinigte, nämlich Freimüthigkeit und Fröhlichkeit in

allen Gestalten. Er konnte wie ein Kind lachen; äußerte seine Lustigkeit aber nie auf eine übermäßige Weise, und nicht über Gegenstände des schlechten Geschmacks. Er war liebenswürdig, anmuthig, sehr höflich, ohne unterwürfig zu seyn, und spöttisch ohne Impertinenz. Er spielte vortrefflich Comödie, sang zum Entzücken, tanzte, wie sein Vater getanzt hatte,[1]) der sich dadurch einen Beinamen erworben, und war mit einem Wort ein höchst angenehmer junger Mann. Er machte die Eroberung meiner Mutter, der er, wie ich glaube, gefallen wollte, was ihm auch vollkommen gelang.

Rapp war damals schon gerade so, wie er zwanzig Jahre später war, wo nur noch einige Blessuren mehr, sowie ein enormer Bauch dazu gekommen waren. Ihm half es nicht, durch alle Siebe und Schmelz-

1) Man nannte ihn Beauharnais den schönen Tänzer. Obgleich die Beauharnais aus guter Familie waren, konnten sie doch nicht in die Carossen des Königs steigen, und Josephine (Madame Beauharnais) ist nie vorgestellt worden; ihr Mann ward nur als ein guter Tänzer zu den Hofbällen eingeladen. Die Königin tanzte oft mit ihm.

tigel der Französischen und fremden Höfe durchgegangen zu seyn; er blieb immer derselbe vortreffliche Mensch, vom besten Herzen, dessen Schale auch nicht roh, aber unpolirt war, und das linkischste, unbeholfenste Wesen, das Gott jemals auf die Erde gesetzt, um den feinen Weltmann zu spielen. Demungeachtet war er beliebt und geachtet, weil er es auch zu seyn verdiente. Wenn er an den Höfen diese rohe und grobe Hülle nicht verlor, so bewahrte er zu gleicher Zeit auch seine reine und schöne Seele, und sein gutes Herz unversehrt. Ich und Junot haben hiervon Beweise gehabt.

Berthier war derjenige von Junots Freunden, auf dessen Bekanntschaft ich mich am meisten freute. Ich hatte ihn zwar schon oft bei Madame Visconti gesehen, aber immer nur so zu sagen im Vorbeigehen, und in der damaligen Zeit war Berthiers Name so eng verbunden mit Bonapartes, daß man sich beim Aussprechen desselben wenigstens an Parmenion zu erinnern glaubte. Mit Hülfe meiner jugendlihen Einbildungskraft schaffte ich mir Personen, beklidete sie und ließ sie handeln und sprechen. Wie oft ist es mir begegnet, meine selbstgeschaffenen Helden in der Wirklichkeit ganz anders zu finden!

Von Berthier existiren eine solche Menge zum Theil sehr ähnlicher Bilder und Beschreibungen, daß es unnütz seyn würde, noch eine hinzuzufügen. Für die sehr Neugierigen bemerke ich indeß doch noch, daß er sehr klein und schlecht proportionirt war, ohne doch verwachsen zu seyn; daß er einen zu großen Kopf für seinen Körper hatte, mehr krause, als lockige Haare, von einer Farbe zwischen schwarz und blond; Augen, Nase, Mund, Kinn und Stirn — jedes an seinem Platz, doch ohne ein hübsches Ganze zu bilden; häßliche Hände, die er durch unaufhörliches Kauen an den Nägeln noch häßlicher und immer blutend machte. Füße, wie die Hände, nur daß er hier nicht an den Nägeln kaute. Um die Beschreibung seiner Person [1]) vollkommen zu machen, muß noch bemerkt werden, daß er beim Sprechen stotterte, und aus Lebhaftigkeit nicht sowohl Grimassen, aber die sonderbarsten Bewegungen machte, welche diejenigen, die kein directes Interesse an seiner Würde nahmen, höchlichst belustigte. Was ihn selbst betrifft,

1) Er war der häßlichste von den drei Brüdern. Cäsar sah besser aus, wie er, und Leopold besser, wie Cäsar. Madame d'Ogéranville, ihre Schwester, glich ihrem Bruder Alexander.

das heißt sein Herz, seine Seele und jene große Partie, welche wir mit dem Namen Verstand (entendement) bezeichnen, so werde ich später mein selbstgefälltes Urtheil darüber aussprechen. Bis dahin aber begnüge ich mich, zu sagen, daß er ein vortrefflicher Mann war, obgleich von einer Schwäche, welche tausend gute, ihm von der Mutter Natur verliehene Eigenschaften wirklos machte. Demungeachtet leugne ich, was die meisten Biographen von ihm gesagt haben. Berthier liebte nicht allein den Kaiser Napoleon, sondern war auch vielen seines Waffenbrüder mit großer Anhänglichkeit ergeben. Er bot selbst der Laune des Kaisers Trotz, und sprach mit ihm über solche seiner Freunde, die sich Fehler zu Schulden kommen gelassen. Ich werde viel darüber zu sagen und viel zu beweisen haben. Berthier war ein guter Mensch in des Wortes ausgedehntestem Begriff.

„Der beste meiner Freunde, der, welcher meinem Herzen am nächsten steht, ist gegenwärtig nicht hier, sagte Junot, nachdem er mir seine Kriegsgefährten sämmtlich vorgestellt hatte. Er ist noch in Italien, wird aber bald mit seiner Frau zurückkehren, um deren Freundschaft Du Dich bemühen und ihr die Dei-

nige schenken mußt, indem ihr Mann und ich uns als Brüder lieben!" Es war der General Marmont.

Junot hatte meine Mutter gebeten, auch den Herrn von Lavalette einzuladen. Ich erinnere mich nicht mehr, welches Amt er damals bekleidete, und ob er schon Generaladjutant vom ersten Consul war; nur soviel weiß ich noch, daß er schon zu jener Zeit jene possierliche Tournüre hatte, die wir alle an ihm kennen. Eine wahre Bacchusgestalt, mit kurzen, den angehenden Bauch kaum tragenden Beinen, kleine Augen, eine Nase, nicht größer, als eine Erbse, zwischen zwei breiten Backen, und dieses Alles umgeben von einer so spärlichen Hauptbedeckung, daß man die einzelnen Haare zählen konnte. Eines Tages, als sie noch in Aegypten waren, erschien einer aus dem Generalstab, ich weiß nicht mehr, ob Bourrienne oder Junot, zum Frühstück mit einem schwarzen Flor um den Arm: „Wen hast Du verloren? fragte ihn der General. Der Trauernde erwiderte im feierlichen Ton: Mein General, der Unbezähmbare (l'Indomptable) ist in der Wüste gefallen."

Zur Erklärung dieses Ausdrucks sei gesagt, daß jedes Haar des Herrn von Lavalette einen eigenen

Namen hatte. Eins hieß l'Invincible, andere le Redoutable, le Courageux, und endlich eins auch l'Indomptable. weil dieser ärmliche Haarwuchs es wagte, sich nicht gegen den wirklichen Kamm, wohl aber gegen die kleine, zarte, weiße Hand, [1]) und gegen die rosigen, gewölbten Nägel seines Besitzers aufzulehnen. Diese unglücklichen, stets emporstehenden Haare waren im ganzen Generalstab bekannt; und wenn eins vom Leben zum Tod überging, wurde jedes Mal ein Leichenbegängniß gehalten und Trauer angelegt.

Doch so lächerlich auch die ganze äußere Erscheinung des Herrn von Lavalette war, verstand er es doch, allem Spott hierüber Grenzen zu setzen. Er war, im buchstäblichen Sinne des Worts, ein geistreicher Mann, wußte eine Menge hübscher Anecdoten mit Anmuth zu erzählen, hatte viel gesehen, viel behalten, und vereinigte mit diesem natürlichen, sehr gebildeten Verstand eine seltene Gabe, die die Natur nur ihren Günstlingen verleiht, nämlich eine große Zartheit der Gedanken, verbunden mit dem

---

1) Herr von Lavalette hatte eine Hand, auf welche eine Frau eitel gewesen seyn würde.

Glänzenden und Anziehenden in den Ideen und in der Erzählung. Meiner Ansicht nach war Herr von Lavalette zwar kein ausgezeichneter Mann, denn diese Benennung ertheile ich nur Wenigen, wohl aber ein Mann von Geist. Er besaß mehrere wesentliche Eigenschaften, war ein guter Vater, guter Gatte und treuer Freund. Er ging selbst in dieser Eigenschaft manchmal zu weit, wie ich bezeugen könnte.

Seine Heirath hatte einen sonderbaren Anstrich. Er vermählte sich wenige Tage vor seiner Abreise nach Aegypten mit Mademoiselle Emilie von Beauharnais, Tochter des Marquis von Beauharnais, Schwager der Madame Bonaparte. Diese junge Dame zu heirathen war eine schwierige Sache, wegen der Stellung ihrer Eltern, die sich hatten scheiden lassen, der Vater, um ein Deutsches Stiftsfräulein zu heirathen, die Mutter, um sich mit einem Neger zu verbinden. Nach diesen vorausgegangenen doppelten Flecken auf dem Leben ihrer Eltern war zu vermuthen, daß die arme Tochter, welche obendrein kein Vermögen besaß, unversorgt bleiben würde. Da sie jedoch von einer hinreißenden Schönheit war, dabei sanft, gut und durch die Sorge ihrer Tante Josephine sehr wohl erzogen, so verliebte sich Herr von

Lavalette in sie, was ganz in der Ordnung war. Viel weniger, daß sie diese Neigung aus vollem Herzen erwiederte. Die Heirath wurde vollzogen; der neuvermählte Gatte zog mit nach Aegypten, indem er die schönste der Frauen in Europa zurückließ.

Ueber den ehelichen Streitigkeiten beider Mütter und Väter war das arme Kind in manchen Stücken vernachlässigt, unter andern nicht inoculirt worden, so daß Madame Lavalette im achtzehnten Jahr, als die Armee noch nicht im Angesicht der Insel Malta war, von den Blattern befallen, und glücklich genug, dem Tode zu entgehen, ganz dadurch entstellt wurde.

Hierüber völlig in Verzweiflung, wollte sie lieber sterben; sie fand sich abschreckend häßlich, und war auch in der That sehr verändert. Als sich jedoch später die Röthe verlor, wurden die Spuren weniger sichtbar, und man fing an, sich an diese Veränderung zu gewöhnen. Und wirklich war sie auch nicht so auffallend, nicht hinreichend, darüber zu verzweifeln, und viele Frauen würden mit diesen beaux restes noch sehr zufrieden gewesen seyn. Sie behielt immer noch eine blendend weiße Haut, sehr schöne Zähne, einen sanften Blick, eine schöne Figur, mit einem Worte, genug, um noch für eine hübsche Frau zu gelten,

wenn gleich nicht mehr für die glänzende Schönheit, welche Herr von Lavalette geheirathet hatte. Sie schickte ihm ihr Portrait nach Aegypten, was jedoch die Engländer, wie ich glaube, genommen haben. Mag der erste Eindruck, den ihr Anblick, im Vergleich des Bildes, das er von ihr im Herzen mitgenommen, gewesen seyn, wie es will, so bin ich doch fest überzeugt, daß sein Zartgefühl sie nie einen Wechsel in seiner Neigung hat fühlen lassen. Demungeachtet muß sie einen solchen doch vorausgesetzt haben, denn trotz ihrer Sanftmuth, die sie verhinderte, diesen Verdacht blicken zu lassen, bewiesen ihre unaufhörlichen Thränen, ihre tiefe Traurigkeit und ein lautgeäusserter Lebensüberdruß, daß sie an die Fortdauer der Liebe ihres Mannes zweifelte, der das Glück seiner Frau gern mit seinem Blut erkauft haben würde.

Den Tag nach meiner Hochzeit hatte Lucian, damals Minister des Innern, nicht zum Mittagsmahl kommen können; aber die ganze Familie Bonaparte erschien, mir zu gratuliren. Selbst Madame Mürat, obgleich ihrer Niederkunft nahe, hatte sich angestrengt und diesen Besuch gemacht, wozu sie, wie sie mir sagte, eine schwarze Sammtrobe angethan, um ihre Rundgestalt zu verbergen. Madame Leclerc war, wie

zimmer, la belle des belles. Ich habe es schon gesagt, und wiederhole es hier wieder, daß man Madame Leclerc nicht in ihrer ganzen Schönheit gesehen hat, wenn man sie nicht nach ihrer Rückkehr von St. Domingo gesehen. Madame Bacciochis Toilette an diesem Tag ist mir noch erinnerlich. Sie hatte denselben Morgen, wie sie mir sagte, den Vorsitz in einer literarischen Gesellschaft geführt, in welche alle geistreichen Frauen aus ihrem Cirkel aufgenommen werden sollten, und deren heutiger Gegenstand der gelehrten Untersuchung das Costüm der aufgenommenen Damen gewesen. „Ich hatte einen Plan hierzu entworfen, fügte sie hinzu, und um ihn verständlicher zu machen, gleich in Ausführung gebracht. Die Damen werden in Zukunft so costümirt erscheinen, wie ich jetzt."

Sie hatte ihr Haupt mit einem Schleier von Musselin, gestickt mit Seide aller Farben und mit Gold durchwirkt, umwunden, und hierüber einen Lorbeer à la Petrark und Dante gesetzt. Dazu eine lange Tunica mit einem Unterkleid mit halber Schleppe; kurze oder, wie ich glaube, gar keine Aermel, und über alles dieses einen sehr großen Shawl mantelartig geworfen. Es war ein Anzug, in dem das Jüdi-

sche, das Griechische, das Römische, das Mittelalter, kurz Alles, nur nicht der gute Französische Geschmack vereint war. Madame Bacciochi solchergestalt vermummt zu sehen, setzte mich nicht in Erstaunen, da ich daran gewöhnt war; sie aber aussprechen zu hören, daß dieses in Zukunft das Costüm ehrlicher, an Gott glaubender Christinnen seyn würde, war mehr, als ich zu erfragen vermochte.

Der Ball bei Frau von Permon, Mutter der Generalin Junot. Napoleon.

Meine Mutter begriff sehr wohl, daß es lächerlich seyn würde, den Jahrestag des 18. Brümaire zu feiern. Es gelang uns daher leicht, sie zu überreden, ihren Ball an dem, hierzu vom ersten Consul festgesetzten Tag (den 20. Brümaire) zu geben. Das ganze Haus ward zu diesem Feste umgestaltet, welches meine Mutter gern zu den schönsten, die den Winter in Paris gegeben worden waren, zu machen wünschte, und worauf sich alle unsere Freunde freueten. Die Treppe, der Vorsaal, Alles wurde so schön mit grünen Bäumen und Blumen decorirt, so kunstreich mit bunten Lampen erleuchtet, daß sowohl das Licht, als die Decoration etwas Magisches erhielten.

Madame Bonaparte erschien gegen 9 Uhr mit ihrer Tochter und ihrem Sohn, vom Obersten Rapp geführt. Meine Mutter ging ihr bis in die Mitte des Speisesaals entgegen, während sie die andern Frauen an der Thür ihres Salons empfing. Sie war höflich und so anmuthig, wie sie seyn konnte, sobald sie es wollte, führte Madame Bonaparte an die Bergère zur Rechten des Ofens, bat sie mit jener gastfreien Grazie des Südens, sich wie zu Hause zu betrachten, und zeigte sich ganz, wie sie wirklich war, als liebenswürdige, angenehme Frau.

Sie war vielleicht nach den beiden Schwestern des ersten Consuls die Schönste auf ihrem Ball. Seit einiger Zeit frei von körperlichen Leiden, hatten ihre Züge wieder die frühere Harmonie, worin ihre Schönheit hauptsächlich bestand, erhalten. Sie trug an diesem Abend ein Kleid von weißem Crepp mit Büscheln gefüllter Jonquillen garnirt. Der Schnitt des Kleides war ganz Griechisch, über der Brust mit Falten drappirt und auf den Schultern mit zwei diamantenen Agraffen zusammengehalten. Ihre Coiffüre hatte etwas Seltsames, was ihr aber entzückend kleidete. Da sie an dem, zur Vermählungsfeier ihrer Tochter gegebenen Fest nicht im bloßen Haar erscheinen konn-

te, oder vielmehr wollte, hatte sie sich von Herrn Lerol, damals schon sehr berühmt, eine Toque von weißem Crepp, mit eben solchen Jonquillen ausgeputzt, wie das Kleid, machen lassen, welche sich auf ihren rabenschwarzen Locken reizend ausnahm. Vor der Brust trug sie ein großes Bouquet von Jonquillen und herrlichen blühenden Veilchen; sonst aber kein Halsband, keinen Schmuck, nichts als ein Paar schöne Diamanten als Ohrenglocken. Das Kleid war von Madame Germon gemacht, der Aufsatz von Herrn Lerol, die Blumen von Madame Roux, und dieses Ensemble wurde von einer Frau getragen, deren Gewandtheit, Grazie und natürliche Eleganz allen äußern Schmuck weit übertraf. Daher konnte ich an diesem Abend wohl stolz auf meine Mutter seyn.

Junot hatte sich gegen 9 Uhr in den Tuillerien eingefunden, um den ersten Consul zu uns zu begleiten. Dieser ließ aber sagen, er sei von dringenden Geschäften so überhäuft, daß er nicht bestimmen könne, zu welcher Stunde er erscheinen werde, und ersuche meine Mutter, mit dem Anfang des Balls nicht auf ihn zu warten; kommen werde er gewiß, sei es auch noch so spät. So wurde denn der Ball gegen 10 Uhr eröffnet. Junot tanzte den ersten Contretanz mit

Mademoiselle Beauharnais, Eugen Beauharnais mit mir, Hippolyt von Rastignac mit Mademoiselle von Caseaux, und Mademoiselle von P. mit Herrn Dupaty. Herr von Trénis war noch nicht da, ebenso wenig wie Herr Lafitte; diese Herren gehörten zu jener Zeit so sehr zu den übertriebenen Stutzern, daß es bei ihnen nichts Außerordentliches war, erst um 2 oder 3 Uhr des Morgens zu kommen.

Ich hatte, sowie meine Mutter und alle unsere alten Freunde, an diesem Abend auch eine Pflicht zu erfüllen, nämlich die Hofmenuet und die Gavotte zu tanzen. Seit drei Wochen war Gardel täglich gekommen, mir noch längern und gewissenhaftern Unterricht zu geben, damit diese unglückselige Menuet, die ich von ganzem Herzen verwünschte, in der vollkommensten Vollkommenheit gehen sollte. Vergebens hatte ich meine Mutter angefleht, mir dieses wahrhaft peinliche Geschäft zu erlassen. „Was, die Menuet der Königin nicht auf einem Hochzeitsballe tanzen zu wollen, auf Ihrem eigenen Hochzeitsballe! Liebes Kind! zu meiner Zeit tanzte man nicht eine Menuet, sondern drei bis vier, und ich erinnere mich noch, auf die siebente Menuet engagiret gewesen zu seyn.“ Die Dame, die sich so der schönen Tage ih-

rer Jugend erinnerte, war eine große, alte Figur, in Gestalt eines Bretts, oder vielmehr ein Brett in Gestalt einer Frau, Namens Madame des Vaux, die Mutter einer ebenfalls sonderbaren Person, die sich Madame B. nannte. Erstere war sehr alt, und besuchte, wie man sich denken kann, keine Bälle. Da sie sich aber an meine Mutter drängte, die sie nicht ausstehen konnte, so traf es sich auch, daß sie mit an deren Bett saß, als viel über die Menuet gestritten wurde, wobei jene Erinnerung an ihre alten Engagements zum Vorschein kam.

Herr von Trénis gehörte zu unserer gewöhnlichen Gesellschaft; und, weit davon entfernt, dem Ruf, den er sich selbst gegeben, nichts als bloßer Tänzer zu seyn, zu entsprechen, verband er vielmehr mit diesem Talent viele Kenntnisse, natürlichen Verstand und ein sehr richtiges Urtheil, welches man augenblicklich wahrnahm, sowie er sich der Lächerlichkeit des Uebertreibens in seinen Reden enthalten wollte. Da er der beste Tänzer unter denen, die wir kannten, war, hatte ich ihn gebeten, die Hofmenuet mit mir zu tanzen, in der Hoffnung, sie an seiner Hand mit weniger Furcht durchzuführen, als mit Herrn Lafitte oder Herrn Dupaty.

Um 10 ½ Uhr war der General Bonaparte noch nicht da, die übrige Gesellschaft aber alle versammelt, und die fünf Zimmer meiner Mutter zum Erdrücken voll. Die ganze Familie Bonaparte, Joseph ausgenommen, der damals, wie ich glaube, in Lüneville war, hatte sich eingestellt, und noch dazu recht früh. Madame Leclerc, immer allerliebst und immer elegant, saß neben ihrer Schwägerin Josephine, deren in allen Stücken auserlesene Toilette sie mit Verdruß gegen die eigene erfüllte, so sorgfältig sie auch war. „Ich kann in der That nicht begreifen, sagte sie zu mir, wie man sich so mit Blumenguirlanden schmücken mag, wenn man schon vierzig Jahre zählt.“

Madame Bonaparte trug eine Guirlande von Klatschrosen und goldnen Aehren auf dem Kopf, und ihr Kleid war ebenfalls damit garnirt. Aus Furcht, daß sie die Ungeschicklichkeit so weit treiben könnte, meiner Mutter dasselbe Compliment zu sagen, deren Freude vielleicht durch solch eine Bemerkung gestört worden wäre, machte ich sie darauf aufmerksam, daß Madame Permon, noch etwas älter, wie Madame Bonaparte, ebenfalls mit Blumen geschmückt sei. Madame Leclerc sah mich hierauf sehr erstaunt an, und

sagte: „Aber das ist doch etwas ganz Anderes, ganz Verschiedenes.“

Kurz vor 11 Uhr hörten wir die Pferde von der Escorte des ersten Consuls, und gleich darauf trat er selbst rasch in das erste Zimmer mit Junot und meinem Bruder, die ihm entgegengegangen waren. Meine Mutter empfing ihn mit einer ihrer graziösesten Verbeugungen. Bonaparte aber rief ihr lachend zu: „Eh Madame Permon, begrüßt man auf diese Weise einen alten Freund?“ und führte sie, ihre Hand ergreifend, in den Tanzsaal. Hier war eine Hitze zum Ersticken; der erste Consul bemerkte es gleich, indem er einen Gang durch den Saal machte, behielt aber demungeachtet seinen grauen Ueberrock während der ganzen Zeit des Balls an. Sein Adlerblick hatte augenblicklich bemerkt, daß einige der sich im Saal befindlichen Damen bei seinem Eintritt nicht aufgestanden waren. Dieß schien ihn zu verdrießen; er begab sich in das anstoßende Gemach, meine Mutter immer noch am Arm behaltend und sie mit Bewunderung betrachtend, was ich ihm nicht verargen konnte, da sie an diesem Abend wirklich bezaubernd schön war. Der Tanz hatte aufgehört, sowie Bonaparte eingetreten war; er bemerkte es, und sagte, zu seiner reizenden Wirthin ge-

wendet: „Lassen Sie doch den Tanz wieder anfangen, Madame Permon; die Jugend muß sich belustigen, und der Tanz ist der Zeitvertreib, den sie allen andern vorzieht. Bei dieser Gelegenheit fällt mir ein, gehört zu haben, daß Ihre Tochter, wie Mademoiselle Chameroi (die erste Tänzerin der damaligen Zeit), tanzen soll; das muß ich sehen. — Wenn es Ihnen gefällig ist, tanzen wir den Monaco zusammen; es ist der einzige, den ich kann.

„Ich habe seit dreißig nicht mehr getanzt, erwiederte meine Mutter.

„Sie scherzen. Sie sehen diesen Abend wie eine Schwester Ihrer Tochter aus." — Und wenn er gesagt hätte, wie die jüngere Schwester, würde er nur die Wahrheit gesagt haben.

Herr von Talleyrand befand sich in der Gesellschaft. Nachdem der erste Consul sich mit uns Allen auf die liebenswürdigste Weise unterhalten hatte, knüpfte er ein Gespräch mit Talleyrand im Schlafzimmer meiner Mutter an, welches über 3/4 Stunde dauerte. Gegen Mitternacht näherte er sich dem Salon, anscheinend mit dem festen Vorsatz, liebenswürdig gegen Jedermann zu seyn. Wenn es jedoch seine Absicht gewesen ist, Frau von Contades zu erobern, so zweifle

ich, ob es ihm gelungen seyn würde, diese hochmüthige Laune und dieses zurückstoßende Wesen zu bezwingen. Er bemerkte sie, weil sie in der That schön war, besonders Abends bei glänzender Beleuchtung und in großer Parüre; nicht so im Innern ihres Hauses, im Pudermantel. Sie litt damals schon an den Folgen des Uebels, von welchem sie im Frühling ihres Lebens getroffen wurde, und wenige Monate darauf starb.

So groß meine Abneigung gegen die fatale Menuet auch war, mußte ich doch dem Ruf meiner Mutter folgen, die noch nicht recht unterscheiden konnte, ob ich Tochter oder Frau war, und immer noch verlangte, mich jeden Augenblick zu ihrer Disposition zu haben. Einen Moment glaubte ich mich befreit. Herr von Trénis wurde überall gesucht, und nirgends gefunden. Ich berichtete dieß meiner Mutter. „Thut nichts, erwiederte sie — Du wartest entweder, oder tanzest mit Gardel." Und gleich darauf forderte sie Herrn Lafitte auf, diese Unglücksmenuet mit mir zu tanzen. Er entschuldigte sich damit, keinen Hut zu haben; doch auch diesem Mangel ward abgeholfen. Nach manchen andern beseitigten Schwierigkeiten zeigte sich eine neue. Ich trug ein Kleid von Ostindischem Musselin mit Silber durchwirkt und eine Tunica darü-

der. Doch aus einer mir heute noch unerklärlichen Albernheit war dieses Kleid mit einer halben Schleppe gemacht, die mich natürlich während der Menuet höchlichst incommodirte. Ich bat im Vorbeigehen Gardel, zu bestellen, daß die Gavotte nicht gespielt würde, und sah dem Augenblick der letzten Verbeugung mit wahrer Freude entgegen. Herr Lafitte führte mich zurück, in der einen Hand einen ungeheuren dreieckigen Hut, den er irgendwo geborgt hatte, mit der andern mich geleitend, als uns Herr von Trénis begegnete. Er sah mich mit einem dergestalt wüthenden Blick an, daß ich fürchtete, eine Sottise begangen zu haben, indem ich die Menuet mit einem Andern getanzt. Mit der größten Sanftmuth sagte ich ihm, daß ich bis nach Mitternacht auf ihn gewartet hätte, worauf meine Mutter verlangt, daß ich mit Herrn Lafitte tanzen sollte. „Ich hoffe, Sie werden dieses Nichthalten meines Worts vergessen; Sie haben zuviel Verstand, um sich durch eine so geringe Sache beleidigt zu fühlen, an der Sie obendrein selbst Schuld sind.“

„Ohne Zweifel, entgegnete er, indem er sich zwischen mich und eine meiner Freundinnen niedersetzte — ohne Zweifel besitze ich Philosophie genug, mich darüber zu trösten, den Hochzeitstanz der Madame Ju-

nat nicht getanzt zu haben, obgleich Lorbeeren dabei einzuernten gewesen wären. Ich würde die Menuet der Königin gehalten, ernst, aber nicht traurig getanzt haben. Ja, aber mit ansehen zu müssen, was ich gesehen habe . . . niemals werde ich diesen Anblick vergessen."

Ich kannte ihn als einen wunderbaren Menschen, hatte ihn aber noch nie so lang im Reden ausschweifen hören. „Was beunruhigt Sie? was habe ich denn gethan?" fragte ich ihn.

„Wie, Madame! Sie, die Sie auf eine Weise tanzen, daß wir uns glücklich schätzen würden, Sie zu den Unsrigen zu zählen; Sie, die Sie Ihre Menuet mit Gardel repetirt haben . . . . ihr sozusagen die Taufe der Grazie und des Aplomps für die Verbeugung gegeben haben, Sie tanzen . . . o, ich habe keine Worte, es auszudrücken. . . . Sie tanzen diese Menuet mit einem Mann . . . . einem vortrefflichen Tänzer allerdings; ja, er tanzt gut, obgleich . . . Aber wenn er auch den Contretanz auszuführen versteht, Madame, so hat er doch niemals, nie in seinem Leben den großen Reverenz mit dem Hut zu machen gewußt."

Wir konnten uns des Lachens nicht enthalten; Herr von Trénis aber war zu sehr von seinem Gegenstand erfüllt, um auf die Veranlassung unserer Fröhlichkeit zu achten.

„Sie scheinen erstaunt, ich glaube es gern. Es klingt wunderbar, den Hut nicht zu halten wissen. Es ist eine Kunst, eine Wissenschaft, zwar nicht schwer zu erklären; denn jeder Tanzmeister kann Ihnen die Theorie des Huthaltens geben; aber diese Würde, dieser Aplomp, der jede Bewegung der Hand und des Oberarms regelt .... Erlauben Sie."

Und hiermit faßte er uns beide an der Hand, und führte uns in das Zimmer meiner Mutter, das gerade ziemlich leer war. Er stellte sich vor den Spiegel, sang mit heller Stimme die Musik zu der Menuet und grüßte uns mit der höchsten Gravität, wobei er mit seinem dreieckigen Hut die hierzu erforderlichen Bewegungen machte. Meine Freundin und ich mußten abermals lachen. Armand von Rastignac, ein anderes Original, jedoch geistreicher, als Herr von Trénis, von unserm Gelächter und dessen Geberden angezogen, trat zu uns, als wir eben wieder ernsthaft geworden waren. Er ließ sich die Erklärung der Wichtigkeit dieses Reverenzes bei der Menuet mit aller Um-

ständlichkeit wiederholen, und versicherte, noch nie so vernünftig darüber sprechen gehört zu haben.

Indem kam Junot, mich zu suchen. Unsere jugendliche Fröhlichkeit, die nichts im Leben zurückruft und ersetzt, zog ihn an. Der erste Consul stand in einiger Entfernung im Gespräch mit Herrn von Talleyrand, anscheinend ohne dessen zu achten, was um ihn herum vorging.

Junot fragte Herrn von Trénis, ob mein Tanzen ihn befriedigt hätte?

„General, ich habe schon die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, daß das Tanzen von Madame Junot mir am Meisten gefällt. Es ist etwas Vollendetes. Ich kann den Tanz der Madame Junot nicht besser beschreiben, als wenn ich sage, daß sie dem Contretanz Einheit giebt . . . . Sie verstehen? . . . dem Contretanz Einheit geben. . . . . "

Und mit kreuzweis übereinander geschlagenen Händen ahmte er den Tanz von Jemanden nach, wie Despréaux die kleinen Beine von Pappe der Mademoiselle Chevigny gehen ließ.

Während er so sprach und gesticulirte, war Bonaparte dicht hinter ihn getreten. Herr von Trénis gehörte zu den Originalen, die er nicht begriff, und

die nur sein Erstaunen erregten. Er gab Junot ein Zeichen, ihn fortschwatzen zu lassen, was nicht schwer zu bewerkstelligen war, indem man nur ernsthaft vom Tanz mit ihm zu sprechen brauchte. Man bemerkte an ihm durchaus Nichts von der allgemeinen Fröhlichkeit, die ein Ball hervorzubringen pflegt; er war immer ernst, lachte nie, höchstens nur dann, wenn ihn das Orchester durch die lustige Musik des Contretanzes augenblicklich dazu hinriß. Dann sagte er aber auch: „das Orchester hat mich zum Lachen genöthigt, wie er gesagt haben würde: ich bin gezwungen worden, ein Debit zu bezahlen.“

„Und wie stehen Sie denn eigentlich mit Herrn Lafitte?“ fragte ihn Junot möglichst ernsthaft.

„So gut, wie zwei Männer von Talent, wie wir, mit einander stehen können, bei einer so sensibeln Gleichheit. Ueberdieß ist er ein gutes Kind, ohne Neid auf meine glücklichen Erfolge... Die seinigen können ihn allerdings nachsichtig machen... Sein Tanz ist voll Leben und Kraft. Ihm gebührt der Vorzug vor mir in den ersten acht Tacten der Gavotte von Panurge. Dieß ist ein unbestreitbarer Punct zwischen uns. Aber in den halben Schritten... o, da donnere ich ihn nieder... Im Allgemeinen, fügte

er mit einem unbezahlbaren Ernst hinzu, schmettert er mich zu Boden in der Kniebeugung; aber in der kräftigen Fußbewegung bohre ich ihn in den Grund."

Der erste Consul staunte solchen ungewohnten Aberwitz mit offenen Ohren und Augen an.

„Es ist doch wunderbar, sagte er endlich; dieser Mann ist weit närrischer, als so mancher andere, der in ein Narrenhaus gesteckt wird. Gehört er zu Ihren Freunden?" fragte er mich ganz leise.

„Zu unsern Freunden im strengsten Sinne des Worts gehört er nicht; aber doch zu unsern genauen Bekannten, d. h. zu denen, die wir zweimal wöchentlich sehen. Ausgenommen auf dem Ball, spricht er niemals vom Tanz; ja er weiß sehr vernünftig über die alten Sitten und Gebräuche der Griechen zu reden, deren Geschichte er tüchtig studirt hat; außerdem spricht er mehrere Sprachen, und ist überhaupt, wie Albert sagt, besser, wie sein Ruf."

Bonaparte hörte niemals eine so lange Rede aus. Ich habe seitdem oft Gelegenheit gehabt, mich davon zu überzeugen, aber nicht auf meine Kosten; ich lernte bald, daß man bei ihm keine langen Phrasen, und noch weniger lange Perioden anbringen durfte. Er war wieder an seinen alten Platz zu Herrn von

Talleyrand zurückgekehrt; doch merkte ich an der Richtung seiner Blicke, daß er sich mit ihm über Herrn von Trénis unterhielt. Meine Augen waren auf ihn gerichtet mit jener mir eigenthümlichen scharfen Beobachtung, die dieser außerordentliche Mann noch mehr in mir hervorgerufen und verdoppelt hat. Er rief mich zu sich, und sagte mir etwas Schmeichelhaftes über die Soirée meiner Mutter; ich glaubte, einen Vorwurf in dieser Lobrede zu finden; denn so artig sie sich auch gegen den ersten Consul benommen, schien es mir doch, als ob sie nicht so zutraulich und herzlich gegen ihn gewesen wäre, wie er es hätte erwarten können. Ich ging zu ihr, und theilte ihr meine Gedanken mit. Sie ruhte eben auf einem Sopha von den Anstrengungen dieses Abends aus, der ihre Kräfte erschöpfte, weil sie die Honneurs des Hauses mit unnachahmlicher Liebenswürdigkeit machte. „Komm, sagte ich, sie umarmend, geh mit mir ins Nebenzimmer.“ Und somit zog ich sie nicht ohne Anstrengung in das Cabinet, wo ich den ersten Consul noch vermuthete. Ich fand ihn an demselben Platze immer noch sprechend, aber nicht mehr mit Herrn von Talleyrand, sondern mit Junot und Herrn von Villemanzy, die seine Stelle eingenommen hatten. Sobald Bonaparte

meine Mutter gewahrte, ging er auf sie zu und sagte: „Nun, Madame Permon, was sagen Sie zu einem alten Freund? Fast scheint es mir, als ob Sie ihn ganz vergessen hätten. Wissen Sie, daß Sie mich vor ein Paar Tagen sehr streng und zurückhaltend behandelt haben, und das gerade zur selben Zeit, als einer Ihrer Freunde sein Messer gegen mich erhoben hatte?"

„Ach! welche schreckliche Idee! rief meine Mutter; wie können Sie solche Dinge sagen, Napoleon.: Per Dio tacete!.... tacete!... (Um Gotteswillen! schweigen Sie.... schweigen Sie!...)"

„Aber es ist doch wahr, daß Sie meinen freundschaftlichen Gruß unerwiedert gelassen, den ich Ihnen zusandte, sowie ich Sie erkannte."

Meine Mutter entschuldigte sich mit ihrem schwachen Gesicht, und wirklich hatten ihre Augen auch in den letzten Jahren sehr abgenommen. Bonaparte ließ sich jedoch mit dieser Entschuldigung nicht abfinden.

„Was soll ich glauben! sagte er in einem sehr bestimmten Tone; sind wir nicht mehr Freunde?"

„Non posso dimenticare, caro Napoleone, che siete figlio dell' amica; fratello del mio buon Giuseppo, del caro Luciano, e di Pau-

letta.... (Ich kann nicht vergessen, lieber Napoleon, daß Sie der Sohn meiner Freundin, der Bruder meines guten Josephs, des lieben Lucians und der guten Pauline sind)." Der erste Consul machte bei diesen Worten eine Bewegung, die meinen scharfen Augen nicht entging. Wir waren beinah allein im Zimmer, da eben Anglaisen getanzt wurden.

„So muß ich also, entgegnete er mit Bitterkeit, Alles, was ich Ihnen noch bin, meiner Mutter und meinen Brüdern verdanken..... Nicht mit Unrecht sagt man, die Freundschaft einer Frau zu verlangen, hieße den Sand der Wüste zumuthen, auf einer Stelle liegen zu bleiben."

Die Unterhaltung fing an, mir Sorge zu machen; ich sah, daß meine Mutter von der Erinnerung an jenen alten Streit ergriffen wurde, den einer unserer Vettern unglücklicherweise herbeigeführt hatte, ohne uns für die Neigung, die er uns damals entzog, oder wir doch wenigstens durch seine Schuld verloren, einen Ersatz zu geben.

Was ich soeben erzählte, trug sich in weit kürzerer Zeit zu, als ich zum Aufschreiben desselben brauche. Der erste Consul ging schweigend auf und ab. Meine Mutter saß auf dem Sopha, die Hände über

die Brust gekreuzt, die Fußspitzen rasch bewegend, das gewöhnliche Zeichen eines herannahenden Sturms. Albert, welcher ab- und zuging, näherte sich in diesem Augenblick Bonaparten, um ihm ein Glas Eis anzubieten.

„Ich kann Ihnen versichern, daß wir, Madame Permon und ich, in diesem Augenblicke keiner Abkühlung bedürfen; ich glaube, wir sind schon zu Stein geworden. Daß die Entfernung das Andenken schwächt, wußte ich wohl, doch hielt ich es in diesem Grad nicht für möglich."

Er berührte eine unglückliche Saite.

„Sehr wahr! entgegnete meine Mutter, gezwungen lächelnd, doch so, daß ihre zweiunddreißig kleinen Perlen sichtbar wurden, auf welche Bonaparte nicht umhin konnte, seine Augen zu heften, wie er mir am folgenden Tage erzählte. — Sehr wahr! doch halte ich es für etwas Erlaubtes, nach Verlauf einiger Jahre zu vergessen. Haben Sie mich doch selbst überzeugen wollen, wie schwer es sei, sich nach einigen Tagen einer Sache zu erinnern, von deren Ausführung das Schicksal und Leben eines Menschen abhing. — Ha!" sagte der erste Consul, und sein Gesicht verfinsterte sich augenblicklich. Er zog die Augenbraunen zusam-

men, deren Bewegung schon den ganzen Erdball zittern machte, preßte die Unterlippe heftig gegen die obere, und ging mit auf den Rücken zusammengelegten Händen einige Schritte, ohne zu sprechen; dieß Alles aber geschah kaum bemerkbar, wie mir Junot und mein Bruder erzählten, als ich nach beendetem Contretanz hereintrat. Bonaparte nahm wieder seine ernste Miene an, setzte sich neben meine Mutter, und betrachtete aufmerksam ihre Hand, die er ergriffen und geküßt hatte.

„Es scheint, als ob Sie keinen Ihrer Fehler ablegten, Madame Permon?“ sagte er, auf die abgenagten Nägel ihrer kleinen Finger weisend.

„Nein, entgegnete sie lachend; meine Fehler und ich haben mit einander gelebt, und sind zusammen alt geworden; so wollen wir denn auch als gute Cameraden mit einander sterben, ohne uns zu trennen.“

„Aber das ist doch zu arg!“ rief er, einen Finger erfassend, dessen Nagel besonders beschädigt war, und wirklich that es einem weh, die wunden Stellen auf dem Elfenbein dieser kleinen Hand zu sehen.

„Gehen Sie! sagte meine Mutter, lassen wir Alles an seinem Platz. Nur Ihnen, Napoleon, ist dieß verboten, denn Sie haben so viel Stufen zu

ersteigen, um die höchste Leiter des Ruhms zu erreichen, daß Ihnen die Ruhe wünschen, uns was Böses wünschen hieße."

„Denken Sie ebenso, wie Sie sprechen?"

„Sie wissen, wie wahr ich bin. Ich sage zwar nicht immer Alles, was ich denke; aber ich sage nie etwas, was ich nicht denke. Haben Sie meine Aufrichtigkeit schon ganz vergessen?"

Bonaparte ergriff die Hand meiner Mutter und drückte sie zärtlich. In diesem Augenblick schlug die Uhr Zwei. Er verlangte seinen Wagen.

„Wollen Sie nicht zum Essen bleiben?"

„Es ist mir unmöglich, entgegnete er im Ton des Bedauerns; aber ich werde Sie bald wiedersehen."

Meine Mutter schüttelte lächelnd den Kopf.

„Weßhalb dieses Lächeln? Glauben Sie mir nicht? Ich versichere Ihnen, Madame Permon, daß, wenn einer von uns am heutigen Abend an der Freundschaft des andern zweifeln könnte, ich Ihnen gewiß keinen Anlaß gegeben habe, an der Fortdauer der meinigen zu zweifeln. Ja, ich werde Sie wiedersehen. Die Signora Lätitia soll mich zu Ihnen führen, da ich mich auf sie, oder auf Joseph, oder auf Lucian, ja sogar auf Paulinen stützen muß ... wer weiß ...

vielleicht auch auf Jerome... Da wir einmal von diesen tapferm kleinen Bürger sprechen, muß ich Ihnen auch für die gute Erziehung danken, die Sie ihm während meiner Abwesenheit gegeben. Ich habe ihn eigensinnig wiedergefunden. Die Signora Lätitia verdirbt ihn dergestalt, daß ich fast bezweifle, daß er sich bessern wird, wo er jetzt ist."

Dieß war abermals eine empfindliche Saite für die Ohren meiner Mutter. Sie erwiederte: „Jerome ist ein vortreffliches Kind, mit einem warmen Herzen und voll guter Gefühle. Er ist ein geborner Seemann; lassen Sie ihn nur vom Seewind gebräunt werden, dann kehrt er gewiß als ein Dugay=Trouin oder als ein Duquesne zurück."

Meine Mutter sprach nicht zum ersten Mal an diesem Abend eine Meinung aus, von der sie selbst nicht vollkommen überzeugt war; aber sie liebte Jerome fast so zärtlich, wie mich, und ihr Vorurtheil ging allerdings zu weit. Der erste Consul hatte Recht, wenn er sagte, daß er seinen Bruder, bei seiner Rückkehr, sonderbar erhöht gefunden hätte. Die ältern Brüder hatten jedoch Sorge getragen, daß Alles wieder in Ordnung kam, das heißt, daß Jerome in die Lehranstalt nach Julhy gethan wurde, wohin man sich

oft auf den Weg begab, um ihn zu sehen, und welchen Weg er selbst noch häufiger einschlug, sich nach Paris zu begeben, um als vierzehnjähriger junger Mann den beiden Damen Emilie von Beauharnais und Mademoiselle Hortense die Cur zu machen, wodurch er in seinen eigenen Augen ein Mann wurde, und die Studien dem Willen des Allmächtigen überließ. Jerome und ich waren gleichen Alters; meine Mutter, an seine Geburt die Erinnerung der unglücklichen Ereignisse des Todes von Carl Bonaparte knüpfend, liebte ihn deßhalb, wie ihren Sohn; überhaupt hatte sie eine große Zuneigung für alle Brüder, obgleich sie ihre Lieblinge sowohl unter diesen, wie unter den Schwestern hatte. Madame Leclerc wurde den andern mit einem solchen Vorurtheil vorgezogen, daß ich, weit entfernt, dieses Gefühl zu theilen, sehr oft mit meiner Mutter deßhalb in Streit lebte. Auch ich hatte meine Lieblinge in dieser Familie; Madame Mürat unter den Schwestern, Joseph und Lucian nebst dem ersten Consul unter den Brüdern. Jerome war sehr geliebt und sehr verzogen worden, nicht allein von meiner Mutter, sondern auch von Albert und uns Allen; ich fand nicht, daß er in reifern Jahren, und hauptsächlich, nachdem er eine größere Lebhaftig-

keit der Gefühle erhalten, im Allgemeinen und vornehmlich meiner Mutter das wurde, was er ihr hätte seyn müssen. Ich klage ihn deßhalb nicht an, werde aber in der Folge Gelegenheit haben, zu beweisen, daß ich mich hierin nicht geirrt. Doch, das ist ja kein Verbrechen!

Der erste Consul erzählte uns noch an diesem Abend, nachdem Jerome lange der Gegenstand der Unterhaltung gewesen, daß er eine der sonderbarsten Schulden gemacht, die man im funfzehnten Jahre machen könnte. Bonaparte war in Marengo, sein Bruder damals schon im Dienst; aber noch zu jung, pour aller au canon, oder ich weiß nicht aus welchem andern Grunde, war er in Paris geblieben. Bei der Rückkehr des ersten Consuls werden Bourrienne eine Menge starker Rechnungen überreicht, deren Bezahlung pressirt. Unter denselben zeichnete sich eine, 8 oder 10,000 Franken betragend, von Biennais, aus. Es entstand eine große Untersuchung, ein großer Lärm; wie konnte diese starke Rechnung gemacht worden seyn? Nach gehöriger Untersuchung ergab sich, daß Herr Jerome Bonaparte bei Herrn Biennais ein prächtiges Reisenecessaire gekauft hatte, enthaltend Alles, was der Luxus und die Eleganz, in Gold, in Perlmut-

ter, in Silber, in Elfenbein nur immer erfinden kann; das schönste Porcellan, die feingemalteste Schmelzarbeit, kurz ein wahres Kleinod; und doch fehlte dem Käufer dieses Necessaires das Wesentlichste zum Gebrauch desselben, der Bart, da der Inhalt keine andere Bestimmung hatte. Rasirmesser, Barbierbecken in allen Größen von Silber und vergoldetem Porcellan, Kämme für den Knebelbart — kurz Alles aufs Schönste; nur leider fehlte der Bart noch dazu, und der junge Mann zählte erst funfzehn Jahre und mußte daher noch einige Zeit darauf warten. Bonaparte erzählte uns diese kleine Geschichte mit vieler Laune.

Als der erste Consul Abschied von meiner Mutter nahm, wiederholte er sein Versprechen, sie bald wieder zu besuchen, trotz einer gewissen Zurückhaltung in ihrem ganzen Wesen und in ihrer Unterhaltung mit ihm, welche eine Erneuerung der früher Statt gefundenen Verbindung verhüten sollte. Außerdem glaube ich den endlichen Bruch einer zwar natürlichen, aber deßhalb doch nicht minder unzart angebrachten Ursache zuschreiben zu müssen. Ich werde später noch öfter auf diesen Gegenstand zurückkommen, indem er sich meiner Feder immer wieder von Neuem darbietet.

4.

Geschichte der Restauration von Decazes.

(Fortsetzung.)

Die königliche Familie, der Hof, Paris, die Departements.

Im Juli des Jahres 1814 war die ganze königliche Familie in Paris vereinigt. Der Herzog von Angoulême, von seiner Reise in die südlichen Provinzen eben zurückgekommen, und der Herzog von Orleans, im Begriff, seine Familie von Palermo abzuholen, hatte die Hauptstadt noch nicht verlassen. So waren alle Bourbons ihrem Vaterlande wiedergegeben.

Ludwig XVIII. hatte bereits seine gewohnte Weise des Schloßlebens, seine Vorliebe für Etikette und königlichen Prunk wieder angenommen. Der Kaiser Napoleon hatte die Tuillerien in einem prachtvollen Zustande zurückgelassen, welcher den Herrlichkeiten von Versailles nicht nachstand. Die Bourbons bewohnten diesen Palast, der nun wieder nach Lehnsgebrauch das Schloß genannt wurde. Seit der Ankunft des Grafen von Artois wurde jedoch in Versailles mit solcher Thätigkeit gearbeitet, daß man auf die Ver-

muthung gerathen konnte, dieser Aufenthalt in Paris sei nur provisorisch, und man werde in Kurzem in den alten Palast Ludwig des Großen zurückkehren.

Ludwig XVIII. persönliche Lebensweise war sehr einfach. Sommer und Winter stand er um 7 Uhr auf. Beim Erwachen zog er die Klingel, oder ließ seine schreiende, gellende Stimme nach seinem Kammerdiener ertönen.[1]) Eine höchst schwierige Sache war es, ihn anzukleiden. Seine gewöhnlichen Gliederschmerzen, sein starker Körper machten dieß zu einer langen und mühsamen Arbeit. Wehe dem armen Giraud, wenn er trotz aller Sorgfalt die gichtischen Glieder des Königs etwas zu derb anfaßte. Ein weithin schallender Fluch strafte den furchtsamen Diener. Sobald der König angekleidet war, ging er in sein Cabinet und las die Morgenjournale. Um 9 Uhr erschienen der erste dienstthuende Kammerherr, der Minister des Hauses und der erste Stallmeister, um seine Befehle zu empfangen. Bei dieser Gelegenheit wur-

1) Neben Ludwig XVIII. Bett stand immer eine kleine Nachtlampe. Verlöschte diese einmal des Nachts, so erwachte er sogleich, sprang in die Höhe, und konnte nicht eher wieder einschlafen, bis sie angezündet war.

den ihm die Begebenheiten der vorigen Nacht erzählt, und Bülletins der Polizei vorgelesen. Um 11 Uhr kam die königliche Familie in sein Cabinet, und ging nun mit ihm in den Frühstückssaal. Die Tafel bestand aus 30 Couverts. Alle Oberchargen des Hofes, die Generalmajors der Garde, alle dienstthuenden Officiere der Haustruppen hatten mit sehr wenigen Ausnahmen das Recht, daran Theil zu nehmen. [1]) Die Minister hatten dieß Recht nicht. Der König nahm Nichts zu sich, als ein Ei und etwas Thee. Nach dem Frühstück, das eine halbe Stunde dauerte, folgten alle diese Personen dem König mit der königlichen Familie in sein Cabinet, bis wenige Minuten vor Zwölf. Zwei oder drei Kopfverneigungen waren das Zeichen der Verabschiedung. Die tägliche Messe war eine königliche Sitte, welche Ludwig XVIII. stets beobachtete, wenn auch sein Glaube gerade nicht sehr eifrig und aufrichtig war. War es schönes Wetter, so erschien der König nach beendigter Messe auf dem Balcon, theils um die Grüße des Volkes zu empfangen, theils um die Wachparade vom Carrousel abziehen zu

1) Ausgenommen davon war nur der Großceremonienmeister Marquis von Brézé, dessen Stelle nur dem Titel nach eine Obercharge war.

sehen. Zweimal die Woche, Mittwoch und Sonnabend, war Conseil. Jeder Minister hatte seinen bestimmten Arbeitstag. Nur Herr von Blacas durfte zu jeder Stunde des Tages kommen. Nachmittags fuhr Ludwig XVIII., so oft das Wetter es erlaubte, in einer offenen Kalesche spatzieren, gewöhnlich zwei Stunden lang, und zwar äußerst schnell, und selten ging ein Tag vorüber, wo er seinen Kutscher nicht mit Vorwürfen zu größerer Eile antrieb. „Ei, so fahr zu, schrie er unaufhörlich, ich gebe dir nicht 6000 Franken, damit du mich wie ein Lohnkutscher fahren sollst.“ Die Ursache davon war nicht die ihm vom Arzt vorgeschriebene Bewegung, sondern die große Pünctlichkeit, auf die er sich soviel zu gut that. Jedermann kennt das Sprüchwort, welches er so oft mit Wohlgefallen wiederholte: „Genauigkeit ist die Höflichkeit der Könige.“ Als strenger, oft zu strenger Beobachter der Etikette war einer seiner Characterzüge, nie zu gestatten, daß man in seiner Nähe vergäße, daß er König sei.

Einige Augenblicke jedes Tages brachte Ludwig XVIII. damit zu, zwei oder drei Billets an seine nähern Bekannten und noch öfter an seine vertrauten Minister zu schreiben, worin er eine beson-

dere Kunst besaß. Seine kleine Handschrift war außerordentlich zierlich; seine Worte waren gewählt, seine Wendungen oft geistreich und immer correct. Er machte selbst den Umschlag um seine Billets und siegelte sie zu. Eines Tages fragte ihn Decazes, warum er sich zur Besorgung eines so kleinlichen Geschäfts nicht eines Secretärs bediene? Darauf antwortete ihm der König: „Man sieht wohl, mein Kind, daß Sie noch nicht viel Erfahrung in Beziehung auf eine repräsentative Regierung haben; ein König muß keine andern Secretäre haben, als seine Minister; hätte ich einen besondern Secretär, so wäre er bald mächtiger, als Sie." Der König unterhielt sich gern mit ausgezeichneten Männern, vorzüglich um sich selbst sprechen hören und loben zu lassen. In seine Unterhaltung mischten sich viele Anecdoten, und im vertrauten Kreise war er satyrisch und schlüpfrig. Seine literärischen Studien, seine Erinnerungen an Lateinische Verse machten seine Unterhaltung für wissenschaftlich gebildete Männer angenehm, aber schwierig für alle diejenigen, welche nicht so glücklich waren, Horaz und Virgil im Kopfe zu haben. Er hatte sonderbarer Weise alle kleinen Eitelkeiten und Leidenschaften der Gelehrten, und konnte wohl auf den

oder jenen Staatsmann neidisch werden, weil er noch bessere Phrasen zu drechseln verstand, und weil man etwas mehr vom Genius der Christenheit sprach, als vom Panurgus oder der Reise nach Gent.

In Staatsgeschäften besaß Ludwig XVIII. einen durchdringenden Blick. Er war kein Freund der Vorträge aus dem Portefeuille und der Details der Verwaltung. Er zog es vor, einen ersten Minister zu haben, dem er vertraute, und allgemeine politische Uebersichten zu erhalten. Nur mit zwei Zweigen der politischen Thätigkeit befaßte er sich gern, mit dem geheimen Theil der auswärtigen Angelegenheiten und mit der Polizei. Dieß schlug in seine Anecdotenliebhaberei ein, welche die Erholung seines Lebens war. Ich habe vertraute Briefe des Herrn von Talleyrand an den König in den Händen gehabt, die er während des Wiener Congresses an ihn geschrieben hatte. Sie enthalten hauptsächlich eine Sammlung von Anecdoten, zu denen der König noch mit eigner Hand einige kleine, besondere Züge über die Souveräne und andere bedeutende Personen hinzugefügt hatte. Ludwig XVIII. sah es nicht gern, wenn man ihm üble Nachrichten überbrachte. „Wozu sagt ihr

mir das, was ich doch nur zu bald erfahre? sagte er immer zu seinen vertrauten Ministern. Es giebt Leute genug, die mir dergleichen Nachrichten überbringen, und wäre es auch nur mein Bruder." Er liebte den Umgang mit bedeutenden Männern aus der Revolution, und hätte ihre Warnungen keineswegs verachtet, wenn sich nicht kurzsichtige Minister zwischen ihn und jene gestellt hätten.

In Allem, was zur Repräsentation gehört, war Ludwig XVIII. bewundernswürdig. Nie hat ein königliches Antlitz besser alle, von den Umständen gebotene Empfindungen gezeigt, Güte und Entrüstung, Muth und Würde. Seine Antworten an die Deputationen und auf Huldigungsreden waren immer im besten Styl. Er sprach um so besser, als er immer die Worte sowohl, als die Empfindungen berechnete, und mit einem Schein von Nachlässigkeit nie sich eine Nachlässigkeit erlaubte.[1]) Im J. 1814 gab es auch

---

1) Folgende kleine Anecdote beweist, wie wenig Aufmerksamkeit Ludwig XVIII. den officiellen Reden von Deputationen widmete. Herr Decazes war im J. 1814 Hofgerichtsrath, und beauftragt, als Mitglied der Deputation einer kleinen Stadt das Wort zu führen. In der Zeit seiner höchsten Gunst, im

nicht eine politische Person, die sich über Ludwig XVIII. zu beklagen gehabt hätte.

Se. K. Hoheit, Monsieur, Graf von Artois, hatte, seitdem er nicht mehr Reichsverweser war, auch wenig Antheil an den Geschäften genommen. Da derselbe sehr leidend war, hatte er sich nach Saint-Cloud zurückgezogen. Schon waren die beiden Brüder etwas kalt gegen einander. Ludwig XVIII. konnte es ihm nicht verzeihen, daß er sich der Regierung des Königreichs als Reichsverweser bemächtigt hatte, ohne diesen Titel vom König erhalten zu haben. Monsieur glaubte, man halte ihn zu fern von allen Regierungssachen. Auch gegen die Charte grollte er; denn da er sich als präsumtiven Thronerben betrachtete, so wollte er nicht begreifen, wie man so für alle Zeiten alle Prärogative der alten Monarchie aufgeben könne. Monsieur besaß einen überschwenglichen Royalismus, ohne die geringste Beimischung von constitutionellen

---

J. 1816, gab es Gelegenheit, den König zu fragen, ob er sich erinnere, ihn damals gesehen zu haben? „Mein Gott! nein, mein Kind, antwortete der König; Ihre Rede mag recht hübsch gewesen seyn, aber ich habe nicht darauf Achtung gegeben.“

Ideen. Seine Umgebung bestand aus aufbrausenden Royalisten, aus Männern, welche glaubten, die Restauration stehe auf ewig fest, weil sie in Paris einige weiße Fahnen umhergetragen hatten. Da noch Niemand die Charte beschworen hatte, so hoffte der Graf Artois, sie würde nichts weiter seyn, als eine provisorische Concession; und wunderbar, Se. K. Hoheit glaubte, der Restauration durch die Nationalgarde eine Stütze zu verschaffen, und deßhalb auch nahm er so eifrig den Titel eines Generalobersten an. Unter dem Orden der Lilien und anderen damals so reichlich vertheilten Symbolen lag die geheime Absicht, sich auf die Volksmacht zu stützen und der obersten Gewalt zu bemächtigen. Zu demselben Zwecke wurden im Süden alle Mittel aufgeboten.

Der Herzog von Angouleme kam aus den südlichen Provinzen zurück, die er durchreist, und wo er, seitdem er über die Pyrenäen nach Frankreich gekommen, geblieben war. Während seiner langen Reisen im Auslande hatte sich Se. K. Hoheit weder jene wahren, gründlichen Kenntnisse erworben, durch die Ludwig XVIII. sich auszeichnete, noch jenes anmuthige Benehmen des Grafen Artois. Mit einem engbegrenzten Verstande, mit dem Bewußtsein des

Rechten und Guten der Gewalt seiner Gefühle, oder einer fixen Idee leicht unterliegend, glaubte Se. K. Hoheit diesen Mangel höherer Eigenschaften durch eine unbedingte ritterthümliche Unterwürfigkeit unter den Willen des Königs, seines Onkels, oder seines Vaters zu ersetzen. Die Bewohner des Südens hatten den Herzog von Angouleme mit einstimmigem Freudenrufe empfangen; aber der Soldat bemerkte den gänzlichen Mangel aller militärischen Form, die ernsten Männer vermißten Kenntnisse und Geist, und ungern sahen die Frauen jene kalte, lebenslose Artigkeit, die den Sitten einer keuschen, strengen Welt angehört; aber nichts von den Aufwallungen des Gefühls und von jener Hingebung, welche sie auch an Männern, die ihnen gleichgültig sind, lieben.

Ihre K. Hoheit, die Herzogin von Angouleme, hatte den König nie verlassen. Ihre langen Leiden hatten ihr allgemeines Mitgefühl erworben. Der König zeigte sich gern öffentlich mit ihr, die er seine Antigone nannte. Im Schauspiel wurde jede Anspielung ergriffen. Mehrmals gab man die Oper Oedipus, und in einem solchen Augenblicke, den Ludwig XVIII. sehr wohl zu benutzen und zuweilen zu spielen wußte, schloß er Madame von Angouleme in

seine Arme, unter dem Beifalljauchzen des zum Erdrücken vollen Saals.

Die Journale waren unerschöpflich in Lobeserhebungen der Herzogin von Angouleme, die bald Engel der Güte, bald Tochter so vieler Könige, erhabenes Opfer, Waise des Tempels hieß. Die aber, welche J. K. Hoheit näher kennen lernten, bemerkten eine gewisse Härte des Ausdrucks, einen stolzen Blick, welchen die Royalisten wohl für Würde halten mochten, welcher aber nie bei dem Volke beliebt machen konnte. Kam man J. K. Hoheit mit dem melancholischen Gefühl entgegen, welches von einem großen Leiden erregt wird, so war man ganz erstaunt über ihre rauhe Stimme und ihren trocknen Ton, welche zu einer weichen Stimmung des Gemüths so wenig passen. Hierzu kam, daß das Volk aus manchem Blick, aus manchem unvorsichtigen Worte die Ueberzeugung gewann, die Herzogin könne das ihr widerfahrne Unglück noch nicht verzeihen, und leider war ihr hartes, oft unversöhnliches Betragen nicht geeignet, diesen Verdacht zu verscheuchen.

Es bedurfte aller Zauberfarben eines großen Schriftstellers und des tragischen Endes des Herzogs

von Berri, um irgend einiges Interesse für diesen Character zu erwecken. Der Herzog von Berri war tapfer, loyal und auffahrend. Er wollte sich zum Helden der Armee machen; aber durch ein unbegreifliches Unglück war von allen Prinzen gerade er derjenige, welcher die Armee am tiefsten verwundete. Napoleon hatte in seinem militärischen Zorn doch mit Ausnahme sehr seltener Fälle die Ehre der Officiere geachtet; wenn er nicht immer gerecht in seinen Gnadenbezeugungen, wie in seinen Strafen war, so stand er doch so hoch, daß der Soldat es dem großen Feldherrn verzieh. Aber welche schlechte Wirkungen mußte es erzeugen, wenn ein Prinz, den die alten Soldaten von Marengo und Austerlitz nicht kannten, die Epaulette beschimpfte, die sie sich auf so manchem Schlachtfeld erworben hatten! Ludwig XVIII. suchte die Fehler seines Neffen auf eine edle Weise wieder gut zu machen; aber ungeachtet seiner außerordentlichen Thätigkeit, seiner Revüen, seiner Fahnenweihen, blieb der Herzog von Berri bei der Armee und bei der Bonapartistischen Partei verhaßt, welche alle Fehler ergriff, und die oft nur zu gegründeten Beschwerden noch vergrößerte, indem sie die Erzählungen beklagenswerther Auftritte übertrieb.

Der Herzog von Berri liebte die Künste und das Vergnügen, und hätte sich sehr gut an die constitutionellen Formen gewöhnt, die ihm ein leichtes, zerstreuungsvolles Leben gestatteten, kleine Abendessen und Coulissenbesuche mit seinem alten und gefälligen Freund, dem Grafen von Nautouillet. Herr von Ferronays stand mit dem Herzog von Berri in weit ernsteren Freundschaftsverhältnissen. Se. Königliche Hoheit gab sich nicht die Mühe, eine Meinung zu haben; er war auf die Regierungsangelegenheiten ohne Einfluß.

Der Herzog von Orleans befand sich gerade in Sicilien, als die Restauration zu Stande kam. Als Schwiegersohn des dortigen regierenden Königs, war er im Besitz einer Apanage, welche er mit der ihn schon damals auszeichnenden Sparsamkeit benutzte. Der Himmel hatte ihm mehrere Kinder geschenkt, und mitten unter den politischen Stürmen führte man als Beispiel eines glücklichen, häuslichen Lebens diese Familie auf. Die verwittwete Herzogin von Orleans, eine tugendhafte, von Ludwig XVIII. hochgeachtete Fürstin, die die Versöhnung zwischen ihrem Sohne und dem ältesten Zweige der Bourbons befördert hatte, war noch am Leben. Prinzessin Adelaide von Orleans, von festem, entschlossenem Character, hatte ihrem Bru-

der als Führerin zur Seite gestanden, und ihn nicht verlassen, selbst nicht unter dem Zelt, als der junge Fürst noch Generaladjudant des General Dumouriez war. Der Herzog von Orleans landete nach der Restauration in Marseille, ohne Aufsehen durchreiste er Frankreich, und huldigte Ludwig XVIII., der seinerseits Alles vergaß, und ihn mit Wohlwollen empfing. Se. Majestät erlaubte dem Herzog von Orleans, nicht bloß nach Frankreich zurückzukehren, sondern er erhielt auch von ihm das Versprechen, ihm seine reiche Apanage vollkommen zurückzugeben. Alle diese Wohlthaten empfing der Herzog von Orleans mit inniger Dankbarkeit und Betheurungen tiefer Ergebung gegen den König und seine Familie. Der Herzog kehrte nun nach Sicilien zurück, um seine Gemahlin, seine Schwester und seine Kinder abzuholen.

Der Prinz von Condé und sein Sohn, der Herzog von Bourbon, Namen, an deren Erinnerung sich so viel Glanz und Ruhm knüpfen, waren mit allen Lächerlichkeiten der alten Ordnung umgeben. Der Prinz von Condé, ein ehrwürdiger Greis, stand unveränderlich in einem Kreise, in welchem sich Alles verändert hatte. Er lebte fern vom Hofe und hatte die Princi-

pien und Vorurtheile von Coblenz und der Emigration beibehalten. Er verachtete Ludwig XVIII., weil dieser erst bei der dritten oder vierten Emigration über den Rhein gegangen war, und jenen Eifer des Auswanderns, welcher den Adel nach dem 14. Juli 1789 ergriff, nicht getheilt hatte. Der Prinz von Condé nannte Ludwig XVIII. nicht anders, als Herrn von Provence. „Herr von Provence, sagte er immer, ist ein geistreicher Mann, ein Philosoph, aber falsch, wie ein Zahlpfennig.“ Ludwig XVIII. war der Widerwille des Prinzen von Condé wohl bekannt, erwiederte denselben aber nicht in vollem Maße, indem er geistreich sagte: „Zum Glanz meines Hauses bedarf ich dreier Condéscher Generationen, wie der Herr von Chateaubriand zum Colorit seiner royalistischen Broschüren.“ Der Herzog von Bourbon lebte bei seinem Vater, und etwas später mit Frau von Feucheres. Seine Weise war rauh, wie die eines reichen Landedelmannes. Der Tag begann bei ihm mit dem Bellen der Hunde, und endigte mit dem Jagdrufe der Hörner.

So war die königliche Familie der Bourbons, an welcher die Spottlust der Pariser sich üben konnte. Tracht, Benehmen, Alles hatte einen fremdartigen

Character, der anfangs die Neugierde, nachher die Witzeleien des Volks erweckte. Dieser Hof mit seiner Etikette der Messe, der Hofämter, die Begrüßungen, mit der Menge von Bischöfen und Almosenieren, welche die reichen Säle der Tuillerien in jeder Richtung durchkreuzten, wo der Adler noch in seiner Demüthigung unter der bescheidenen Lilie glänzte, alles das weckte sonderbare Gedanken, traurige und bedenkliche Zusammenstellungen. In dieser Hauptstadt der Zerstreuung und religiösen Gleichgültigkeit, suchte der Hof wieder die fromme Begeisterung der alten Zeit zu erwärmen. Die Processionen des Fronleichnams außer den Kirchen, die Polizeibefehle, daß die Vorderseite der Häuser mit Tapeten behängt, die Straßen mit Blumen bestreut werden mußten, die erneuerten Ceremonien des Gelübdes Ludwig XIII., die Anstalten zum Sühnopfer auf dem Platze Ludwig XV., wo die Royalisten, die daran nicht immer gedacht hatten, sich auf die Kniee warfen und Thränenströme vergossen, vorzüglich wenn die Prinzen vorübergingen; alle diese Schauspiele, alle diese neuen Gemüthsbewegungen erregten das Staunen, ja oft das boshafte Lächeln einer ungläubigen Bevölkerung und einer zum Denken gewöhnten Generation.

In den Departements war die Restauration der Bourbons keineswegs mit einer allgemeinen und gleichen Freude aufgenommen worden. Für den ganzen Süden war die Rückkehr Ludwigs XVIII. ein großes Fest. Von Bordeaux bis Marseille herrschte allgemeine Trunkenheit; die Lilien waren zum Sinnbild der Hoffnung und des Glücks geworden. Die Bewohner dieser Gegenden, die ein glühender Himmel immer zu excentrischen Ideen treibt, hatten das Unglück Napoleons verhöhnt. Das Leben des großen Feldherrn war auf der Durchreise zu Orgon von einer wüthenden Bevölkerung bedroht. Die Provence mit ihrer glühenden Phantasie war ganz den Bourbons ergeben. Die nämliche Begeisterung herrschte in Languedoc, obgleich die Protestanten einige Furcht vor katholischer Intoleranz zu erkennen gaben. Wie man sich von der Provence nach Norden zu der Alpenkette näherte, waren die Gesinnungen kühler. Die Departements der hohen und niedern Alpen athmeten in ihrer Armuth und in ihren Bergen eine hohe Liebe für Freiheit und Gefühle für den Ruhm der Nation. In Grenoble schlugen alle Herzen der dreifarbigen Fahne entgegen. In Lyon waren die Meinungen getheilt. Diese Stadt verdankte Napoleon größtentheils

ihre junge und glänzende Handelsexistenz. Für die Dynastie der Bourbons gestimmt war der Platz Bellecour. Weiter herauf in Bourgogne waren die Gemüther gleichgültig, im nördlichen Theil herrschte überall Begeisterung für die Erinnerungen des Kaiserreichs. Im Westen, in der Bretagne und der Vendee lagen noch die rauchenden Trümmer der Bürgerkriege, zwischen ihnen ein neues Geschlecht, Käufer von Nationalgütern, Anhänger der Revolution. Im Osten konnte der kriegerische Geist des Volkes die Drangsale der feindlichen Invasion und die Erniedrigung der Fahnen von Austerlitz nicht vergessen. In den Departements des Nordens mischten sich royalistische Gefühle mit jenem leidenden Gehorsam, welchen die Kaiserregierung ihnen eingeprägt hatte.

Dieß war der Zustand der Departements, wohin nun Commissäre, gewählt von dem Reichs-Verweser, abgingen. Diese verschiedenen Meinungen mußten mit großer Klugheit geleitet werden, um die neue Verwaltung in Gang zu bringen. Man mußte sich hüten, den Verdacht zu erregen, als wolle man die Formen der alten Zeit zurückrufen, der sich zu viele Interessen entgegenstemmten. Hier mußten die Commissäre der royalistischen Begeisterung, dem unüberleg-

ten Enthusiasmus des Volks Einhalt thun; dort mußten sie das Vertrauen wiederherstellen, die Wunden der Invasion heilen, und überall die Administration wieder in Ordnung bringen.

Aber fast keiner von allen Commissären war seiner Aufgabe gewachsen. Die einen waren, wie wir schon gesehen haben, alte royalistische Agenten. Sie konnten diese Eigenschaft nicht hinlänglich vergessen, und machten in den Departements eine völlige Gegenrevolution. Da sie mit unbeschränkter Vollmacht versehen waren, so setzten sie die Präfecten und Beamten ab, und besetzten ihre Stellen mit unfähigen Royalisten oder Händelmachern.

Andere, Anhänger des Kaiserthums, schienen durch ihren übertriebenen Eifer ihre Anhänglichkeit an Napoleon in Vergessenheit bringen zu wollen. Die besten Köpfe unter ihnen, z. B., Gilbert-Desvoisins, sprachen in ihren Proclamationen nur vom weißen Helmbusch, von unsrer heiligen Religion, und führten nur die Worte im Munde, deren sich damals die royalistische Partei gegen die Constitution bediente. Seitdem behaupteten einige, es seien ihnen in dieser Beziehung besondere Instructionen zugekom-

men, anfangs von Herrn Beugnot, dann vom Abbé de Montesquiou.

Uebrigens war ihre Stellung sehr schwierig. Sowie sie in ihrem Departement ankamen, so erfuhren sie, was bei jeder Veränderung eines Regierungssystems geschieht; es drängten sich eine Menge exaltirter Ankläger an sie, welche bald den Bonapartismus des einen Beamten, bald den Republicanismus des andern anzuzeigen hatten. Alle, welche sich im Besitz einträglicher Stellen befanden, sollten unter der Republik und dem Kaiserthume Greuel verübt haben. Die aber, welche an ihre Stelle zu kommen wünschten, wollten alle in der Vendee gedient, oder die Ehre gehabt haben, unter dem Herrn von Scépeaux oder von Bourmont zu chuanieren. An die hohen militärischen Beamten wagte man sich nicht, aber man entschädigte sich an den großen und kleinen Beamten im administrativen Fache. Die Inquisition erstreckte sich bis in die Tabacksmagazine und bis zu den Flurwächtern.

Die beiden großen Schwierigkeiten, mit welchen die außerordentlichen Commissäre in den Departements zu kämpfen hatten, waren erstens die Anforderungen der Emigrirten, die mit Gewalt wieder in den Besitz

der Nationalgüter gelangen wollten, und die Besorgnisse, welche dadurch bei den neuen Erwerbern erregt wurden; zweitens der Einfluß der Geistlichkeit, die ihre alten Vorrechte zurückforderte, und jene kleinlichen Händel erneuerte, welche bei weitem mehr, als die großen Bewegungen selbst ermüdeten. Wenn es in Paris wegen der ungeheuren Bevölkerung möglich war, der religiösen Oberaufsicht zu entwischen, so verhielt sich dieß ganz anders in den Provinzen, wo sich der Clerus durch engherzige Plakereien entschädigte.

Die außerordentlichen Commissäre thaten wenig zu Entfernung der Ursachen dieser Beunruhigung in den Provinzen, die meisten wurden durch eigenes Interesse und alte Gewohnheit bestimmt, den Adel und die Geistlichkeit zu begünstigen. Wer konnte es auch einem Jules de Polignac zumuthen, sich solchen Anmaßungen zu widersetzen? wie konnte man seinen Händen den Auftrag anvertrauen, die alte Ordnung zurückzuweisen? Andere wollten sich bei der neuen Restauration ihre Spornen verdienen.

Im Ganzen erzeugte die Anwesenheit der außerordentlichen Commissäre viel Unglück, und wirkte sehr wenig Gutes. Sie zerstörten die Verwaltung des Kaiserthums, schufen aber keine neue, kräftige und Schutz

gewährende. Folgendes war die politische und militärische Organisation der Departements. Es gab Generalgouverneurs der Militärdivisionen (für mehrere Departements), Commandanten (der einzelnen Departements) die fast alle aus der alten Armee genommen waren. Unter ihnen die bewaffnete Macht. Die Civilobrigkeit war sehr modificirt, viele Präfecturen waren neu besetzt worden. Die Stellen im Innern waren der Aemtersucht der Royalisten preisgegeben, so daß die Armee, die Verfügungen über die Truppen den Generälen des Kaiserthums verblieben, mit ihren Erinnerungen an Napoleon, während eine unfähige Civiladministration Unzufriedenheit erregte und den Plänen der Unruhstifter zu Statten kam.

(Die Fortsetzung folgt.)

5.

Miscellen.

I.

Neue Aussichten.

In einem mit vieler Einsicht geschriebenen Aufsatze [1]) über die Mittel, den unbeschäftigten und dar-

1) Revue britannique T. VII. N. 14.

benden Massen in Frankreich, namentlich in Paris, Arbeit zu verschaffen, und dadurch den Geist der Beunruhigung zu beschwichtigen, welcher durch das augenblickliche Bedürfniß geweckt, durch unfreiwilligen Müssiggang unterhalten und durch die Sorge für die Zukunft zum gewaltsamen Durchbrechen der Schranken verleitet wird, welche zunächst der freiern Bewegung entgegenstehen, kommen mancherlei interessante Bemerkungen vor, welche von mehr als einer Seite zum Nachdenken Stoff genug geben könnten, wenn das Nachdenken überhaupt eine beliebte Sache wäre. Man könnte unter andern aus jenen Bemerkungen lernen, daß die Juliusrevolution in Frankreich wohl noch andere materiellere Ursachen haben möchte, als das Mißfallen an den königlichen Ordonanzen, und daß das jetzige Uebelbefinden schwerlich als eine bloße Folge des Ausbruchs betrachtet werden darf, sondern als das Fortwirken derselben Ursachen, welche eben jenen Ausbruch selbst herbeiführten. Alle diese Ereignisse lassen sich von zwei Seiten aus betrachten, von der rechtlich-moralischen und von der physischen, und wenn auch jene die höhere ist, so ist doch diese die dringendere, indem es bei dem Spannen des Bogens nicht auf das Recht ankommt, wie stark er gebogen

werden darf, sondern darauf, wo man nachlassen muß, wenn er nicht brechen soll.

Es ist nun viel die Rede davon, wie blühend und ruhig Frankreich unter der Regierung Ludwigs XVIII. und Carls X. gewesen sei. Es ist wahr, der Hof verzehrte viel, und die 1000 Millionen Francs, welche Minister Villèle den Emigrirten gab, haben viel Geld in Umlauf gebracht, und das heillose Spiel am Farotische des Europäischen Papierhandels außerordentlich belebt. Aber die Regierung lebte im Innern nur von dem Nachlaß Napoleons und gewissermaßen sogar Ludwigs XIV., und weit entfernt die Unternehmungen fortzusetzen, wodurch diese das gewerbthätige Leben der Nation zu fördern strebten, ließ sie auch das noch verfallen, was von den Werken jener thätigen Regenten übrig geblieben war. Zweierlei steht unter Allem, was eine Regierung für das Wohl des Volkes thun kann, obenan. Das Erste sind die Schulen, welche aber nur die höhere geistige Thätigkeit beleben, und daher auch von Napoleon nicht sonderlich begünstigt wurden, und das Zweite die Landstraßen, welche die Orte einander nähern, und das fruchtbarste Mittel sind, die Kräfte zu sparen und zu vervielfältigen. Beide hat die Restauration ganz

verfallen lassen. Frankreich steht in Ansehung der Landschulen, sowie der gelehrten Schulen, unendlich weit hinter Deutschland zurück, und die Revolution von 1830 würde schon dadurch vieles gut machen können, wenn sie zu Verbesserung der Volksschulen etwas zu thun vermöchte.

Aber in Ansehung des zweiten Punctes sind es nicht bloß gewöhnliche Kunststraßen, sondern Eisenbahnen, was unser Verf. verlangt, theils um die ganz daniederliegenden Eisenhütten und Hammerwerke wieder zu beleben, theils und vornehmlich, um dem innern Verkehr einen neuen Schwung zu geben. Auf Eisenbahnen würde man von Paris in 14 Stunden nach Lyon, und in 24 Stunden nach Marseille kommen können, und nicht einmal die Zeit auf dem Wege verlieren, weil die Bewegung so sanft ist, daß man lesen und schlafen kann, wie man Lust hat. Der Waarentransport würde zwischen Paris und Marseille drei Tage erfordern, aber von allen Störungen befreit seyn, welche der Frost auch in Frankreich so oft dem Transport auf den Canälen in den Weg legt.

Aber, fügt der Verfasser hinzu, und das ist es, was wir neue Aussichten nennen, vielleicht stehen wir

an der Schwelle eines noch ganz andern Umschwunges des menschlichen Weltverkehrs. „Männer, deren Name das höchste Vertrauen einflößt, und welche zu viel Rechtschaffenheit besitzen, als daß sie andere, und zu viel Kenntnisse, als daß sie sich selbst täuschen könnten, versichern, daß es ihnen gelungen sei, die große Aufgabe der Lenkung der aerostatischen Maschinen zu lösen. In der That, die kühnste Phantasie ist nicht im Stande, die unermeßlichen Folgen zu berechnen, welche eine solche Erfindung nach sich ziehen würde, welche der Erfindung des Compasses, des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst an die Seite zu setzen seyn würde. Das Erste würde seyn, alle Zollanstalten fast unmöglich zu machen!“ — Die größten Entfernungen würden fast verschwinden, und gar vieles eine völlig veränderte Gestalt annehmen müssen. Viele werden ungläubig lächeln, und es ist wohl möglich, daß die Nachricht jetzt noch eine voreilige ist. Aber soviel ist gewiß, das jenes Ereigniß über kurz oder lang dennoch eintritt, und die Erfindung gemacht werden wird, wenn sie auch jetzt noch wirklich nicht gemacht seyn sollte.

II.

Elemente der Volksaufstände zu Paris (Revue Brittannique. VII. 14. aus polizeiamtlichen Notizen).

Eine statistische Berechnung der Massen, welche bei einem Volksaufstande in Paris in Bewegung gebracht werden können, liefert folgende Resultate. Diese Massen zerfallen in mehrere Classen:

1) Eine sehr kleine Zahl politischer Flüchtlinge aus mehrern Ländern Europas;
2) Leute, welche in den Juliustagen gekämpft haben, und unzufrieden geworden sind;
3) Studirende, welche von der Wärme und den Illusionen der Jugend hingerissen werden;
4) Menschen, welche die Unruhe und Unordnung als ihr natürliches Element betrachten, weil sie von Verbrechen leben;
5) Unbeschäftigte Arbeiter.

Der ersten fanden sich in Paris zu Ende des Jahres 1830 weit weniger, als man glauben sollte, nämlich etwas über 400, und zwar 146 Italiener, 140 Spanier, 114 Portugiesen, 15 Polen = 415, von welchen nur 60 Italiener Unterstützung von der Regierung erhielten. Man kann im Ganzen annehmen, daß ihnen, weil sie selbst sich als Märtyrer ei-

nes mißlungenen politischen Strebens betrachten, die friedliche Haltung der Regierung nicht angenehm ist. Aber doch leben die Meisten in großer Stille, und enthalten sich aller Theilnahme an Volksbewegungen, weil sie fürchten müssen, ihre letzte Zuflucht auf das Spiel zu setzen.

Unter den Kämpfern vom Julius 1830 sind viele unzufrieden geworden, weil sie ihre Verdienste nicht anerkannt und belohnt glauben. Ihre Hoffnungen auf Anstellung sind bisher unerfüllt geblieben, und sie möchten wohl der Sache wieder einen neuen Schwung zu geben suchen. Ihre Zahl wird auf 2300 — 3000 angeschlagen.

Der Studirenden der Medicin und Jurisprudenz sind etwa 4000. Davon haben höchstens 4 — 500 an Volksaufläufen Theil genommen. Väterliche Maßregeln, Vorstellungen, Belehrungen werden hier mehr ausrichten, als Strenge, die noch mehrere zu einem ehrgeizigen Widerstreben hinreißen könnte.

Die größte Aufmerksamkeit verdiente die große Zahl unglücklicher und verdorbener Menschen, welche in der Hauptstadt zusammenströmen und kein anderes Erwerbsmittel haben, als die niedrigste Unsittlichkeit, Betrug und Diebstahl. Ihre Zahl (männlichen Ge-

schlechts) soll ungefähr zu 7000 angenommen werden müssen (welches uns sehr gering scheint), und für sie wäre das Zweckmäßigste, eine Strafcolonie in Algier zu gründen. Die Errichtung von Colonialbataillons, wobei nach Ablauf der Dienstzeit ein gewisses Grundeigenthum zugesichert würde, könnte 3 — 4000 dieser Leute aus Paris entfernen, und wenigstens einen Theil von ihnen zu rechtlichen und nützlichen Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft machen. Für Frankreich würde Algier weit vortheilhafter seyn, als Botanybai für England, indem der Transport nach Algier für den Kopf nur 75 Fr. kostet, nach Botanybai 400.

Endlich berechnet sich die Zahl der unbeschäftigten Arbeiter in Paris auf etwas mehr, als 38,000, worunter 7 — 8000 Fremde sind. Sie haben bis jetzt von dem Versetzen und Verkaufen ihrer Möbeln, selbst der Betten gelebt; allein diese traurigen und schwachen Mittel gehen zu Ende. Etwas hat ihnen die Uniformirung der Nationalgarde geholfen, indem diese für die 100,000 Mann in der Stadt und der Bannmeile von Paris nicht weniger als 30 Millionen und mit den für die Departemente in Paris gefertigten Uniformen über 60 Millionen in Umlauf gebracht hat, aber auch dieß ist wieder zu Ende. Die

Equipirung der Armee hat ebenfalls nur eine vorübergehende Beschäftigung verschafft, und alle Sorgen der Regierung müssen also darauf gerichtet seyn, Arbeit für diese Leute ausfindig zu machen, welches das wirksamste Mittel ist, Zufriedenheit unter ihnen zu verbreiten.

III.

Geschichte des teutschen Volkes von Heinrich Luden VI. Band 1831.

Das müssen wir uns nun von dem berühmten Verfasser einmal gefallen lassen, Teutsche, nicht Deutsche zu seyn, wie wir nach unsern Sprachlehrern eigentlich seyn sollten, und können es auch wohl leichter hinnehmen, als daß unsere Slavischen Nachbaren uns gar Stumme (Niemetzki) nennen. Nun gewiß, so lange wir noch Männer von solchem Geist und solcher Kraft der Rede, wie Luden, unter uns haben, werden wir ungeachtet aller Bemühungen, welche angewendet werden, uns stumm zu machen, noch nicht dazu werden. In diesem Bande führt uns der Verfasser durch einen trüben Theil unserer Geschichte, die Mühen und Fehler der letzten Carolinger; Schuld und Strafe eines zu Grunde gehenden Ge-

schlechts. Er beginnt mit dem Theilungsvertrage zu Verdun 843, mit den vergeblichen Bemühungen der Könige, brüderliche Eintracht, die in den Herzen fehlte, durch Wort und Eid festzuhalten. Der Vertrag von Mersen (851) zwischen den Brüdern Lothar, Ludwig und Carl erinnert an neuere Zeit. Sie wollen nur den Willen Gottes und des Heilandes als Gesetz anerkennen, nur was zur Herstellung der heiligen Kirche, zur Befestigung des Reiches, zur Erhaltung der königlichen Würde und des Friedens im Volke gereicht. Sie wollen vereint seyn unter sich, mit ihren Getreuen, die Getreuen unter einander, Alle mit Gott! Drei Jahre hielten sie sich auch in der That ohne offene Fehde.

Es sind aber nicht bloß die Fehler der Herrscher, ihre häuslichen Zwiste und Zerrüttungen, sondern auch die Schmach und Noth der Völker, was das Bild verdüstert. Die Freiheit der kleinen Gutsbesitzer war schon fast überall vernichtet; die letzten Versuche der Sachsen, ihr altes Recht gegen die (fremden) Landherren zu behaupten, von Ludwig dem Deutschen blutig unterdrückt. Man braucht nicht mehr zu fragen, warum keine Kraft mehr vorhanden war gegen die gierigen und grausamen Räuber des Nordens, gegen

Slaven und Ungarn. Nur im östlichen Sachsen hielten sich die Reste einer gemeinen Freiheit, welche Heinrich I. noch klug und glücklich gegen die Ungarn benutzte. Auch die Friesen waren freie Leute auf ihren Hufen geblieben; sie traten zusammen und schlugen die Normannen so derb zurück, daß sie das Wiederkommen für immer vergessen haben. (S. 195.)

Selbst das irdische Leben verliert das entartete Geschlecht vor der Zeit; die geringe körperliche und geistige Kraft wird von dem Drange der Zeit bald aufgerieben. Der letzte des Stammes, vom Geschick gleichsam zum Hohn noch einmal an die Spitze aller Carlingischen Reiche berufen, hebt nicht das Schwert auf, seine Kronen zu vertheidigen; er giebt sie geduldig hin, bittend nur um die Nothwendigkeiten des Lebens.

Erst gegen Ende des Zeitraums, welcher in diesem Bande dargestellt ist (843 — 950), geht wieder eine hellere Sonne über das Vaterland auf. Heinrich I. ist der Held dieser Zeit und von dem Verfasser mit sichtbarer Vorliebe behandelt. Er bestieg in der vollen Reife männlicher Kraft, im 44. Jahre, den königlichen Thron; er nöthigte die widerstrebenden Herzöge von Baiern und Schwaben zur Eintracht; er stiftete in seinem eigenen Erblande Ordnung, und lehrte seine Sachsen, den Kampf gegen die wilden Horden der Ungarn mit Erfolg zu bestehen. Na-

türlich ist hier auch die Rede von der vielbesproche-
nen Gründung der Städte. Uns scheint es, als ob
diese Erzählung nur auf einem Mißverständnisse be-
ruhe, und daß dabei gar nicht an Städte in dem heu-
tigen Sinne gedacht werden dürfe, dergleichen auch
längst vor Heinrich in Sachsen waren. Sondern
Heinrichs Werk bestand wohl in der Anwendung ei-
ner uralten Sächsischen Einrichtung auf die östlichen
Gegenden, nämlich in dem Verbinden einzelner
zerstreuter Höfe und ihrer kriegspflichtigen Besitzer
(agrarii milites) zu einem Ganzen, mit einem be-
festigten Hauptort (urbs), in welchem sie im Frieden
ihre Zusammenkünfte, Gerichte und Schmäuse hiel-
ten, den dritten Theil der Ernte verwahrten, und bei
den Streifzügen der Ungarn Schutz fanden. Darum
durften sie aber auch außer der gemeinschaftlichen Burg
keine andere ummauerte Orte haben. Wir finden
diese Einrichtung fortdauernd in den Sächsischen Burg-
warden (municipia), aus welchen später zum Theil
Aemter gebildet worden sind.

Von Otto I. werden nur die ersten Thaten
erzählt. Sein Zug nach Italien, sein Werben um
die Kaiserkrone und um die schöne, geistreiche Adelheid
von Burgund ist dem folgenden Bande vorbehalten.
Möge uns der Verfasser bald mit der Schilderung
dieser „neuen Kette von Begebenheiten, welche sich
durchziehen durch Jahrhunderte, und von unermeßli-
chem Einflusse auf das Leben des Deutschen Volkes
gewesen sind,“ erfreuen!

IV.

Kosten des Kriegsstandes in Europa.

Seit dem Jahre 1830 befindet sich Europa in einem Zustande, in welchem alle Continentalmächte für nöthig gehalten haben, ihre Kriegsanstalten zu vermehren, und auf einen wirklichen Krieg schlagfertig zu seyn, und nur England hat seine Landmacht von 102,000 Mann auf 89,000 vermindert. Eine statistische Tabelle, welche in der Revue Brittannique (VII. N. 15.) mitgetheilt wird, giebt die Gesammtzahl der Europäischen Bewaffnung in dem Jahre 1826 auf 2,351,122 und im Jahre 1831 auf 2,977,958 Mann an, wovon freilich nur ein Theil wirklich unter dem Gewehre stand, aber doch auch im Jahre 1831 viel weniger beurlaubt waren, als im J. 1826. Nähme man nun an, daß im Durchschnitt die Arbeit eines Mannes täglich 8 Groschen (36 kr.) werth wäre, so würde diese Bewaffnung den Völkern Europas täglich beinah 1 Million Thaler (1,800,000 Gulden) kosten; und wenn auch davon ein großer Theil abgezogen werden müßte, weil nicht die ganze Zahl, (und in manchen Staaten nur die Hälfte und noch weniger) unter den Waffen steht, so kommen doch wieder die Kosten des Materials, der Pferde, der Artillerie, der Festungen hinzu. Auch ist die Zahl der Officiere in der Regel stets voll, und das beträgt mehr, als durch die Beurlaubung der Gemeinen gewonnen werden kann. Die Erhöhung des Bewaffnungsstandes im J. 1831 ist der Zahl nach etwa 600,000 Mann, aber in der Wirklichkeit viel größer, eben weil viele Beurlaubte zum wirklichen Dienst einberufen worden sind, und die Kosten, welche diese Rüstung und

anhaltende Bereitschaft den ohnehin schon übermäßig belasteten Völkern auflegt, sind in der That unermeßlich.

Die Folgen zeigen sich auch in den Anleihen, welche bis zu Ende des Jahres 1831 gemacht worden sind, und die im Ganzen über 200 Millionen Thaler betragen haben, (nämlich: Holland 75 Millionen, Oesterreich 50 Mill., Frankreich 140 Mill. Fr., Rußland 20 Mill., Belgien 6 Mill., Sardinien 6 Mill., Kirchenstaat 4 Mill., u. s. w.) Aber diese Anleihen sind wieder nur ein Beitrag zu dem außerordentlichen Aufwand des Kriegsstandes. Denn in Frankreich z. B. sind dazu noch verwendet worden, 1) ausgegebene Kassenscheine 160 Millionen; 2) Zuschlag auf die Grundsteuer 46 Mill.; 3) außerordentliche Holzschläge in den Staatswaldungen 50 Mill. = 256 Mill. also kostete die Vorbereitung zum Krieg Frankreich allein 416 Millionen! In andern Ländern wird dieß verhältnißmäßig nicht geringer gewesen seyn.

Aber ob man gleich wohl annehmen kann, daß die außerordentlichen Ausgaben, welche die übrigen Europäischen Staaten ihren Unterthanen aufzulegen genöthigt waren, in den letzten 18 Monaten wenigstens 300 Millionen Thaler betragen haben, so ist doch auch dieß nur der geringste Theil der unermeßlichen Verluste und Nachtheile, welche Europa erleidet. Der noch viel größere bestehet in der Ungewißheit und der Furcht, welche das bürgerliche Verkehr bedrückt, und in einigen Zweigen fast vernichtet. Die allgemeine Klage ist, daß Alles danieder liegt und stockt, und diese Klage ist sehr leicht zu erklären und als gegründet zu beweisen, wenn nicht eben ihre Allgemeinheit jeden Beweis unnöthig machte. Niemand vertrauet der nächsten Zukunft; Jedermann beschränkt

sich auf das unentbehrlichste Bedürfniß des Lebens; jeder sucht baares Geld für unvermuthete Fälle zurückzuhalten; der Gewerbscredit ist vernichtet; Ausstände und Forderungen, selbst die laufenden des Gewerbstandes, gehen schwer ein. Die Zahl der unbeschäftigten Arbeiter wird immer größer, und noch größer die Menge derer, welche ohne ausreichenden Lohn arbeiten müssen, und deren Lohn durch die Bedrängnisse der Zeit verkümmert wird.

Wohin wird Alles dieß führen, wenn nicht bald geholfen wird, und nun noch die Furcht vor neuen Einrichtungen im Steuerwesen, deren Wirkung auf das innere Volksleben man noch nicht kennt, und vor Naturübeln hinzukommt. Und man fragt noch, was die Völker in Bewegung setzt, was sie antreibt, selbst in den gewaltsamsten Mitteln und auf verkehrtem Wege einige Verbesserung ihres eingepreßten Zustandes zu suchen? Gewiß die Verantwortung für alle diejenigen, welche zu Verlängerung dieses Zustandes beitragen, sei es durch Hinhalten der Entscheidung über die Frage, von welcher der Frieden Europas zunächst abhängt, sei es durch Verweigerung gerechter Wünsche der Völker und Vermehren ihrer Lasten, sei es durch vorsätzliche Aufregung der Völker zu innern Unruhen, ist sehr groß. Und sehr ungerecht ist der Spott über das Bestreben des Ministers Perier, eine allgemeine Entwaffnung Europas zu Stande bringen; denn dadurch, daß ein solches Unternehmen scheitert an Hindernissen, welche weder physisch, noch moralisch nothwendig sind, wird ihm von seiner Verdienstlichkeit nichts entnommen.

Anzeige.

Bericht
über den Stand und Fortgang
der
Geschichte
der europäischen Staaten.

Herausgegeben
von
A. H. L. Heeren und F. A. Ukert.

Daß dieses Werk ein wahres Bedürfniß unsrer Zeit befriedige, hat sich allgemein ausgesprochen: Geschäftsmänner in den verschiedensten Kreisen gebrauchen es; Geschichtsliebhaber lesen's mit Belehrung und die Historiker finden darin erhellende Zusammenstellungen, denen gründliche Forschungen unterliegen.

In ganz Deutschland hat die europäische Staaten-Geschichte bedeutenden Eingang gefunden, auch ist man bereits im Auslande darauf aufmerksam geworden. Das Interesse dafür steigt, so wie durch Erscheinen neuer Abtheilungen der innere Werth der Arbeiten mehr erkannt, die Sorgfalt der Herausgeber mehr bemerkt wird, und so wie die Sicherheit zunimmt, daß der Verleger im Stande sei, seine Zusagen zu erfüllen.

An der Zeit ist's, jetzt eine Uebersicht vom Stande des Werkes zu geben. Die erschienenen sechs Lieferungen enthalten:

Geschichte von Italien, von Prof. Leo in Halle. 5 Theile: womit vollständig.

Geschichte der Teutschen, von D. Pfister in Stuttgart. 1 — 3. Theil.

Geschichte von Sachsen, von Prof. Böttiger in Erlangen. 2 Theile: womit vollständig.

Geschichte des preußischen Staats, von Prof. Stenzel in Breslau. 1. Theil,

Geschichte von Spanien, von D. Lembke in Göttingen. 1. Theil.

Geschichte der Niederlande, von Prof. van Kampen in Amsterdam. 1. Theil.

Im Jahre 1832 wird erscheinen:

Geschichte der Teutschen. 4. Theil: womit vollständig.

Geschichte der Niederlande. 2. Theil: womit vollständig.

Geschichte von Spanien. 2. Theil.

Geschichte von Schweden, von Prof. Geijer in Upsala. 2 Teile; vollständig.

Demnächst wird folgen:

Geschichte Spaniens (Schluß), — Rußlands, Frankreichs.

Ununterbrochen werden Fortsetzungen von vier bis sechs Bänden jedes Jahr geliefert werden können.

Sollte mancher Leser den Wunsch hegen, daß diese oder jene Geschichte früher erschienen wäre oder erscheinen möge, als einige der obenangeführten, oder daß dem ersten Bande die andern schneller folgten; dann bittet der Verleger, mit Billigkeit zu erwägen, daß, um der wissenschaftlichen Gründlichkeit nichts zu vergeben, die Wahl der Historiker Schwierigkeiten hat, und diejenigen, welche die Ausarbeitungen übernahmen, nicht gedrängt werden konnten; daß Krankheiten, Vertauschungen des Wohnorts, vermehrte Geschäfte, politische Umwälzungen u. s. w. Hindernisse in den Weg legten, und daß mehrere Mitarbeiter der Tod überraschte, ehe sie das versprochene Werk vollendet hatten.

Noch werde erwähnt, daß jetzt schon Bedacht genommen wird, ausführliche Register beizugeben, die den Gebrauch des Werkes, besonders Geschäftsmännern, erst recht dienlich machen.

Der bisherige Subscriptionspreis: 24 Bogen zu 1 Thlr. 6 Gr., bleibt fortdauernd.

Im December 1831.

Friedrich Perthes von Hamburg.

1.

Geschichte der Restauration von Decazes.

(Fortsetzung.)

Die periodische Presse. Die Parteien und die Regierung. Juni bis December 1814.

Das Gesetz, wodurch die Censur wieder eingeführt wurde, hatte doch den öffentlichen Geist nicht erstickt. Wenn ein Bedürfniß der Freiheit tief gefühlt wird, so bricht es durch alle Hinderungen hindurch. Der Gedanke ist so erfinderisch, er kleidet sich in so mannichfaltige Formen, und die Französische Sprache ist so reich an Ausdrücken, feinen Wendungen, daß sie dem aufmerksamsten Beobachter entschlüpfen! Durch eine königliche Ordonnanz wurde ein Ober-Censurcollegium organisirt. Man fand darin die Namen der Herren Auger, von Barentin, Bernardi, Campenon, Clavier, Dampmartin, Delacroix-Frainville, Delasalle Deleuze, Delvincourt, Desrenaudes, Frayssinous, Guizot, Charles Lacretelle, le Graverend, Lemontey, Quatremère von Quincy, Sylvestre de Sacy, Vanderbourg,

Die Honorarcensoren waren die Herren Guard, Bossu, Hardouin, Bosquillon, Teissier, Cadet Devaux, Mauduit, Raup von Baptestin von Moulières, Mentelle, Coupé, Robin Pilleni, Sauvo, Johanneau, Salgues, Artaud, Daorigny, Tabaraud, Malherbe, Demaue, Cohen.

Es war augenscheinlich, daß der Abbé von Montesquiou, indem er die Censur so großartig einrichtete und so berühmte Gelehrte dazu berief, die Absicht hatte, sie zu Ehren zu bringen und, so zu sagen, eine Institution aus ihr zu machen. Der sonderbare Titel von Honorarcensoren, den man in der Ordonnanz eingeführt hatte, bewies, daß der Minister dabei den Zweck einer festen bleibenden Gründung vor Augen hatte. In der Wirklichkeit war die Aufsicht in den Händen zweier oder dreier Büreauarbeiter, welche gar nichts von jenem instinctartigen Scharfsinn hatten, vermöge dessen man die gefährlichen Artikel herausfühlt. Von diesem Büreau sollte nun die ganze periodische Presse abhängig seyn.

Ich weiß nicht, ob man durch Milde der Censur Verehrer verschaffen wollte, oder ob es Ungeschicklichkeit, Nachlässigkeit, oder gar böser Wille der Censoren war, genug, nie war eine Aufsicht blinder, nach-

sichtiger oder ungeschickter. Der erste Nachtheil der Censur ist, daß sie die Regierung in den Augen des Landes und Europas verantwortlich macht für Alles, was geschrieben und gedruckt wird, und dieß war auch eine der Waffen, welche man gegen die Restauration von 1814 benutzte.

Die periodische Presse hatte mehrere Organe, und die verschiedenen Parteien sammelten sich auch um verschiedene Journale, wie um ihre Banner. Die Restauration, als großes, sociales Factum, als Verwirklichung der Ideen von Legitimität und Freiheit hatte das Journal des Débats. Darin hatte man mit Nachdruck und Talent die Freiheit der Presse vertheidigt, und eine Reihe von Artikeln des Herrn Dussault hatte die Vortheile dieses köstlichen Rechts der Gedankenfreiheit auseinandergesetzt. Der alte und glänzende Ruhm seiner Redacteurs, die Theilnahme des Herrn von Chateaubriand gaben dem Journal des Débats eine große Macht der Meinung; es hatte der Restauration ungeheuere Dienste geleistet. Aber einige unkluge von ungeschickten Freunden gelieferte Artikel hatten bei den Käufern der Nationalgüter Besorgnisse rege gemacht.

Die Quotidienne erschien wieder mit ihrem

Lilien, und ihrer am 18. Fructidor geschlagenen Redaction. Einige geistreich redigirte Blätter, aus denen sich später der Rôdeur bildete, leidenschaftliche Artikel gegen die Revolutionäre, ein gewisser Haß der Institutionen und neuen Männer, und vor allem eine weinerliche Politik mit ihren Trauerfesten hatten diesem Blatte eine bedeutende Menge alter Abonnenten der Gazette zugezogen, von der sie ein losgetrennter Zweig war. In der royalistischen Partei war sie durch ihre groben Injurien gegen Herrn Mehée Latouche zu einigem Ansehen gekommen, aber auch in einen Proceß bei der Strafpolizei verwickelt worden. Ihre wesentlichste Bestimmung war, Thränen zu vergiessen, am 21. Januar und am 14. October, für die Chouans, die Priester der Abtei, die Schlachtopfer von Quiberon, die Vendeer und das Lager von Jalès. Nach der Quotidienne hätte sich ganz Frankreich in Trauer hüllen müssen, und nur am Frohnleichnamstage hätte man etwa die Trauer ablegen dürfen. Später gestand ihr royalistischer und eifriger Gründer, daß ihm ein Königsmörder des Convents seine besten Artikel geliefert habe.

Die Gazette de France, dieses ehrwürdige Journal der alten Zeit, hatte allen Regierungen angehört.

Einer ihrer alten Redactoren, der mitten im Wechsel des Schicksals unbewegliche Herr Stevenin, erzählte gern, wie er zuerst seine Befehle von Herrn von Sartines, dann von Herrn von Montmorin und von Herrn Rolland empfangen habe; später von der Comité der Zwölfe; von Vergniaud, Guadet, Barbaroux, der während des Mittagsessens, unter zierlichen Frauen und Becherklang voll Weins von Ai, die Sitzungen des Convents dictirte, dann von Robespierre, von Barras, und wie er es endlich durch seine Beharrlichkeit und Gewandtheit dahin gebracht habe, sich bei Fouché sehr beliebt zu machen, der ihm die neuesten Nachrichten mitgetheilt habe. Die Gazette war das Eigenthum einzelner Individuen, hatte sich aber dem Ministerium der Restauration, und überhaupt einem jeden Ministerium, ergeben, was ihren Artikeln mehr Gewicht verlieh, welche alle, so wie die der Quotidienne, Liebe zur alten Zeit, und eine heftige Begierde athmeten, die Aeltlichkeiten der absoluten Gewalt wieder aufleben zu sehen.

Vom Journal Royal und mehreren andern, in einem noch einseitigern System geschriebenen Blättern wollen wir schweigen. Die royalistische Presse versetzte alle Gemüther in Unruhe durch ihre unklu-

gen Abhandlungen gegen die Conventionellen, gegen die Nationalgüter, durch ihre Bewunderung für die Emigrirten, für die katholischen Feste, durch ihre intoleranten Lehren, durch ihre Betrübniß über den Verlust der Feudal-Rechte, und über den Untergang der Gewohnheiten der guten Zeit. Da alle diese Artikel von der Censur gebilligt wurden, da es vom Ministerium abhing, diese Abhandlungen zu unterdrücken, und dieß nicht geschah, so schloß man daraus, daß die Regierung sie selbst veranlasse, und die Absicht hege, später oder früher alle jene Hoffnungen zu verwirklichen.

Die beiden Hauptorgane der *liberalen* Opposition waren le Censeur européen und le Nain jaune. Das eine ernst und streng, wie seine Redactoren Comte und Dunoyer, das andere leicht und populär. Das erste handelte die Gegenstände in einem gewissen hohen Tone ab, aber gewöhnlich in unbeholfner, nicht sehr anziehender Form. Geistvoll richtete das andere seine Angriffe gegen die Lächerlichkeiten der alten Ordnung, und entschlüpfte durch witzige Anspielungen der Strenge einer etwas einfältigen Censur.

Treffend ähnliche Bilder, Allen gleich erkennbare

Carricaturen, setzten die flache Gesellschaft, welche stark hervortretende Zeichnungen liebt, in Bewegung. In dem Censeur européen sprach sich die Meinung derer aus, welche der Revolution ergeben, zwar Mißtrauen gegen die königliche Regierung hegten, aber nicht gegen dieselbe conspirirten.

Le Nain jaune hatte keine bestimmten Verpflichtungen, Bonapartisten und Patrioten vereinigten sich in ihm, um die Regierung der Bourbons mit allen Mitteln anzugreifen, welche bei der Censur nur möglich waren. Es war ein Krieg gegen das Bestehende, mit Vorbehalt, nach dem Siege sich von einander zu trennen.

Einige alte Schriftsteller des Kaiserreichs hatten ihre Zuflucht zum Journal de Paris genommen, und suchten, sich mit vieler Feinheit unter der Censur durchzuschleichen. Das Journal de Paris vereinigte viel schöne Talente, die Herrn Jay, Etienne, Jouy.[1])

Außer dieser Tages- oder periodischen Presse erhielten lebhafte und witzige Pamphlets das Publicum in beständiger Aufregung. Drei dieser Schrif-

1) Sie arbeiteten auch für den Nain jaune.

ten brachten unter der Restauration eine ungeheure Wirkung hervor: 1) Carnots Aufsatz an den König; 2) der Brief des Herrn Felix Lepelletier, über den Eid der Maires; 3) die Schrift des Herrn Méhée Latouche.

General Carnot, der sich durch seine Vertheidigung von Antwerpen berühmt gemacht, hatte sich seit seiner Unterwerfung unter die provisorische Regierung von allen öffentlichen Geschäften gänzlich zurückgezogen. Er lebte in der strengsten Zurückgezogenheit, als die Gebrüder Béchet die Denkschrift des Grafen Carnot an Se. Majestät Ludwig XVIII. zum Verkaufe ausboten. Alle großen Angelegenheiten des Tages waren darin berührt. Carnot wies zuerst die Anklage des Königsmords von sich, rechtfertigte den Convent, und warf mit Nachdruck die Frage auf, ob nicht die Emigrirten, indem sie sich weigerten, sich als Vertheidiger Ludwig XVI. um seinen Thron aufzustellen, als die wahren Schuldigen betrachtet werden müßten; den Grund der gegenwärtigen Aufregung und der Erschütterungen der Zukunft sah er in den kaum erloschenen Erinnerungen, welche die Gegenrevolution sich zu Nutze mache, in den sich immer häufenden Klagen gegen Männer, deren Schuld

ganz Frankreich getheilt hatte. Carnots Denkschrift fand die größte Theilnahme. Man bot sie feil auf den Straßen, man vertheilte sie auf öffentlichen Plätzen. Die Polizei legte Beschlag darauf, als in wenigen Zeilen eine Bekanntmachung des General Carnot erschien, worin er erklärte, der Aufsatz sei ganz gegen seine Zustimmung gedruckt worden; derselbe sei ursprünglich nur für den König bestimmt gewesen. Da die Angriffe gegen die Königsmörder kein Ende gehabt hätten, so habe er einige Copieen davon verfertigen lassen, und auf diesem Wege habe man den Aufsatz ganz ohne seine Zustimmung zur öffentlichen Kenntniß gebracht. Mit großer Strenge verfolgte die Polizei den Buchhändler und die Vertheiler; aber der Aufsatz hatte seine Wirkung schon gethan. Und was half die verfolgende Strenge gegen die Herausgeber, da die Schrift in ganz Frankreich circulirte und mit Begier gelesen ward?

Der Brief des Herrn Lepelletier von Saint-Fargeau war die einfache Protestation eines Maires gegen die Eidesformel, welche ihn verpflichtete, „dem Könige Alles anzuzeigen, was zu seinem Nachtheile unternommen würde, und der Beamte in der Verwaltung seines Amtes oder sonst in Erfahrung brächte.“

Gegen diesen Eid erhob der Graf von Saint-Fargeau seine Stimme, nannte ihn unmoralisch, und ging bei dieser Gelegenheit alle Handlungen der Regierung durch, ihren Geist und ihre Verfahrungsweise. Hat man die Mairie einmal erniedrigt, was folgt daraus? Die Wiederherstellung des Feudalwesens mit seinem ganzen Gefolge.

„Von da ist nur ein Schritt zur erzwungenen oder sogenannten freiwilligen Zurückgabe der Nationalgüter, und die jetzt noch etwas verborgen gehaltenen Wünsche der Menschen, die dem Nationalgeiste, ja selbst dem Geiste der Charte feind sind, werden auf das Vortrefflichste erfüllt werden."

„Ist einmal das Feudalwesen wieder hergestellt, so folgt von selbst auch das Königthum kraft göttlichen, ererbten Rechts, und durch passiven Gehorsam. Ich sehe den Tag schon voraus, wo das Französische Volk nichts ist, als eine wieder unter den alten Despotismus gestellte Heerde."

Ungefähr um dieselben Ideen drehte sich die Schrift des Herrn Méhée Latouche, deren Zweck auch war, die Königsmörder zu rechtfertigen, und die Handlungen der Restauration zu criticiren. Sie war

mit besonderer Wärme und Kühnheit der Ausdrücke, aber auch mit großer Uebertreibung geschrieben.

Gegen diese Schriften erschienen viele royalistische Antworten; aber sie zeigten mehr guten Willen, als Talent. Die Sache schien so ernst, daß Herr von Chateaubriand es für nöthig erachtete, im Namen der Restauration das Wort zu nehmen. Er ließ seine Schrift über die politischen Streitfragen drukken. Auf jeder Seite fand sich sein erhabener Styl und der Adel seiner Gedanken. Dieß Werk des Herrn von Chateaubriand hätte die Gemüther beruhigen können, wenn dieß damals möglich gewesen wäre. Er verknüpfte wahrhaft liberale Ideen mit seiner Liebe zum Königshaus. Er suchte die Gemüther zu vereinigen, und eine Art monarchisch-constitutionelle Familie zu bilden. Er schilderte die Veränderungen der Zeit, die Bewegung der Gemüther seit 1789.

„Es ist gewiß, sagte er, wir sind nicht mehr so frivol, viel natürlicher, viel einfacher; ein Jeder ist mehr er selbst, gleicht nicht mehr so seinem Nachbar. Unsere jungen Leute, erzogen auf dem Schlachtfelde, oder in der Einsamkeit, haben etwas Männliches, Originelles, dessen sie sich ehemals nicht rühmen konnten. Die Religion ist denen, welche sie üben, nicht

mehr eine Sache der Gewohnheit, sondern das Resultat einer innigen Ueberzeugung. Die Moral, wenn sie in dem Herzen nicht erstorben ist, ist nicht mehr die Frucht häuslicher Erziehung, sondern der Ausspruch einer aufgeklärten Vernunft. Die großartigsten Interessen haben die Gemüther beschäftigt; die ganze Welt ist vor uns vorübergegangen. Es ist etwas ganz Anderes, sein Leben zu vertheidigen, Throne umstürzen und errichten zu sehen, als seine Beschäftigung auf eine Hofintrigue, einen Spatziergang ins Boulogner Gehölz, oder eine literarische Neuigkeit beschränken zu müssen. Wir wollen es uns nur nicht bekennen; aber fühlen wir es denn nicht im Grunde unsers Herzens, daß die Franzosen seit dreißig oder vierzig Jahren ganz andere Menschen geworden sind? Wie leicht war es damals, sich einen Namen zu machen in der Wissenschaft, in der Politik, auf der militärischen Laufbahn! wie sonderbar waren die Erwerbstitel des Ruhms, und wie mittelmäßig würden uns, um nicht mehr zu sagen, jetzt die Inhaber derselben erscheinen! Warum es sich in anderer Beziehung verleugnen, daß die Wissenschaft, der Ackerbau, die Manufacturen ungeheure Fortschritte gemacht haben? Laßt uns die Veränderungen nicht verkennen,

die uns zum Vortheil dienen können, wir haben sie theuer genug erkauft.

„Laßt uns denn endlich aufhören, uns zu verleumden; laßt uns aufhören, zu sagen; wir sähen nichts von Freiheit; wir sehen ja Alles, wir sind zu Allem geeignet, wir verstehen Alles. Diese Nation wird sich auf jede Stufe des Verdienstes emporschwingen, wenn wir ihr Achtung und Vertrauen bezeigen. Hat sie es denn nicht gezeigt, was sie seyn kann in den Augenblicken der Prüfung? Stolz wollen wir seyn auf den Namen Franzosen. ..“

Diese so edel gedachten Worte waren aber weit entfernt, der einseitig royalistischen Partei zu behagen:

„Mit welchem Rechte, sagt das Journal Royal, spricht Herr von Chateaubriand zu den Royalisten eine so außerordentliche Sprache? Einige unüberlegte Redensarten in einem Salon haben zu dieser keineswegs glücklichen Fiction Veranlassung gegeben. Wir wollen darauf antworten, indem wir erklären, daß die getreuen Unterthanen des Königs, Emigranten, oder solche, die in Frankreich geblieben sind, sich weder bekümmern um Freiheit, noch Gleichheit, noch um die Fortschritte des Lichts. Sie vergessen die Revolution mit ihren Verbrechen, die Philosophie mit ihren Ir-

thümern; sie vergessen ihr besonderes Unglück und die öffentlichen Ungerechtigkeiten. Sie rechnen sich ihre Armuth zur Ehre, und der Anblick des Königs, der auf dem Throne seiner Vorfahren sitzt, versüßt ihre Leiden.... Verloren in dem Haufen seiner Unterthanen, fragen sie nicht, ob Frankreich in frühern Zeiten eine ähnliche Verfassung gehabt hatte, wie jetzt; ob diese mehr für die Engländer paßt, als für uns; ob das Gleichgewicht der drei Gewalten von allen großen Männern des Alterthums als das Meisterstück der Politik betrachtet wurde; ob unsere berühmten Schriftsteller Recht oder Unrecht haben, über die Vortheile einer repräsentativen Regierung entzückt zu seyn; ob man den Ursprung derselben in den Spanischen Cortes, oder in den Generalstaaten von Frankreich, oder im Englischen Parlamente suchen muß; ob es eine Wohlthat der Civilisation ist; ob nach den Tagen von Crécy, Poitiers, Azincourt, deren Gefilde mit dem Blute Französischer Edelleute getränkt wurden, der Adel unnütz geworden ist; ob die Lobeserhebungen desselben von Gibbon in seinem Werke über den Verfall des Römischen Reichs verdient sind, oder nicht; sie gehorchen dem Könige.... Herr von Chateaubriand möchte, um Recriminationen zu vermeiden,

die Erinnerung auslöschen, sie gänzlich zerstören bis auf die Namen von Royalisten, Fanatikern, Revolutionsmännern, Philosophen. . . . Er stellt die tugendhaftesten, edelsten Menschen mit den größten Verbrechern zusammen. . . . Wir haben die Gesinnungen der Royalisten und Emigrirten ausgesprochen, sie wollen kein Amalgama." Und weiter unten fährt dieß Journal in einem noch erzürnteren Tone fort: „Entweder muß Herr von Chateaubriand diese nie zu rechtfertigenden Zeilen ausstreichen, oder die allgemeine Mißbilligung auf sich nehmen, welches auch immer die Gründe gewesen sind, die ihn verleitet haben, eine so gefährliche Sprache zu führen."

Auch Herr von Bonald trat in die Reihen der Schriftsteller; er schob der Restauration seine Theorie über die priesterliche und adelige Gewalt unter. Herr von Bonald verlangte, man solle den Papst als Oberhaupt der katholischen Religion zum höchsten Schiedsrichter aller Souveränitäten einsetzen; er sprach auch von der Errichtung eines erblichen Adelscorps, das allein mit der Leitung der Regierung beauftragt seyn solle, während die arbeitende Classe sich industriellen Unternehmungen und allem demjenigen widmen solle, was dem materiellen Theil der Gesell-

schaft zur Erhaltung diene. Zu gleicher Zeit erschien das Pamphlet des Herrn Dard über die Ungesetzmäßigkeit des Verkaufs der Emigranten-Güter, über die Wiedereinführung der Feudalrechte und Grundrenten. Welche Wirkungen mußten nicht diese Principien hervorbringen, deren Anwendung so nah lag, und so sehr in die Verhältnisse eingriff! In welche Aufregung mußten sie nicht die Gesellschaft versetzen! Um sich davon eine Idee zu machen, müssen wir den Stand der Meinungen feststellen, welchen die Restauration vorfand.

Ich habe die ersten Fehler der Restauration genannt, um nun auch die Schwierigkeiten ihrer Lage darzulegen, die Züge der Parteien zu entwerfen, welche von den Bourbons aufrecht erhalten, oder unterdrückt werden mußten. Nicht alle Irrthümer gingen von der Krone und ihren Ministern im Jahre 1814 aus. Die Ursachen des schnellen Falles des königlichen Hauses lagen nicht alle in seinen eigenen Vorurtheilen. Neben der gesetzmäßigen Opposition gegen das System der Regierung bestand leider auch eine wirkliche Verschwörung des Hasses und Widerwillens gegen das regierende Königshaus.

Ein so gewaltiges Reich, wie das Napoleons,

welches zehn Jahre lang mit seinem Glanze, seinem Zauberschein, mit seinen Wundern und seinem Ruhm bestanden hatte, mußte nothwendig zahlreiche Interessen und eine Classe reicher und angesehener Familien hervorbringen, welche alle das gestürzte System zurückwünschten. Die Restauration hatte zwar die Existenz der Einzelnen aufrecht erhalten, die öffentlichen Existenzen aber vernichtet. Mit weniger Ausnahme waren die Vornehmen des Kaiserreichs in Allem, was ihre Eigenliebe betraf, verletzt. Am Hofe glänzten nicht sie, sondern ganz andere Sterne. Ihre Verschwendung fand keine Nahrung mehr in häufigen Gnadengeschenken, und in jenen reichen Dotationen, wodurch ihr Eifer für den Kaiser angeregt worden war; Wenige hatten ihre Rechnung auf die Zukunft gemacht. Denen, welche sich ein großes Vermögen gesichert hatten, waren Geschäfte, Genuß von Ehre und Repräsentation zum Bedürfniß geworden, welche die neue Verfassung ihnen nicht mehr gestattete. Sie waren unglücklich aus Eitelkeit, und ihre Unzufriedenheit ging in Haß gegen die Restauration über. Einige Glieder der kaiserlichen Familie waren in Paris geblieben. Die Herzogin von Saint-Leu (die Königin Hortensia) [1])

1) Die Kaiserin Josephine war in den ersten Tagen der

vereinigte die glänzenden Trümmer des Reichs. Reich begabt mit Anmuth und Geist, mit Leidenschaft für den Ruhm Napoleons erfüllt, erhitzte sie die Köpfe durch jene Reden, welche aus weiblichem Munde so tief ins Herz dringen. Die Herren von Bassano, von Caulaincourt, Regnault de Saint-Jean-d'Angely, Réal, Berlier, Thibaudeau, Lavalette, Madame Hamelin, die so coquet, so verschwenderisch mit sich selbst und, wie ein geistreicher Mann sagte, so verliebt ins ganze Kaiserreich war, einige reiche Banquiers, der Lieferant Duvrard, Generäle, ausgezeichnete Officiere, wie Lefebvre-Desnouettes, Lallemand, Labédoyère, kamen häufig in jene kaiserliche Gesellschaft. Dort erinnerte man sich an die Schlachten und glänzenden Feste Napoleons. Die Restauration in ihrem kleinlichen Wesen, voll Trauer und Thränen, fiel unter ihren witzigen Spöttereien. Anfangs begnügte man sich damit, sie zu critisiren. Dieß ist im Allgemeinen die erste Richtung der besiegten Parteien, wenn der erste

---

Restauration gestorben; eine geheimnißvolle Freundschaft und lebendige Sympathie verknüpften den Kaiser Alexander mit Josephinen. Herr von Nesselrode und eine starke Russische Escorte folgten bei ihrem Leichenbegängnisse.

Schmerz und die erste Verwunderung über die Niederlage vorüber sind; nachher besann man sich, und vom Juli an arbeitete der Verein der Königin Hortensia darauf hin, wenn auch damals noch nicht, das Kaiserreich mit seinen Günstlingen wiederherzustellen, doch einen Zustand der Dinge herbeizuführen, in dem es etwas weniger im Schatten stände.

Wir haben schon oben gesehen, welche Ursachen die Unzufriedenheit der patriotischen Partei erregt hatten, die, nachdem Herr von Talleyrand sie als Werkzeug zum Sturz Napoleons gebraucht hatte, von der Restauration verlassen worden war. Einige von diesen Patrioten hatten sich aufrichtig an die Bourbons angeschlossen, wie die Herren Lanjuinais und Boissy-d'Anglas, und strebten, nur die Regierung für ihr System zu gewinnen. Andere, von aller Theilnahme an den öffentlichen Geschäften entfernt, wie die Herren Lambrechts, Grégoire, Carnot, vergalten das Mißtrauen mit Mißtrauen gegen Ludwig XVIII. Nachdem die Häupter der Partei in Paris angekommen waren, gewann diese eine gewisse Organisation voller Kraft und Gewandtheit. Zwar dachten sie noch nicht an Umsturz der Restauration. Das Geschehene hatte nicht ihren Beifall; aber weil es geschehen war, würden sie

es auch aufrecht erhalten haben, wenn sie darin nur einigermaßen den Triumph der Revolution von 1789 gefunden hätten. Zu dieser Partei konnte man rechnen die Herren de la Fayette, damals auf seinem Gute zu Lagrange, Herrn Benjamin Constant, dessen versöhnlicher, schwacher Geist sich jeder neuen Erschütterung widersetzt haben würde. Die Kaiserlichen verabscheuten die Patrioten, sie waren durch ihre Ideen, Pläne, Gefühle scharf von einander getrennt. Ihrerseits waren die Patioten auch den Kaiserlichen sehr abgeneigt, sie nannten sie die Söldlinge der Schwertherrschaft. Einige unter ihnen sogar, unter Andern Barras, nährten einen so tiefen Haß gegen Napoleon, daß sie der kaiserlichen Verwaltung zwanzigmal lieber die Restauration vorzogen, sogar mit dem kleinlichen Despotismus der Royalisten. Aber sie fühlten, wohin sie auch ihre Gedanken richteten, die Nothwendigkeit, irgend Einen zu haben, der zur Armee reden konnte. Sie dachten daher an Eugen, der aber seinem Adoptivvater zu ergeben war, als daß er an irgend einer Unternehmung, von welcher Napoleon ausgeschlossen war, Theil genommen hätte, an Augereau einen Republicaner, aber beschränkten Kopf, an Davoust, ehrgeizig, fähig, aber durch sein Benehmen

men in Hamburg in der öffentlichen Meinung übel angeschrieben. Einige, und zwar die Fähigsten, waren für ein System, wonach Marie Louise Regentin geworden wäre, verbunden mit dem König von Rom, und umgeben von republicanischen Einrichtungen. Andere wünschten den Herzog von Orleans. Aber indem sich die Patrioten so nach Meinungsverschiedenheiten theilten, waren doch zwei Hauptparteien unter ihnen zu bemerken, deren eine von dem Herzog von Otranto, die andere von Barras geleitet wurde. Der Herzog von Otranto sah seit seiner Ankunft in Paris dem Schein nach wenig Menschen, und schien sich ganz von den Geschäften zurückzuziehen. Einige gewesene Geistliche des Predigerordens [1]) bildeten seine gewöhnliche Gesellschaft, und alle Parteien wendeten sich an ihn mit ihren Geheimnissen. So erfuhr er durch den ehemaligen Präfecten Thibaudeau die Pläne der Kaiserlichen, und hörte sie an, ohne sich durch irgend ein Versprechen zu binden; er wollte die Ereignisse kommen lassen. Einige Royalisten, und vorzüglich die aus der Vorstadt Saint-Germain, hatten sich ihm gleichfalls entdeckt. Bevor er sich den Patrioten anschloß,

---

1) Fouché selbst war einst in diesem Orden.

war es ihm wichtig, die Meinungen Carnots, eines entschiedenen Republicaners, und Barras, der sich gekränkt fühlte, kennen zu lernen. Der Herzog von Otranto bemühte sich um eine Zusammenkunft mit Barras, um ihn über seine Pläne auszuforschen. Ein gemeinsamer Freund Lombard-Taradeau hatte sie einander wieder näher gebracht. Nach Mitternacht kamen sie auf dem Boulevard Saint-Antoine zusammen, nicht weit vom Hause Beaumarchais.

Fouché setzte mit der Gutherzigkeit, die er so gut zu spielen verstand, Barras die Nothwendigkeit einer neuen Ordnung der Dinge auseinander. „Ich weiß, sagte er, du willst dich mit den Bourbons verbinden, aber wie ist dir das möglich? Sind deine frühern Handlungen anders, als die unserigen? — Ihr seid Schurken, erwiderte Barras; ihr habt dem Tyrannen gedient; ich aber habe mich nie herumgewälzt, wie ihr, und nie werde ich meine Hand dazu reichen, ihm wieder zur Gewalt zu verhelfen. — Du hast Unrecht, Barras; du läßt dich von deiner Rachsucht fortreißen; es handelt sich hier um ganz andere Dinge, als um Vergangenheiten und kleinliche Leidenschaften, es handelt sich um die größten Interessen der Erde. Mit uns, verspreche ich dir, wirst du

einflußreich seyn. Jener Mann aber ist abgenutzt, und nicht mehr zu fürchten. Wir wollen ihn nur wieder zurückrufen, damit er die Armee wieder zusammenbringe, und ihr die alte Kraft wiedergebe; dann wollen wir uns seiner entledigen. — Aber wen wollt ihr an seinen Platz setzen? Dieß Familiengesindel, den kleinen Jungen? — Sei ruhig, wir wollen schon Mittel finden, sie in ihrer Nichtigkeit zu erhalten."

Nach dieser Erklärung trennte man sich. Fouché war nicht ganz aufrichtig gewesen, aber er hatte Barras sehr wohl durchschaut, und seit diesem Augenblick näherte er sich Carnot, um durch ihn die strengen Republicaner zu gewinnen. Um Barras das Vertrauen seiner Partei zu entziehen, verbreitete man das Gerücht, er habe sich an die Bourbons und Ludwig XVIII. verkauft. Fouché selbst hatte nicht gänzlich mit dem Hof gebrochen. Er wußte sich nach allen Seiten Verbindungen zu erhalten. Er hatte seine Gönner in der Vorstadt St. Germain, und viele große Herren hätten ihn ohne Widerwillen als Minister Ludwig XVIII. gesehen. Sein Zweck war, überall das Terrain zu erforschen, ohne mit irgend Jemand Verbindlichkeiten einzugehen, so daß er die Restauration

aufrecht erhalten, oder umstürzen konnte, und in jedem Falle Herr der Gewalt blieb.

Zum Gelingen seiner Pläne bedurfte er aber noch zweier Dinge, der Armee und der öffentlichen Meinung. Die Armee war unzufrieden, man hatte ihr ihre Adler, ihre Farben und ihre Erinnerungen geraubt. Gewohnt an das wechselvolle Leben im Lager, an den Gewinn in den langen, auswärtigen Feldzügen, war ihr das unthätige, eingeschränkte und sparsame Leben in den Garnisonen unerträglich. Anfangs nach Ruhe schmachtend, konnten die Generäle nach drei Monaten dieselbe schon nicht mehr aushalten. Eine große Menge Officiere waren, vermöge finanzieller Maßregeln, auf halben Sold gesetzt, einige waren sogar durch junge Adlige oder alte Emigranten ersetzt worden, die man für treuer und ergebener hielt. Die Dankbarkeit für Dienste im Ausland hatte die Liste des Heeres mit Namen angefüllt, welche den Veteranen des Kaiserreichs und der Republik unbekannt waren. Böser Wille übertrieb noch diese Beschwerden. In den Garnisonen und unter die Regimenter wurden Pamphlets vertheilt. Patriotische Gesänge, zu Ehren der Adler und Napoleons, verbreiteten sich unter den Officieren; einfachere, stärkere bewegten die Ge-

müther der alten Soldaten, welchen die Erinnerung an ihren Kaiser ein Gottesdienst war. Sorgfältig belebte man die Hoffnungen auf die Rückkehr des kleinen Corporals, des Vaters Violette. Die mit Narben bedeckten Veteranen bewahrten ihre Adler, versteckt in ihren Mantelsäcken, auf, und die weiße Cocarde bedeckte kaum die alten Farben von Marengo und Austerlitz. Die geringsten Fehler, die kleinsten Ungeschicklichkeiten der Restauration wurden aufgefaßt und geschickt benutzt. Man nährte die Unzufriedenheit, so daß man sagen konnte, seit dem Monat November gehörte die Armee den Bourbons nicht mehr an. Auf gleiche Weise ward die öffentliche Meinung durch diesen Geist der Pamphlets bearbeitet, durch die geheimen Druckereien, die keine Verwaltung verhindern kann. Carricaturen, ruhmvolle Erinnerungen, Portraits, Alles diente dazu, die aufrührerische Idee zu verbreiten, daß die Regierung Ludwig XVIII. nicht national sei, sondern man sie dem Auslande zu danken habe. Die Französische Nation, welche ihre Leiden so bald vergißt, verkannte die große Wohlfahrt, deren sie sich seit der Restauration erfreuete, die Entwickelung des Handels, das Steigen der öffentlichen Fonds, und ließ sich von jener Ungeduld nach Veränderung

hinreißen, von jenem Bedürfniß nach Bewegung, das dem Französischen Character so eigenthümlich ist. Unter dem Volke herrschte eine unerklärliche und unbestimmte Unzufriedenheit, und Patrioten, wie Bonapartisten nährten durch kleine Schriften die Gährung, welche durch die Mißgriffe der Minister erzeugt wurde. Schriftsteller der alten kaiserlichen Polizei, geistreiche Männer, die viele Uebung darin hatten, Volkspamphlets zu schreiben, einige junge Leute von ausgezeichnetem Talente, weihten ihre Feder für dergleichen heimliche Werke, die die Masse in Aufregung brachten.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob eine wirkliche Verschwörung die hundert Tage herbeigeführt habe. Es giebt Zeiten, wo die Verschwörungen in der Luft sind, sie kommen mit vollem Winde, im Angesichte Aller. So war es im Jahre 1814. Alle Welt sah das Ende des Dramas, jeder zeigte mit dem Finger, wie Alles enden mußte, und jeder ließ sich unbekümmert gehen, wie durch das Schicksal gezogen. Napoleon fiel aber nicht vom Himmel herein, ohne sich irgend jemand angekündigt zu haben. Der Boden erzitterte nicht unter der schwankenden Restauration, ohne vorher untergraben zu seyn. Seit dem Monat Mai 1814 bestand ein regelmäßiger Briefwechsel zwischen

Napoleon und dem Salon der Herzogin von Saint-Leu. Er ging über Italien, und Joseph, der in der Schweiz wohnte, diente als Mittelsperson. Nach der Insel Elba ergingen Statistiken über den öffentlichen Geist in Frankreich, über die Fehler der Bourbons, über die Fortschritte der kaiserlichen Sache im Volk und bei der Armee. Fähige Männer, wie die Herren Regnault de Saint-Jean-d'Angely, Thibaudeau, fanden in ihrem beobachtenden und rechnenden Geiste, in ihren alten Büreaus, an deren Spitze sie so lange gestanden hatten, tausend Mittel, um sich in den Besitz umständlicher Nachrichten zu setzen, aus denen der Kaiser Napoleon die wahre Lage Frankreichs übersehen konnte. Unter tausend Vorwänden gingen Emissärien nach der Schweiz, correspondirten mit Murat und der Insel Elba. Und Alles dieß ging mit bewundernswürdiger Ordnung vor sich. Alle möglichen Fälle waren mit merkwürdiger Sicherheit berechnet.

Nicht so weit vorgeschritten war die patriotische Partei. Carnot und Fouché hatten sich genähert; natürlich hatten sie sich ihre Pläne mitgetheilt. Aber wer konnte dem Herzog von Otranto trauen, der jeden Augenblick entschlüpfen konnte, um sich der Bour-

bonischen Restauration anzuschließen, wenn sie sich ihm überlassen wollte? Man kannte seine Conferenzen mit der Vorstadt Saint-Germain, seine Zusammenkünfte mit den Herzögen d'Havré, von Blacas, und mit Herrn von Talleyrand. Völlig eröffnete er sich Niemanden, und erklärte sich für keine Sache ausschließlich. Die Patrioten waren nicht alle in ihren Ansichten einig. Die populärsten Redner der Kammer, die Herren Bédoch, Dumolard, wollten nicht conspiriren, aber eine parlamentarische Opposition bilden, um die Regierung der Restauration nach ihrem Sinne zu leiten. Der constitutionelle Verein der Madame Staël, der Herren von Broglie, Benjamin Constant, waren für die Legitimität und für eine constitutionelle Ordnung, die das Königthum und die Charte zur Basis habe. Im Monat November jedoch nahmen die eifrigen Patrioten als Grundlage an, daß man sich durch einen Aufstand der Personen der Bourbons bemächtigen wolle; daß eine provisorische Regierung eingesetzt werden sollte, in der alle noch so verschiedenartigen Patrioten repräsentirt würden; endlich, daß ein Führer, mit irgend einem Titel, die oberste militärische Gewalt ergreifen werde[1]); man

1) In den Memoiren, erschienen unter dem Titel:

wollte ein liberales System einführen, eine Verwaltung mit zwei unabhängigen und nach dem Princip der Volkssouveränetät erwählten Kammern. Aber diese noch ganz unbestimmte Uebereinkunft konnte durch die Geschicklichkeit und den Instinct der königlichen Regierung aufgelöst werden. Man hätte sich die Antipathie der Patrioten gegen Napoleon zu Nutze machen, und so die Catastrophe vermeiden können.

Von der entgegengesetzten Partei, den Royalisten, läßt sich gerade nicht sagen, daß sie eine Verschwörung gegen den König Ludwig XVIII. angezettelt, aber es hatte sich eine mächtige Partei am Hofe gebildet, die die Restauration rückwärts zog. Nie herrschte wohl wahre Sympathie zwischen dem König und seinem Bruder, dem Grafen von Artois. Bei den ersten Bewegungen der Restauration hatten sie den Schein ei-

---

Memoiren eines Pairs von Frankreich, wird von Unterhandlungen, Conferenzen zwischen den Patrioten und Bonapartisten gesprochen, von einem unterzeichneten Contracte. Das ist eine reine Erdichtung; nie ist irgend etwas Bestimmtes festgestellt worden, und sicher kam man nicht bis zur Abstimmung über die Rückkehr Napoleons.

nes gegenseitigen Vertrauens angenommen; aber als die Charte gegeben war, als einige liberale Concessionen auf die Absicht hindeuteten, ein Regierungsprincip anzunehmen, das nicht mit der alten restaurirten Ordnung übereinstimmte, da gab Monsieur seine Unzufriedenheit laut zu erkennen, und wurde bald der Mittelpunct aller kleinlichen Intriguen, wie er es vor der Restauration stets gewesen war. Monsieur bereiste mehrere Provinzen des Südens, wurde mit Begeisterung empfangen und suchte seine Ansichten und Principien zu verbreiten. Mit der weißen Farbe in Frankreichs Fahne mischte sich die grüne; er beförderte alle Ideen der alten Monarchie; im Süden war er mehr König, wie sein Bruder. Die Herren von Bruges, von Polignac, von Vitrolles, von Juigné, von Rivière waren von der Verwaltung Ludwig XVIII. ausgeschlossen. Sie bildeten und ermuthigten einen Geist der Opposition, deren Zweck es nicht war, den König zu entthronen, sondern ihn unwirksam zu machen, damit die eigentliche Verwaltung in die Hände des Grafen von Artois überginge. Herr von Vitrolles, welcher gern Staatssecretär geworden wäre, in der Art, wie es der Herzog von Bassano gewesen war, war die Seele dieser Art von geheimer Regierung.

Ludwig XVIII. fürchtete seinen Bruder, und es war natürlich, daß er sich durch die contrerevolutionäre Beharrlichkeit der Umgebungen Monsieurs zuweilen bestimmen ließ. Was also hätte sich, ohne die große Bewegung der hundert Tage, nothwendig ereignet? Würde man nicht versucht haben, an die Stelle der wirklichen Regierung eine geheime zu setzen? Würde man dann nicht schon damals gesehen haben, was man später nach der Ordonnanz vom 5. December 1816 sah? Bestimmt können wir es nicht sagen; aber so viel ist gewiß, daß gegen das Ende des Jahres 1814 der Graf von Artois den größten Einfluß auf die Verwaltung ausübte, und daß er in gewissen Provinzen mehr König war, als Ludwig XVIII.

Diesen thätigen, kühnen Parteien gegenüber sollte nun die königliche Regierung handeln. Ihre Aufgabe war ungeheuer; sie hatte abwechselnd zu kämpfen bald gegen geschickt angelegte Unternehmungen, bald gegen eine Partei, die ihren Sitz in den Tuillerien hatte, und an deren Spitze der Erbe der Krone stand, und welche nur mit Unwillen auf die durch die Charte gegründete Ordnung der Dinge sah. Man hat die Minister von 1814 angeklagt, ein Complott gegen die Charte angesponnen zu haben; es ist möglich, daß

einige unter ihnen die Charte nur als provisorisch betrachteten; daß einige in ihr nichts sahen, als eine dem Eigensinne gemachte Concession, deren man überdrüssig werden würde; daß die Herren Ferraud und Beugnot vom alten Pariser Parlament träumten; aber die Majorität des Cabinets, und Herr Montesquiou selbst, fügten sich in die neue Regierungsform.

Seit seiner ersten Organisation hatte das Ministerium einige Modificationen erlitten. Herr Malouet starb im hohen Alter, und man dachte endlich daran, den General Dupont zum Kriegsminister zu machen. In diesem Departement waren die gröbsten Fehler begangen worden. Von hier aus, kann man mit vollem Rechte sagen, ging die Unzufriedenheit der Armee aus. Den durch den Tod des Herrn von Malouet, sowie durch das freiwillige Abtreten des Generals Dupont erledigten Platz eilte man, wieder zu besetzen. Der Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, erhielt das Kriegsportefeuille.

Der Marschall Soult war anfangs bei Hofe sehr übel angeschrieben gewesen. Seine Schlacht von Toulouse, seine Proclamationen gegen den Herzog von Angouleme setzten ihn in den Tuillerien in Un-

gunst. Wie alle Marschälle jedoch, hatte er das Gouvernement einer Provinz erhalten, wie man sich damals auszudrücken pflegte, und die Tagesblätter verkündigten, Marschall Soult sei in sein Gouvernement der Provinz Bretagne abgereist. Damals waren Leichenceremonieen und Sühnopfer bei Hofe Mode. Der Herzog von Dalmatien stand an der Spitze der Subscribenten zu einem Monument von Quiberon. Diese Liste enthielt Alles, was die Vendee und die Chouanerie für das Reinste erkannte, die wärmsten und kräftigsten royalistischen Namen. Der Herzog von Dalmatien verfaßte als Präsident der Commission selbst ein Programm mit salbungsreicher, merkwürdiger Beredsamkeit und monarchischer Ergebung. Das zeichnete ihn in der royalistischen Partei aus. Man verzieh ihm seinen Ruhm von Toulouse, und er wurde Kriegsminister.

Herr Beugnot, der durch seine frommen Municipalbeschlüsse so viele Proben seiner Geschicklichkeit abgelegt hatte, erhielt das Ministerium der Marine, bei dessen Besetzung man immer mehr auf politische Unentbehrlichkeit, als auf Kenntnisse des Faches gesehen hatte. Herr Beugnot war wenigstens so naiv, dieß anzuerkennen, und beim Empfange seiner Unterbeam-

ten sagte er: „Meine Herren, mit vielem Vergnügen sehe ich Sie bei mir. Jeder von Ihnen ist in den Arbeiten seines Districts bewandert, desto besser, denn ich verstehe kein Wort davon." Eine sehr passende Sprache für einen Minister. Ein Jeder erinnert sich auch noch, wie es mit der Aufsicht über die Insel Elba während der Verwaltung des Herrn Beugnot stand.

Die Polizei wurde unter dem Titel einer Generaldirection dem Herrn Dandré anvertraut, einem alten Mitgliede des Parlaments von Aix, dessen sich Ludwig XVIII. lange Zeit bei den geheimen Unterhandlungen bedient hatte. Man denke sich einen Emigranten, der zwanzig Jahre lang fern von Frankreich gelebt hat, und nun plötzlich mitten in das Räderwerk der Polizei versetzt wird, so wie es der Herzog von Otranto organisirt hatte, mitten unter ein dem Kaiserreiche so lange Zeit ergebenes Personal, aus dessen Gedächtniß die Gnadengeschenke des Grafen Réal oder des Grafen Dubois noch nicht entschwunden waren. Die Manie des Herrn Dandré, ein Erbstück des Herrn von Sartines, bestand darin, daß die Thätigkeit der Polizei ihren Platz in den Trinkhäusern habe. Ein zweiter Kalif Aroun-al-Raschid, ging er oft selbst

in mannichfacher Verkleidung an diese Orte, um die öffentliche Meinung zu ergreifen. Das war freilich nur ein Nebenzweck der Polizei. Der Minister mußte einen höhern Standpunct nehmen; ihm war vor Allem jene tiefe Einsicht in alle Intriguen und Leidenschaften des bürgerlichen Lebens nothwendig, worin der Herzog von Otranto Meister war. Alles das fehlte Herrn Dandré. Und doch verdankte er sonderbarer Weise großentheils Fouché seine Stellung, der von der Regierung über diese Wahl befragt, leichthin antwortete, sie sei gut. Wollte er sich der Erkenntlichkeit des Herrn Dandré versichern, oder vielmehr irgend einen Unfähigen an diese Stelle setzen, um nach eigenem Gefallen besser manövriren zu können? Die Polizeipräfectur ward aufgehoben. Sie wurde mit der Generaldirection vereint, und jede Abtheilung stand unter dem Befehl eines Maître des Requètes. Man sprach aber schon von ihrer Wiederherstellung, und dachte schon an Herrn Decazes, einen jungen Gerichtsrath, welcher die Assisengerichte des Seinedepartements ehrenvoll präsidirt hatte. Auch Herr von Bourrienne bemühte sich lebhaft, diesen einträglichen Posten zu erhalten, den er nicht aus dem Auge verlor.

Herr Ferraud war Generaldirector der Posten,

eines äußerst mächtigen Zweiges des öffentlichen Dienstes, dessen Oberaufsicht damals höchst wesentlich war. Die schmachvollen Nachforschungen, die die Sicherheit der Regierung verlangt, hatten ihren Fortgang. Herr Ferrand arbeitete direct mit dem Könige, und man weiß, was das Directarbeiten bedeutet; aber alle diese Nachforschungen wurden ohne Verstand und Einsicht betrieben.

Herr Pasquier war vom Polizeipräfecten Generaldirector der Brücken und Chausseen geworden, und beschränkte sein großes Talent also auf gemeinnützige Anlagen. Herr Duchatel stand mit seinen specialen Kenntnissen an der Spitze der Domänenverwaltung; Herr Beranger hatte die Direction über die indirecten Steuern; Herr Becquey die oberste Leitung des Handels; Herr Benoit verwaltete das Innere. Dieses letzte höchst wichtige Ministerium war der streitsüchtigen Unfähigkeit einiger Divisionschefs preisgegeben, unter denen sich damals Herr Labiche auszeichnete, ein Mann von rauher Redlichkeit, redselig, kleinlich, welcher die Staatsverwaltung wie eine Privathaushaltung betrieb, und in dessen Arbeiten keine Idee von irgend einer umfassendern Art Eingang fand.

Noch zählte der neu organisirte Staatsrath ei-

nige ausgezeichnete administrative Köpfe. Der Präsident Henrion von Pensey, Faure, Corvetto, François von Nantes, Pelet de la Lozère, Anglès, Cuvier und Jourdan des Bouches du Rhone; aber zu ihnen hatte man auch alte, unfähige Köpfe gesellt, wie die Herren de Balainvilliers, ehemaligen Intendanten von Languedoc, Laport-Lalanne, Labourdonnaye de Blassac, ehemaligen Intendanten von Soissons, Doutremont, ehemaligen Parlamentsrath, lauter Männer, denen die neuen Verwaltungsformen ganz fremd waren.

Die Departementalverwaltung ging noch immer ihren gewöhnlichen Gang. Das ist eine Sache des Instincts. Die Centralisirung des Reichs hatte allen Präfecturen eine gleichförmige Bewegung eingeprägt, abweichende Meinungen ließ man nicht zu Tage kommen, und so hatten auch die persönlichen Veränderungen die Harmonie des Ganzen wenig zerstört. Hier und da war der Ausdruck royalistischer Gefühle mehr oder weniger ruhestörend; aber die Bureaus blieben, was sie waren. In der Polizei hatte das Personal keine Veränderung erlitten. Die nämlichen Männer, die im Namen des Reichs über die Chouans und Emigranten wachten, wachten jetzt im Namen

der Emigranten über die Kaiserlichen, und sei es, daß sie sich im Datum irrten, oder daß es ihre wirklichen Gesinnungen waren, sie waren den zu Beiwachenden weit ergebner, als den Wachhabenden.

Bei dieser Lage der Dinge fühlte die Regierung ihre unbehagliche Stellung; nicht als wenn der materielle Wohlstand gefehlt hätte, denn dieser drang wirklich aus allen Theilen des Volkslebens hervor; aber es giebt Zeiten, wo sich Alles materiell im Zustand des Wohlseins befindet, und die Gesellschaft doch unruhig, aufgeregt ist, weil oft das Volk einen feinern Instinct besitzt, als die Regierenden. Es fühlt die herannahende Crisis, wie die Annäherung eines Gewitters, während die Minister die Augen schließen und erstaunen, wenn es ausbricht.

Ludwig XVIII. erwog die Thatsachen mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn, und sah wohl, daß in seiner Verwaltung etwas liege, das die nationalen Sympathien verwunde. Herr von Blacas stieg immer in der Gunst des Königs, und dieses vereitelte die vortrefflichen Gesinnungen des Monarchen. Nichts konnte unmittelbar an Se. Majestät gelangen; Memoires über die Lage des Landes, Rathschläge, Alles ging durch die Hände des Hrn. von Blacas, und

er ließ nichts durch, als solche Actenstücke, welche mit den herrschenden Meinungen des Ministeriums übereinstimmten. Ludwig XVIII. war gewohnt, die bedeutenden Männer der Revolution entweder selbst zu befragen, oder befragen zu lassen. Er that dieß oft mehr aus Neugierde, als in der Absicht, Rathschlägen zu folgen, welche allen seinen Lebensgewohnheiten geradezu widersprechen mußten. Aber eifrig wünschte er die Meinungen aller Menschen und Parteien zu kennen. Daraus entstand auch das Gerücht von einem Briefwechsel zwischen dem Regenten und Robespierre, der im Jahr 1794 Statt gefunden haben sollte. Die eifrigen Royalisten, die Ludwig XVIII. nicht liebten, trugen das ihrige zur Verbreitung des Gerüchtes bei, um sagen zu können, der König sei ein Jacobiner, und niemand rein, als Graf von Artois. Hätte sich der König mit den Patrioten in unmittelbare Beziehung gesetzt, hätte er seine Einwilligung gegeben, sie selbst zu sehen, so würden einige von ihnen, durch ein so erhabenes Vertrauen gerührt, sich zu den Herzensergießungen haben hinreißen lassen, die durch edle Worte erregt werden; aber zwischen sie und den König stellte sich Herr von Blacas. Unter dem Vorwande, daß Madame

la Dauphine beim Anblick eines Königsmörders auf der Stelle todt zu Boden fallen würde, erlaubte man weder Barras, noch Fouché, sich Sr. Majestät zu nähern, obgleich er ihren Rath zu hören wünschte. Nur Herr von Blacas mußte den Schmerz aushalten, die beiden Königsmörder zu sprechen. Zuverlässige Documente sind uns über zwei Unterhaltungen übrig geblieben. Am 30. August 1814 erhielt Herr Barras vom König folgendes Billet:

„Da mir die Umstände gegenwärtig nicht erlauben, den Herrn General, Graf Barras, zu sprechen, mir aber die vielen Dienste bekannt sind, die er mir schon zu der Zeit, als er Mitglied des Vollziehungsdirectoriums war, zu leisten gesucht hat, und eben sowohl die, welche er mir noch gegenwärtig leisten kann, so ersuche ich ihn, sich mit dem Herzog von Havré und Grafen Blacas zu besprechen, zu welchen er ein vollkommenes und gänzliches Vertrauen haben kann.

Ludwig."

Der Vicomte von Barras kam zu Herrn von Blacas. Die Zusammenkunft fand im Hause des Herzogs d'Havré Statt, zu dessen Rechtlichkeit die Patrioten großes Vertrauen hatten. „Herr Graf,

sagte Barras zum königlichen Günstling, Sie stehen auf einem Vulcan; Ihnen sind die Einverständnisse unbekannt, die zwischen der Insel Elba, Mürat und Joseph Bonaparte, mit der Armee, den Generälen und selbst den Tuillerien bestehen; Sie haben große Fehler begangen, und Ihr größter Fehler ist der, die Patrioten entfernt, und an ihre Stelle Bonapartisten gesetzt zu haben. — Herr Vicomte, antwortete der Minister, persönliches Interesse erregt oft falsche Besorgnisse; man muß sich um die Lärmmacher nicht bekümmern, welche nur die Gefahren der gegenwärtigen Lage recht groß zu schildern suchen. — Ich wußte recht gut, erwiderte Barras, daß Sie mich nicht verstehen würden. Sie sind mein Verwandter, im 25sten Jahre sind Sie emigrirt, dreißig Jahre lang brachten Sie als Emigrant zu, und Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen; Sie begreifen die Gefahr nicht, in die Sie den König bringen, indem Sie den Zustand der Dinge nicht einsehen wollen. Ich sage, Sie stehen auf einem Vulcan, und Sie ahnen es nicht einmal. Aber es giebt Dinge, die ich Niemanden sagen will und kann, als dem König. Uebrigens seien Sie ruhig, ich werde mich nicht zwischen den König und Sie stellen. Alles, was ich

Ihnen sagen kann, damit Sie es Sr. Majestät berichten, ist, daß die Verschwörung auf dem höchsten Puncte steht, daß ich alle ihre Fäden kenne, daß Mürat nicht fremd dabei ist. . . . . In dieser Hinsicht kann ich sehr nützlich seyn. Denn alle Menschen, deren Glück ich befördert habe, waren, sobald sie zur Gewalt gelangten, undankbar gegen mich; der Undankbarste aber ist Bonaparte. Nur einer ist mir treu geblieben, es ist Mürat, und er hegt volles Vertrauen zu mir. Ich erbiete mich, für den König nach Neapel zu gehen, ohne irgend einen scheinbaren Auftrag. Dort will ich Mürat zu verstehen geben, daß, da die Bourbons wieder auf Frankreichs Throne säßen, kein eingedrungener König auf irgend einem Throne von Europa ferner bestehen könne, er nicht mehr, als Bernadotte, und dem zu Folge will ich ihm begreiflich machen, daß er seiner Krone gegen zugesicherte Gewährleistung entsagen solle, und so werde ich die Verschwörung vereiteln. Das ist Alles, was ich Ihnen sagen kann; aber ich wiederhole es, bis auf den Grund der Dinge kann ich nur mit dem Könige in meinen Entdeckungen gehen."
Barras brach damit die Conferenz ab, und stand fortan mit dem Hof in keiner Beziehung mehr.

Zu gleicher Zeit ertheilte der König dem Herrn von Blacas den Befehl, auch Fouché zu Rathe zu ziehen. Der Herzog von Otranto hatte schon in einem, durch Vermittelung des Herzogs d'Havré Sr. Majestät vorgelegten Aufsatze dem König seine Ideen auf eine sehr bestimmte Art auseinandergesetzt. Er sagte darin: „Schweigen Sie über alles Unrecht, stellen Sie sich an die Spitze des Guten, das seit 25 Jahren geschehen ist, schieben Sie das Unglück auf die Ihnen vorangegangenen Verwaltungen, oder noch richtiger auf die Ereignisse. Machen Sie dabei Gebrauch, sowohl von der Tugend, welche aus der Unterdrückung hervorging, als von der Kraft, welche sich in unsern Zwistigkeiten entwickelt hat, und von den Talenten, welche in Zeiten des Wahnsinns entfaltet wurden. Wenn der König die Nation nicht zum Stützpunct wählt, so wird sein Ansehen schwinden, seine Höflinge werden ihn mit fruchtlosen Ehrenbezeigungen umhüllen, die ihn vernichten werden.

Fouchés Plan war, die Restauration auf die Patrioten zu stützen, und in diesen großen Plan den König mit hineinzuziehen. Er willigte also in eine Zusammenkunft mit Herrn von Blacas. Die Conferenz sollte Statt finden beim Herzog von Dalberg,

in seinem, in der Straße d'Anjou-Saint-Honoré gelegenen Salon. Es war in dem Cabinet, welches der Herr von Dalberg noch jetzt bewohnt. Der Herzog von Otranto stellte sich zuerst ein. Wenige Augenblicke nachher trat Herr von Blacas ein, und setzte sich am Kamine nieder. Nach wenigen Worten der Höflichkeit setzte Herr von Blacas den ihm vom König ertheilten Auftrag auseinander.

In welcher Lage befindet sich der König und Frankreich? Durch welche Mittel kann man der Verwaltung Kraft verleihen? Das waren die aufgestellten Fragen.

„Herr Graf, erwiderte Fouché, vor allen Dingen ist es nöthig, daß Sie meine Meinung und meine Ansichten über einige der großen Thatsachen, die seit 40 Jahren in Erfüllung gegangen sind, kennen lernen. Sie und ich, wir sind verschiedenen Panieren gefolgt, es ist daher nicht möglich, daß unsere Art, die Revolution zu betrachten, und unsere Gefühle darüber übereinstimmen. Ich halte sie für eine unzerstörbare Thatsache, und meine Meinung ist, daß die Regierung ebenso wenig bestehen kann, ohne auf sie Rücksicht zu nehmen, als ein Körper ohne Unterstüzzung seines Schwerpunctes. Die Ereignisse der Re-

volution kann man verschieden beurtheilen, und auch für mich giebt es Ereignisse, die ich beweine.[1]) Ich gab mein Votum zu etwas, was schwer auf mir lastet; aber das Alles ist ja nicht die Revolution; es sind nur grausame Episoden; wenn Sie mit dieser großen Thatsache in den Kampf treten wollen, so werden Sie von ihr zerschmettert."

„Aber, erwiderte Herr von Blacas, jede Ausgleichung zwischen Wahrheit und Irrthum, zwischen Revolution und Legitimität, ist unmöglich; wie können Sie verlangen, daß der König denen die Hand reiche, die ihn verjagt haben? Wäre es nicht genug, daß er ihnen verzeiht?"

„Sie irren sich, hier kommt es nicht auf Personen, sondern auf Sachen an; die Nation muß überzeugt werden, daß der König ihre Revolution angenommen habe. Deßhalb ist es der erste, größte Fehler, eine ohne Zweifel edle, aber unter uns seit dreißig Jahren fremde Farbe der Nationalfarbe zu substituiren. Es war dieß für Ludwig XVIII. das nämliche Opfer, wie für Heinrich IV. die Messe."

---

1) Man muß nicht vergessen, daß Fouché mit Herrn von Blacas sprach.

„Was! Ludwig XVIII. die dreifarbige Fahne annehmen! Die Farben der Henker sollten das Diadem des Opfers schmücken!"

„Ich fühle es tief, wie Sie, Herr von Blacas, ich weiß, was es Ludwig XVIII., was es der königlichen Familie kosten muß, es mit einer Sache zu halten, wegen welcher das Haupt Ludwig XVI. fiel. Dieß Haupt ist ein blutiges Hinderniß zwischen uns und der Restauration, und gerade darin liegt eine der Ursachen des Mißbehagens, in welchem das Königthum sich befindet. In großen entscheidenden Augenblicken muß sich die Seele über die gewöhnlichen Empfindungen erheben. Man regiert die Staaten nicht mit Erinnerungen, und besiegt den Widerwillen nicht mit Vorwürfen. Wenn man immer nur über die Verbrechen der Nation seufzt, da kann man keinen Anspruch machen auf ihr Vertrauen und ihre Dienste. Herr Graf, ich habe ein ebenso fühlendes Herz, wie Sie; ich hasse das Blut, und man betrachte mein Leben, wie man will, selbst wenn man die außerordentlichen Umstände von demselben trennt, in denen man sich nicht mehr angehört, immer war es meine Ansicht, Blut sei für eine jede Sache verderblich. Glauben Sie nicht, daß meine Gedanken sich tausendmal

nach dem 21. Januar zurückgewandt haben! daß das Bild Ludwig XVI. mich auf meiner langen, bewegten Laufbahn stets verfolgt hat! Aber ein für allemal! es ist eine feststehende Thatsache! Man muß sie vielmehr annehmen, als abbüßen wollen."

„Wie, den Königsmord annehmen! Sie wollen, Ludwig XVI. Bruder solle nicht mehr weinen über das erlauchte Schlachtopfer!"

„Sie verstehen mich nicht; es giebt häusliche Altäre, einen Privatcultus, und nicht ich will gerechte Thränen vertrocknen; aber diese öffentliche Trauer, diese immerwährende Protestation gegen die Revolution beunruhigt die Gemüther, bedroht die Interessen. Glauben Sie, daß die Käufer der Nationalgüter ruhig sind, wenn Sie jeden Tag Ihre Angriffe gegen die Staatsgewalt richten, die ihrem Titel begründet hat! Glauben Sie, die Armee ertrage es geduldig, daß Sie sie die Zeit ihres Ruhms wie ein Verbrechen abbüßen lassen!"

„Aber das Wort des Königs schützt diejenigen, welche Nationalgüter zum Eigenthum erworben haben; die Armee hat sich nicht zu beklagen, Ludwig XVIII. hat sie vor den Fremden gerettet."

„Ich achte das königliche Wort und traue ihm;

nicht in den König setzt Frankreich Mißtrauen, sondern in seine Umgebung. Glauben Sie mir, Herr Graf, es herrscht Unzufriedenheit, und mehr als das, Widerwille; es kann jeden Morgen ein Ereigniß ausbrechen, ich weiß nicht, welches, und Sie werden sehen, wie verlassen von Allen die Familie der Bourbons seyn wird. Uebrigens, wozu haben Sie mich befragt? Unsere Principien sind verschieden, wir können uns nicht begegnen. Ich gehe von Thatsachen aus, Sie von Gefühlen!"

„Ich habe den Befehlen des Königs gehorcht, erwiderte Herr von Blacas, ich entferne mich."

So trennte man sich. Hinter einander her gingen der Herzog von Otranto und Blacas im Cabinet des Herzogs von Dalberg herum. Zu letzterm sprach der Herzog von Otranto: „Wenn sich der König ferner noch dieses Mannes bedient, so kann er zehn Kronen verlieren, eine nach der andern."

Auf gleiche Weise sagte der Herr von Blacas: „Ich habe dem König die größte Probe meiner Ergebung geliefert, tête à tête mit diesem Meuchelmörder zu seyn; wenn der König den Weg befolgt, welchen er ihm zeigt, so wird er bald weder auf der einen, noch auf der andern Seite eine Stütze finden."

So war die Lage der Dinge und die Stellung der Regierung, als Herr von Talleyrand Paris verließ, um sich auf den Wiener Congreß zu begeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

2.

Graf Heinrich von Saint Simon und seine Jünger.

Die Anmaßung, eine neue Religion zu stiften, welche sich an die Stelle des Christenthums setzen und dieses gänzlich verdrängen will, obgleich die Angriffe zunächst nur das katholische Christenthum treffen, kann von dem theologischen und philosophischen Standpuncte aus sich als eine sehr ungegründete darstellen, und größtentheils auf Unkenntniß dessen, was außerhalb der katholischen Kirche gelehrt wird, so wie dessen, was die Philosophie schon oft gegen den Pantheismus vorgetragen hat, beruhen. Es ist auch gewiß sehr verdienstlich, wenn den Verbreitern dieser neuen Lehre die Seichtigkeit ihrer Gründe gegen die christliche Religion, und die Unhaltbarkeit ihres eigenen Systems

mit den zerstörenden Folgen desselben, wodurch alle bisherigen Bande der bürgerlichen Gesellschaft, in der Familie, gänzlich zerrissen werden, (was sie selbst ganz unverhohlen als den Zweck ihres Strebens angeben) ernstlich nachgewiesen werden, wie Herr Generalsuperintendent Bretschneider [1]) gethan hat. Aber dennoch ist der Saint-Simonismus eine der wichtigsten Erscheinungen in unserer an großen Begebenheiten so reichen Zeit, und wenn er auch in der Gestalt, worin er bis jetzt aufgetreten ist, wieder verschwinden sollte, wenn auch sein Umfang beschränkt bliebe, und sich nicht über die Grenzen des katholischen Frankreich verbreitete, so würde er dennoch in der Geschichte der Versuche, welche gemacht worden sind, um den Grundverhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft eine völlig neue Einrichtung zu geben, eine ausgezeichnete Stelle einnehmen.

---

1) Der Simonismus und das Christenthum, oder beurtheilende Darstellung der Simonistischen Religion, ihres Verhältnisses zur christlichen Kirche und der Lage des Christenthums in unserer Zeit. Von Dr. Carl Gottlieb Bretschneider, Oberconsistorialrath und Generalsuperintendenten zu Gotha. Leipz. 1832.

Der St. Simonismus ist freilich, wenn man ihn von der politischen und staatswirthschaftlichen Seite betrachtet, nichts Neues. Seine Grundlage ist in dieser Hinsicht, daß alle Glieder der Gesellschaft wirklich arbeiten sollen, und keiner nur von der Arbeit Anderer leben darf. Die Arbeit soll als Erfüllung einer religiösen Pflicht, als Gottesdienst angesehen werden, von welcher eben deßwegen durchaus Niemand frei bleiben kann. Die Arbeit geschieht für Rechnung der Gesellschaft und nach Anordnung der Gesellschaft, die sich daher auch eine allgemeine Vergesellschaftung der Menschheit (association générale de l'humanité) nennt. Der kirchliche Vorsteher, Priester, weist einem Jeden seine Arbeit nach dem Maße seiner Kenntnisse und Fähigkeiten an. Wie weit dieses bereits wirklich ausgeführt ist, läßt sich aus den vor uns liegenden Materialien nicht entnehmen; vielmehr scheint es mit der gemeinschaftlichen Kasse der Gesellschaft noch nicht in Ordnung zu seyn. Eine Folge dieser gesellschaftlichen Einrichtung ist die Aufhebung des Erbrechts und selbst des Privateigenthums, wenigstens in Ansehung des unbeweglichen Vermögens. Die Verlassenschaft der Mitglieder gehört, wie es scheint, der Gesellschaft; aber eben, weil es eine Ver-

lassenschaft geben kann, muß doch bei Lebzeiten der Mitglieder noch Eigenthum der einzelnen vorhanden seyn. In dem Glaubensbekenntniß der St. Simonisten, welches Herr GS. Bretschneider mittheilt [1]) so wie in den fünf Reden über die St. Simonistische Religion, im Sommer 1830 an die Zöglinge der polytechnischen Schule gehalten, [2]) wird über diesen Punct nichts Bestimmtes gesagt. In der letztern kommt folgende Stelle vor. „Und wir wollen das Erbrecht abschaffen und die Verhältnisse des Eigenthums umgestalten! Ja wir wollen es; denn wir wollen an die Stelle desselben solche Einrichtungen setzen, die weit mehr allen Gefühlen väterlicher Liebe genügen, und nicht bloß einzelne Classen der Menschheit, sondern alle zusammen ohne Ausnahme umfassen werden. Fürch-

---

1) Religion Saint-Simonienne, association universelle ou organisation définitive de l'humanité pour l'amélioration progressive sous le rapport moral, intellectuel et physique du sort de la classe la plus nombreuse et la plus pauvre. Paris 1831.

2) De la religion Saint-Simonienne. Aux élèves de l'école polytechnique. Cinq discours: La religion; Dieu; L'humanité; L'héritage; Appel. Bruxelles 1831. Uebers. Göttingen 1831.

ten Sie nichts! Wenn wir unsere Schiffe verbrennen, so geschieht es nur deßwegen, weil wir das neue Land erreicht haben, nach dem man sich so lange gesehnt hat, und das wir nie wieder verlassen werden. Bald hoffe ich, werden Sie unser Vertrauen theilen. Sie werden es theilen, sobald Sie sich überzeugt haben, daß wir durchaus nicht daran denken, den unsinnigen Traum eines agrarischen Gesetzes auszuführen, unsinnig, weil eine solche gleiche Vertheilung auch wieder ungeheure Vorrechte gewähren würde, und zwar gerade denen am meisten, welche die geringste Fähigkeit und die wenigste Arbeitsamkeit haben. Sie werden unser Vertrauen theilen, wenn Sie sehen, daß es hier bloß darauf abgesehen ist, die nämlichen Grundsätze, welche die Gesellschaft gleichsam durch Instinct auf eine Menge von Besitzthümern angewendet hat, indem sie solche dem Eigenthum der Einzelnen entnommen, und zum Eigenthum der Gesellschaft gemacht hat, auch auf Grundstücke und Capitalien auszudehnen. So gehörten Städte und Dörfer ehemals auch einzelnen Individuen zu, sind aber jetzt eine Besitzung des Staats. So verhält es sich mit Salzseen und Forsten, deren Benutzung immer mehr vom Staate geordnet und bestimmt wird; so mit den Berg-

werken, über welche sich der Staat ein unumschränktes Recht beigelegt hat, um sie den Händen derer zu übergeben, welche für die tüchtigsten zu ihrer Bearbeitung gehalten werden."

In dem Catéchisme des Industriels, einer der letzten Schriften des Grafen Heinrich von St. Simon (1823), soll die ganze Gesellschaft die alleinige Eigenthümerin alles Vermögens, sowohl des baaren Geldes und beweglicher Güter, als der Grundstücke seyn, und dieses durch eine Centralbank, unter welcher Provinzials-, Bezirks- und Ortsbanken stünden, verwalten. Einem Jeden würde dann von der Genossenschaft der Regierenden, oder der Priester, sowohl die Arbeit zugetheilt, die seinen Kräften angemessen wäre, als auch der Lohn nach seinem Verdienst zugewiesen. Es sei dieß keine Gütergemeinschaft, nämlich keine Theilung nach gleichen Theilen, welche eine Ungerechtigkeit gegen die Fähigern und Fleißigern seyn würde, sondern eine Vertheilung nach dem Verdienst und Werth. Was man jetzt Eigenthum nennt, bekäme hierdurch die Natur eines Gehalts.

Alles dieß ist im Wesentlichen, wie gesagt, nichts Neues. Die ersten Christen hatten etwas Aehnliches, und fast jede neue religiöse Secte, welche sich nicht

bloß durch Glaubensartikel, sondern durch ihr Leben von andern trennte, ging von gleichen Ideen aus, oder brachte wenigstens einzelne Versuche zu einer solchen Einrichtung hervor. Etwas davon sehen wir noch jetzt bei den evangelischen Brüdergemeinden, und bei weitem mehr bei den Harmoniten oder Rappisten in Nordamerica. Dieser Gedanke hat auch etwas Verführerisches, und eine Zeitlang befinden sich die Einzelnen ganz wohl dabei. Es ist ja im Grunde wieder die Platonische Republik, wo die Weisesten, die Philosophen, bei St. Simon die Priester, einem Jeden den Beruf anweisen, zu dem sie ihn tauglich finden, dazu die Erziehung leitet und die Regierung des Ganzen führt.

Aber so einfach und harmonisch das Bild einer Gesellschaft erscheint, welche auf eine solche Weise zusammengesetzt ist, und so viel sich auch in einer solchen Verbindung durch den ursprünglichen Eifer der Mitglieder, so wie durch die Macht der Erziehung und Gewöhnung ausrichten läßt, so daß man auch die Möglichkeit nicht in Abrede stellen kann, daß eine solche Gesellschaft sich eine geraume Zeit erhalten kann, so läßt sich doch auf der andern Seite mit Gewißheit vorhersagen, daß die große, dem obersten Prie-

ster, oder Päpste, anvertraute Gewalt nicht lange ohne Ausartung und Mißbrauch bleiben werde, und daß, wenn auch die Erziehung noch so sorgfältig darauf berechnet wird, die Menschen zu einem blinden theocratischen Gehorsam zu gewöhnen, doch die Freiheit des Geistes, wie des thätigen Lebens sich wieder ihre Bahnen brechen, damit aber das ganze Gebäude der Simonistischen Priesterherrschaft zertrümmern werde. Denn so sehr es den Forderungen der Vernunft zu entsprechen scheint, daß Arbeit und Lohn durchaus nach Fähigkeit und Verdienst vertheilt werde, und so wahr es auch ist, daß es ein großes Uebel in der bürgerlichen Gesellschaft ist, wenn Capitalien und Grundeigenthum zu sehr in den Händen Weniger zusammengezogen, dadurch aber Viele, und dieß heißt dann die ganze Masse des Volks, diesen dienstbar gemacht worden sind, so ist doch gewiß, daß es in der ersten Hinsicht der rechte Weg zu einer richtigen Vertheilung der Arbeit und des Lohns nicht ist, diese in die Hände eines Mannes oder einer Corporation zu legen, und daß, was den zweiten Punct betrifft, das entgegengesetzte Extrem gänzlicher Aufhebung alles besondern Eigenthums und Erbrechts wohl ebenso große, oder noch viel größere Uebel in seinem Gefolge hat.

Wie wird es einem solchen Oberpriester möglich seyn, wenn die neue Kirche sich nur einigermaßen ausbreiten sollte, die Fähigkeiten seiner Untergebenen so genau kennen zu lernen, um einem Jeden gerade die für ihn passende Thätigkeit anzuweisen? Und wenn er sich dabei auf seine Gehülfen, die unter ihm arbeitenden Priester, verlassen muß, wie wird es möglich seyn, eine solche Menge von Männern zu finden, welche so große Einsicht, so tiefe Kenntniß, als nöthig ist, um die oft sehr versteckt liegenden großen Anlagen eines jeden Einzelnen zu entdecken, mit einer so großen Festigkeit des Characters verbinden, daß sie stets über alles Menschliche, über Zuneigung und Widerwillen, über jede Regung von Empfindlichkeit, über alle Versuchung zu willkürlicher Herrschaft, die so nahe liegt, erhaben bleiben. Wenn sich, wie wir nicht hoffen, die St. Simonisten nicht übernatürlicher Eingebung und Erleuchtung rühmen, wie wollen sie vermeiden, daß ihrem socialen Priester nicht auch zuweilen etwas Menschliches begegne! Wer soll die Fehler des Priesterkönigs gut machen? Und wer hat in ihrer Gesellschaft die Macht, denselben abzusetzen, wenn er seine Würde und seine Gewalt mißbraucht? Wer aber behütet die Gesellschaft davor, daß nicht auch die

Befugniß, die Hohenpriester abzusetzen, den Kampfplatz für alle mögliche Leidenschaften, für Herrschsucht, Eitelkeit und noch Schlimmeres eröffne? Von den Mißbräuchen, welche bei der Verwaltung des Gesellschaftsvermögens entstehen können, wollen wir gar nicht einmal sprechen.

Noch kennen wir zu wenig von der Organisation der Gesellschaft, um über diese eine auf Gründen beruhende Meinung bilden zu können. Die Mitglieder theilen sich in Arbeiter, Künstler, Gelehrte und Priester. Der Priester ist das Band der Gesellschaft und Hierarchie. Von ihm geht alle Thätigkeit aus; er stellt einen Jeden an die Stelle, wo er wirken soll; theilt einem Jeden den Theil von Liebe, Ansehen und Einkommen zu, welcher ihm nach seinen Fähigkeiten und seiner Arbeitsamkeit gebührt; er ist der Regierer der Gesellschaft. Ihm zunächst steht von der einen Seite der Künstler, welcher die Gedanken und Empfindungen des Priesters in sinnlicher Anschauung ausdrückt, und in Andern weckt. Der Gelehrte soll die Gesetze des menschlichen Lebens und der Außenwelt immer genauer erforschen, und da nun Alles, was ist und erscheint, nur eine Manifestation Gottes ist, so sind alle Gelehrte Theologen. Von den Gelehrten

geht, wie natürlich, der Unterricht der Arbeiter aus, und mit ihnen stehen sie durch den Priester in Verbindung, indem sie sich selbst wieder in zwei Ordnungen theilen, die eigentlichen Theoretiker und die Lehrer der Arbeitenden. Die Erziehung ist nämlich theils die allgemeine moralische, deren vorzüglichste Mittel für die Erwachsenen die Predigt und die Beichte (d. i. Unterricht in Geheim den einzelnen Individuen in Anwendung auf ihre speciellen Verhältnisse gegeben) sind, theils die specielle oder professionelle für den besondern Beruf der Einzelnen.

Was aber auch gegen diese Organisation erinnert werden könnte, und was auch die eigentliche religiöse Lehre der neuen Kirche gegen sich haben mag, so verdient doch zweierlei große Aufmerksamkeit.

Erstens zeichnet sich der St. Simonismus sowohl durch den Gang seiner Entstehung, als durch die Classe, unter welchen er bis jetzt seine meisten Schüler fand, sehr von allen ähnlichen ältern Erscheinungen aus. Sonst war es gewöhnlich ein Begeisterter, welcher bei seinem Leben eine Menge Schüler um sich versammelte, und sich zu ihrem ersten Oberhaupte erhob. Saint Simon aber hatte, als er am 19. Mai 1825 diese Welt verließ, nur einen treuen Schüler

und zwei oder drei neugewonnene Freunde um sich; die ältern hatten ihn verlassen. Erst nach seinem Tode gewann seine Lehre Anhänger, welche sich im Jahre 1830 bis auf 15 Priester und einige Tausend Gläubige der neuen Wissenschaft vermehrt hatten. Es ist also in dem Wirken Saint Simons selbst durchaus nichts Persönliches und Egoistisches, und seine Lehren sind erst von Andern aufgefaßt und weiter entwickelt worden. Seine meisten Jünger hat er auch nicht, wie andere Stifter schwärmerischer Secten in der Classe derer gefunden, deren geringe Uebung im regelrechten Denken sie für unklare Vorstellungen empfänglicher machte, sondern vornehmlich unter den Studirenden des Rechts, der Medicin und besonders den Zöglingen der polytechnischen Schule. Einer seiner aufrichtigsten und feurigsten Bewunderer, welcher auch eine Zeitlang zur neuen Kirche hielt, sich aber bald wieder von ihr trennte, ist Lerminier, welcher auch den Deutschen Rechtsgelehrten durch seine allgemeine Einleitung in die Geschichte des Rechts [1]) bekannt ist, und in

1) Introduction générale à l'histoire du droit. Paris 1830. Auch ist von ihm gedruckt: De possessione, analytica Savignianae doctrinae expositio.

seinem neuesten Werke über die Rechtsphilosophie [1]) sowohl dem Philosophen Saint Simon einen eigenen Abschnitt mit Condorcet, de Maistre und Benj. Constant gewidmet, als auch im Anhange ein Fragment über das Leben und die Schriften Saint Simons gegeben hat, welches wir weiter unten mittheilen. Lerminier vertheidigt ihn auch gegen die Uebertreibungen seiner neuern Anhänger. Der Hauptgedanke St. Simons sei nur eine Vereinigung der Menschen zu gemeinschaftlicher Arbeit, auf welche er eine Reorganisation der bürgerlichen Gesellschaft bauen wollte. Sein Streben ging auf eine Verbesserung der arbeitenden Classen in moralischer, intellectueller und physischer Hinsicht, und zu diesem Ende auf politische Reformen, aber weder auf eine Theocratie, noch auf eine gänzliche Abschaffung des Erbrechts. [2])

---

1) Philosophie du droit. Paris 1831. II. Vol. 8. Lerminier ist jetzt Professor der universalen vergleichenden Rechtsgeschichte am Collége de France.

2) Es wäre interessant, wenn sich jemand die Mühe nehmen wollte, die eigenen Schriften St. Simons in dieser Hinsicht zu prüfen, und zu scheiden, was ihm selbst schon angehört, von dem, was erst seine Schüler hinzugethan haben. Weder Carové (der

Aber zweitens, wenn man nun auch den Saint Simonisten außer den Erinnerungen gegen den innern Gehalt ihres Systems auch noch den Vorwurf machen kann, daß sie selbst den Lehren ihres Heiligen nicht mehr getreu sind, sondern viel weiter gehen, und etwas ganz Anderes daraus gemacht haben, als er beabsichtigte, *) so muß man ihnen auch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie, wenn auch mit einer gewissen Einseitigkeit, und mit Anwendung sehr unrichtiger Heilmittel, doch die Grundursache aller Uebel, wovon die Civilisation des westlichen Europa theils schon heimgesucht, theils bedroht ist, sehr richtig erkannt haben.

Denn Alles, was in Frankreich seit 1788 ge-

St. Simonismus und die neuere französische Philosophie. Leipz. 1831. 8), noch Bretschneider haben eigene Schriften desselben zum Gegenstande ihrer Prüfungen gemacht.

*) Es scheint, daß ihnen dabei in den neuern Berichten, welche die Tagesblätter geben, noch viel Ungereimtes und Schändliches aufgebürdet wird, was sie nicht verschuldet haben. Doch weiß man freilich nicht, wie weit eine Gemeinde, welche einmal von einer gewissen Schwärmerei ergriffen ist, verleitet werden kann.

schehen ist, was sich England vorbereitet, was sich in Italien von weitem ankündigt und in andern Ländern mehr oder weniger in Anregung ist, liefert die Beweise, daß in der Europäischen Völkerfamilie eine doppelte Gährung vorhanden ist, welche sowohl durch geistige, als durch materielle Ursachen hervorgebracht ist, die aber beide auf das Innigste mit einander verbunden sind und einander durchdringen. Es verräth eine wahre Unfähigkeit des Urtheils, wenn man sich und Andern vorspiegeln will, daß diese große Bewegung das willkürliche Werk einiger Unruhstifter, einer sich durch alle Länder von Europa verbreitenden Verschwörung sei. Es ist Selbstbetrug oder absichtliche Täuschung, wenn man die Veränderung in dem Geiste und dem Handel der Völker, welche man vor Augen sieht, den Lehren der Philosophen zuschreibt und eine Geschichte der Revolution in Frankreich sogar als eine Geschichte der neuen Philosophie bezeichnet, als wenn nicht dieselben Lehren von jeher vorgetragen worden wären! Aber die große geistige Bewegung liegt, in sofern sie sich auf die Verfassung und Verwaltung des Staats bezieht, darin, daß die Idee des Rechts lebendiger und kräftiger die Völker durchdrungen hat, und diese daher ganz andere Ansprüche

machen, als vorher, und Vieles nicht mehr ertragen, was ihnen früher gar nicht auffiel. Dieses Rechtsgefühl ist ein unausbleibliches Resultat der ganzen neuern Weltgeschichte, und wird durch Alles, was geschieht, sowohl um es zu befriedigen (Reformen des gerichtlichen Verfahrens, Gesetzbücher, in der Volkssprache Verfassungen), als um es zum Schweigen zu bringen, nur noch mehr geschärft und weiter verbreitet. Es stehet dieses erhöhte Interesse für das Recht, welches darum, weil es zuweilen seinen Character selbst verleugnet, und in große und gefährliche Ungerechtigkeiten, rohe Gewaltthätigkeit und ihren eignen Zweck zerstörende Selbsthülfe ausbricht, doch nicht in seiner Quelle verkannt werden darf, mit allen andern Erscheinungen und Aufregungen des Volkslebens im innigsten Zusammenhang und in gegenseitiger Einwirkung; aber es bildet für sich allein eine der großen bewegenden Kräfte der neuern Zeit. Es verdient Achtung, nicht in seinen mit sich selbst in Widerspruch stehenden Ausbrüchen, aber in seiner Grundlage, und keine Reform wird helfen, die Wunden der Zeit zu heilen, wenn sie nicht zugleich diesen Zweck mit umfaßt.

Nun aber sind leider unsere gegenwärtigen Ein-

richtungen für die Handhabung der Gerechtigkeit noch sehr weit von dem entfernt, was die Völker, freilich mehr mit einem dunkeln Gefühle, als mit klarer Vorstellung von dem Wesen der Sache, und von den großen Hindernissen einer vollkommenen Rechtspflege, welche in der menschlichen Natur selbst liegen, in dieser Hinsicht erwarten. Nur zu oft widerspricht der Ausgang einer Rechtssache dem Bewußtsein des Einzelnen, und der wohlbegründeten öffentlichen Meinung von Wahrheit und Recht, und muß ihm widersprechen, weil er eines Theils nicht von einem subjectiven Fürwahrhalten in Ansehung der Thatsachen, und andern Theils nicht von dem, was der Geist der Zeit für Recht erkennt, ausgehen darf, sondern von gewissen Formen geleitet werden muß, die in einzelnen Fällen allerdings ihren Zweck verfehlen, und sich über das vorhandene Gesetz, wenn es auch noch so verkehrt wäre, eigenmächtig nicht erheben kann. Daraus entspringt denn in den Völkern eine Neigung, die Handhabung der Gerechtigkeit und die Gesetzgebung mit religiösen und moralischen Vorstellungen mehr in Uebereinstimmung zu bringen, und auch die Saint-Simonisten haben diese Tendenz mit ergriffen.

Die materiellen Ursachen der Gährung sind aber vornehmlich in dem gepreßten Zustande zu suchen, in welchem sich die Völker des Europäischen Staatensystems befinden. Das Mißverhältniß zwischen der Bevölkerung und den Mitteln ihrer Erhaltung, zwischen der kleinen Zahl der Grundherren und der Masse der Arbeiter, [1]) mit einem Worte zwischen Besitz und Entbehrung, zwischen Reichthum und Armuth, ist so groß geworden, daß auch die größte Anstrengung weder einige Sicherheit für die Zukunft, noch für die Gegenwart die Befriedigung der Bedürfnisse mehr gewährt. Das ist die unselige Folge der Kriege seit 1792. Der dreißigjährige Krieg hatte Deutschland mehr verwüstet, als die Revolutionskriege, aber seine Folgen sind doch weniger empfun-

---

1) Dahin rechnen wir auch diejenigen, welche mit bloßen Häusern und etwas Feld, welches aber zur selbstständigen Ernährung einer Familie nicht hinreichend ist, angesessen sind, sowie diejenigen, welche zwar größern landwirthschaftlichen Grundbesitz haben, der aber mit Diensten, Abgaben und Einschränkungen (Zehnten, Triften u. s. w.) so belastet ist, daß der Besitzer doch in der Hauptsache nur für fremde Rechnung arbeiten muß.

den worden, weil er nicht diese Massen von Staatsschulden hinterlassen hatte, welche jetzt auf allen Ländern lasten, und eine Classe von Eigenthum geschaffen haben, welche bloß in dem Genuß fremder Arbeit besteht. Die Zahl der unbeschäftigten, um ihre Existenz kämpfenden Arbeiter wird täglich größer, und jedes Mittel, was man anwendet, um die Lasten der Völker zu erleichtern, hat eine Seite, von welcher es wieder das Uebel vergrößert. Ersparungen im Staatshaushalt vermindern zwar die Ausgaben des Staats, aber auch die Consumtion und den Absatz der Producte; Handelsbeschränkungen erhöhen den Preis der Waaren, aber auch das Bedürfniß der Einzelnen; Unterstützungen der Arbeiter, indem man ihnen auf Kosten des Staats Beschäftigung giebt, vergrößern die auf der Gesammtheit liegende Last. Und so finden sich die Staaten nach allen Seiten in einem Cirkel befangen, welcher durch die gewöhnlichen Mittel kaum aufzulösen ist. Es müssen neue Wege aufgesucht werden, die aber auch nicht leicht zu eröffnen sind, und von welchen man nicht durchaus voraussagen kann, wohin sie führen.

Daß aber ein solcher gepreßte Zustand wirklich vorhanden ist, zeigt sich zwar in einigen Ländern bestimm-

ter als in andern, in England, und besonders in Irland mehr, als in Frankreich, in Frankreich mehr, als bei uns, aber dem aufmerksamen Beobachter entgeht er nirgends. In Irland ist eine Bevölkerung von 7 Millionen Menschen, ohne Grundeigenthum, auf die dürftigste Nahrung in einem fruchtbaren Lande angewiesen, fremd in ihrem Vaterlande, während Fremde im Besitz des Landes sind; in England sind Hunderttausende bei jeder unbedeutenden Handels-Crisis in Gefahr, zu verhungern; in Frankreich brauchen wir nur an die Auftritte in Lyon zu erinnern.

Alles dieses kann nicht bleiben wie es ist. Das Nächste, was versucht wurde, ist die Anlage von Colonieen. England suchte längst, seiner überflüssigen Bevölkerung Niederlassung auf dem Cap der guten Hoffnung, oder in Canada anzuweisen; Frankreich scheint die Gegend von Algier colonisiren zu wollen. Aber dieß ist eine Hülfe, welche so gering und langsam ist, daß von ihr nichts erwartet werden kann. Wer selbst die Mittel besitzt, eine Niederlassung in fernen Gegenden zu gründen, kommt damit auch wohl noch im Vaterlande aus; soll die Regierung diese Mittel herbeischaffen, so geräth sie in die Alterna-

tive, die Staatsauflagen erhöhen zu müssen; und der größte Theil derer, welchen es in der Heimath an Arbeit fehlt, sind für die Beschäftigungen, die der Ansiedler in einer bisher unbebauten Gegend nöthig hat, nicht geeignet. Es bleibt also nichts übrig, als in den Elementarverhältnissen des Volkes selbst solche Veränderungen vorzunehmen, welche zuerst das Zunehmen des Uebels verhindern, und sodann nach und nach auch eine Heilung bewirken können. Worin diese Veränderungen bestehen können, liegt sehr nahe. In Ansehung des Grundeigenthums ist es eine größere Theilung desselben; in Ansehung der Gewerbsindustrie ist es die Unabhängigkeit des einzelnen Arbeiters von dem Fabrikherrn und Kaufmann, was, verbunden mit verständiger Leitung der Arbeit überhaupt, den Gegenstand der Aufgabe ausmacht. Denn auch diese Unabhängigkeit ist vergeblich, wenn die Beschäftigung nicht dem abwechselnden Gange des Verbrauchs folgt, und die Production größer wird, als die Nachfrage. Sie ist auch nur in der Verbindung mehrerer Arbeiter zu erreichen, weil nur durch eine solche die großen Vortheile benutzt werden können, welche das Fortschreiten der Wissenschaften und der Maschinen gewährt.

Der Graf von Saint-Simon war daher keiner Schwärmerei zu beschuldigen, als er sein ganzes Bestreben darauf richtete, dem hereinbrechenden Verderben der bürgerlichen Gesellschaft von dieser Seite Einhalt zu thun, und es ist ein Beweis seines denkenden Geistes, daß er die Nothwendigkeit zu einer Zeit erkannte, als die Gefahr noch lange nicht so dringend zu seyn schien. Auf diese politisch-staatswirthschaftliche Reform war, wie Lerminier sagt, sein Zweck beschränkt, und die Religion das Band, welches die Gesellschaft zusammenhalten sollte. In dem staatswirthschaftlichen und technischen Theile seiner Bestrebung hatte er den berühmten Monge (geb. 1746. gest. 1818.), Stifter und Lehrer der polytechnischen Schule, zum Freunde, der daher auch von den Saint-Simonisten gleichsam als einer ihrer Heiligen verehrt wird. Diese technische Richtung erklärt es auch, warum so viele talentvolle, geist- und kenntnißreiche junge Männer, vorzüglich die Zöglinge der polytechnischen Schule, einer Lehre huldigen, welche mehr als irgend eine andere geeignet ist, der Wissenschaft und ihren Erweiterungen einen unmittelbaren Einfluß auf das Leben zu sichern.

In welchem Verhältnisse die Philosophie der

Saint-Simonisten zu der neuern Deutschen Philosophie steht, ist nicht unsere Aufgabe zu untersuchen; indem diese Blätter nur den Zweck hatten, zu zeigen, in welchem Zusammenhange der Saint-Simonismus mit den Bedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft stehet, und aus denselben hervorgegangen ist. Es wird dieß genügen, um die große Wichtigkeit einer Erscheinung zu beweisen, welche immerhin auf philosophischen und religiösen Irrthümern beruhen, und auch als politisch-kirchliche Stiftung völlig unhaltbar seyn mag, aber doch die allgemeine Aufmerksamkeit im höchsten Grade verdient.

Ueber das Leben und die Schriften des Stifters giebt Lerminier, wie oben erwähnt wurde, selbst nur ein Bruchstück.

Claude Henry, Graf von Saint-Simon, wurde zu Paris 1760 geboren. Er gehörte zu der Familie des Herzogs von Saint-Simon, welcher lange Zeit am Hofe Ludwigs XIV. in so großem Ansehen stand, und dessen geistreiche Memoiren ihm einen Platz unter den ausgezeichneten Schriftstellern verschafft haben. Die Familie behauptete, von den alten Grafen von Vermandois, und durch sie

von Carl dem Großen abzustammen [1]), und auch der Graf war sehr von seinem erhabenen Ursprunge durchdrungen. „Alles Große, sagt er in seiner Introduction aux travaux scientifiques du dix-neuvième siècle, was je gethan oder gesagt worden ist, kommt vom Adel her. Mein Ahnherr, Carl der Große, Peter der Große, Friedrich der Große und der Kaiser Napoleon waren geborne Edelleute. Die größten Denker, Galilei, Bacon, Descartes, Newton waren von Adel!"

Ueber die erste Jugend St. Simons fehlen die Nachrichten. Er selbst fängt in seinen Briefen, worin er sein Leben erzählt, von seinem Eintritt in den Kriegsdienst im J. 1777 an. Daß er sich alle Morgen mit den Worten wecken ließ: „Stehen Sie auf, Herr Graf, Sie haben große Dinge zu verrichten!" sagt er selbst. 1779 ging er mit Französischen Truppen nach America, diente unter Bouillé und Washington, und ward mit Franklin bekannt.

---

1) Aber das Parlament erkannte diese Genealogie nicht an, die nur auf dem zweideutigen Beweise einer Wappenähnlichkeit beruhte. S. Biographie univ. T. XL. p. 101.

Er blieb fünf Jahre dort, und übergab bei seiner Rückkehr der Spanischen Regierung ein Project, das Atlantische Meer mit dem Südmeere durch einen schiffbaren Canal zu verbinden. Bei seiner Rückkehr wurde er Oberster, benutzte aber seine unbeschäftigte Lage zu Reisen nach Holland 1785, nach Spanien 1787. Während der Revolution lebte er in der Stille, und widmete sich ganz dem Plane: ein großes industrielles Etablissement und eine wissenschaftliche Lehranstalt für die Vervollkommnungen zu gründen. Mit dem Grafen Redern stiftete er eine ausgedehnte Unternehmung von Diligencen, die den Namen der Blitz führte; als sie im besten Gedeihen war, trat der Graf Redern ab, und St. Simon behielt nur 144,000 Fr. übrig, welche zu seiner größern Stiftung nicht hinreichten. Nunmehr wendete er sich der Philosophie zu. Zuerst studirte er die Naturwissenschaften, und trat in Verbindung mit Monge, dann nahm er seine Wohnung bei der Ecole de médecine und studirte Physiologie. Nach dem Frieden von Amiens ging er nach England, Genf und Deutschland.

1808 war er mit seinen Vorbereitungen fertig, und fing an, zu schreiben. Zuerst seine Introduction aux travaux scientifiques du dixneuvi-

ème siècle 2 Bde. 4., wovon nur 100 Exemplare zur Vertheilung an Gelehrte gedruckt worden sind. Sie enthält eine kritische Darstellung der philosophischen Methode und Leistungen Descartes's, Newton's, Lokes und Condorcet's, Bemerkungen über die synthetische und analytische Methode, und über die Nothwendigkeit, die Wissenschaft, welche Newton anarchisirt habe, wieder zu monarchisiren, d. h. einen obersten und letzten Grundsatz alles Wissens aufzusuchen. Auch deutet er schon auf das Princip hin, von welchem seine ganze Politik ausgeht: „Der Mensch ist zur Arbeit verpflichtet; Menschen, die ohne eigene Arbeit bloß von Zinsen und Pachtgeldern leben, sind eine Last für die menschliche Gesellschaft. Durch moralische Gründe muß die öffentliche Meinung dahin gebracht werden, daß sie den müssiggehenden Verzehrer mit allgemeiner Verachtung bestraft." Zu Ende des J. 1808 erschienen seine Briefe, außer der Erzählung seiner Schicksale astronomischen Inhalts, und Ansichten enthaltend, welche er selbst wieder aufgegeben hat; 1810 ein Plan zu einer neuen Encyclopädie. Einige Memoires aus dieser Zeit sind noch nicht gedruckt.

Nach dem Fall Napoleons beschäftigte er sich

mit der Politik des Tages in verschiedenen Schriften: De la Réorganisation de la société européenne 1814. — Le défenseur des propriétaires des domaines nationaux. 1815. — Profession de foi des auteurs du défenseur des propriétaires des domaines nat. 1815. 4. — Opinion sur les mesures à prendre contre la coalition 1815. Diese Schriften arbeitete er gemeinschaftlich mit dem bekannten Historiker Augustin Thierry [1]) aus. Damals befand er sich noch auf dem Standpuncte der constitutionellen Monarchie; er hielt die Englische Verfassung für die vollkommenste, und drang auf eine enge Verbindung Frankreichs mit England.

Allein bald darauf ging er weiter. In dem auch gemeinschaftlich mit Thierry ausgearbeiteten Werke: L'Industrie, ou Discussions politiques morales et philosophiques dans l'intérêt de tous les hommes livrés à des travaux utiles et indépendans 1817. II. Vol. 4. betrachtet er die Staatsverfassungen überhaupt nur als einen Uebergang zu

---

1) Verfasser der geschätzten Lettres sur l'Histoire de France 18. . und der Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands. III. 8.

einer allgemeinen Association der Menschen. Diese Idee wurde in einer polemischen Zeitschrift: L'Organisateur 1819, 1820 weiter entwickelt, allein über die Mittel der Ausführung seiner neuen Ordnung der Dinge war Saint-Simon bei weitem nicht so mit sich im Reinen. Vielmehr war seine Meinung, daß man sich darin sehr nach der Zeit und den Umständen richten müsse. Es scheint also, daß er diese neue Ordnung der Dinge nur als ein Ideal aufstellte, das man zwar zu erreichen streben müsse (wodurch es sich von der Chimäre unterscheidet, welche unsere großen practischen Staatsmänner stets mit dem Ideal verwechseln), aber nicht in seiner Vollkommenheit ausführen könne. Die Zeitschrift ging ein, als Saint-Simon von der Regierung wegen einer darin aufgenommenen Parabel gerichtlich belangt, wiewohl freigesprochen wurde, und ebenso wenig Bestand hatte eine nachher unternommene Zeitschrift: Le Politique. Im J. 1820 schrieb er eine Flugschrift über die Wahlen.

Im J. 1821 folgte sein Systême industriel, eine weitere Entwickelung seines Hauptgedanken, und 1822 eine Broschüre: Des Bourbons et des Stuarts, worin er der regierenden Dynastie ihren unvermeidli-

chen Untergang verkündigt, wenn sie nicht, statt ihre Stützen und Rathgeber in Höflingen und Adeligen zu suchen, sich mit dem arbeitenden Theile der Nation verbinde. Der Catéchisme des industriels 1823, 1824, scheint eine populäre Darstellung seines Systems zu seyn.

Alle diese Bemühungen fanden wenig Aufmerksamkeit und noch weniger Beifall. Verachtung, Spott, Vergessenheit und Armuth waren der einzige Lohn des nach Ehre und nützlicher Thätigkeit strebenden Mannes. Er gerieth in Verzweiflung, und beschloß, die Welt zu verlassen. Allein der Schuß tödtete ihn nicht, und Saint-Simon, der mit dem Atheismus aufgetreten war, suchte nun seine Beruhigung in Gott, und die Begründung seiner allgemeinen menschlichen Association in einer neuen Religion. Er entwickelte nochmals die Grundlehren seiner gesellschaftlichen Einrichtungen in den Opinions littéraires, philosophiques et industrielles 1824, und drei Monate nachher erschien sein Nouveau Christianisme; dialogues entre un conservateur et un innovateur. 1825. 8. Er hatte gefunden, was er suchte. Seitdem er sich an die Religion gewendet hatte, war unerschütterliche Ruhe und Zuversicht in

seine Seele gedrungen. Er starb am 19. Mai 1825. Seine letzten Worte war die Ermahnung an seine Freunde, muthig ihren von ihm eröffneten Weg zu gehen. Noch werde die religiöse Tendenz ihrer Arbeiten eine Zeitlang verkannt werden. „Aber die Frucht ist reif; ihr werdet sie pflücken!"

K. E. Schmid.

3.

Denkwürdigkeiten Ludwigs XVIII.

Von ihm selbst.

In diesen Tagen sind zu Paris erschienen: Mémoires du Louis XVIII, recueillis et mis en ordre par M. le duc de D****.

Unter diesem duc de D****, glaubte man Anfangs, sei der Herzog von Doudeauville gemeint. Dieser hat aber in einem jüngst in die Französischen Zeitungen eingerückten Schreiben allen Antheil an der Herausgabe dieser Memoiren von sich abgewiesen. Auch könnte dieser duc de D. ein anderer homme d'état seyn, der sich schon um die Geschichte der Restauration sehr verdient gemacht hat durch die Herausgabe seiner

Memoiren, von denen wir unseren Lesern schon Einiges mitgetheilt haben und noch mittheilen werden. Doch lassen wir dieses als bloße Vermuthung dahingestellt seyn.

Die Aechtheit dieser Memoiren scheint keinem Zweifel unterworfen zu seyn. Wenn es auch an äußeren Gründen für dieselbe fehlt, so gebricht es doch nicht an innern. Es ist Ludwig XVIII., wie wir ihn schon längst kennen, der hier spricht; nur er hat dieses Buch, wie wir glauben möchten, schreiben können, nur er, der seinen Horaz so gut im Kopfe hatte, hat bei kleinlichen Hofintriguen an die philosophischen Sentenzen des großen Römischen Dichters denken können. Indessen möchte auch der Redacteur oder Herausgeber nicht ohne allen Einfluß auf den Inhalt dieser Memoiren gewesen seyn. Man findet Andeutungen in denselben, welche erst nach der Julirevolution geschrieben seyn dürften. Wir werden Gelegenheit finden, auf dieselben aufmerksam zu machen.

Memoiren von einem Könige müssen nothwendig die Neugierde erregen. Memoiren von einem Könige, wie Ludwig XVIII., der so Großes und Gewaltiges gesehen und so Ungeheueres erduldet hatte, scheinen nicht ohne das höchste Interesse seyn zu können. Er

selbst, der königliche Verfasser dieses Buchs, hat auch, wie er im Anfange desselben sagt, einen großen Zweck; er will Materialien für die Geschichte liefern. Aber von der Geschichte selbst hat er eine beschränkte Vorstellung gehabt. Ein Ereigniß, sagt er, jagt das andere in der Aufeinanderfolge der Begebenheiten, welche die Geschichte ausmachen. Er meint aber nur die Begebenheiten, welche er erzählt, und er erzählt nur die Begebenheiten, welche zur partie honteuse der Geschichte gehören, nämlich zur Geschichte der Höfe. Aber auch in dieser Hinsicht giebt es kaum Etwas von einiger Bedeutung. Es ist abermals eine Beschreibung von der Misère am Französischen Hofe, wie wir schon so viele haben; es wird abermals der äußere Glanz gezeigt und die innere Armseligkeit und Erbärmlichkeit. Und wenn auch zu dem traurigen Gemälde von kleinlichen Leidenschaften und Bestrebungen, von List und Ränken aller Art, von Eifersucht, Neid und Nebenbuhlerei und im besondern von Frivolität und Liederlichkeit hin und wieder ein neuer Pinselstrich hinzugekommen ist; was ist damit gewonnen, wer kann sich darüber freuen, wer etwas daraus lernen? Man muß sich vielmehr wundern, daß es dem königlichen Greise, auf einem Throne sitzend, der in einem tobenden

den Meere auf einem unterhöhlten Felsen errichtet war, möglich gewesen ist, sich aus der Zeit seiner Jugend, gleichsam im Angesichte der Ewigkeit, solche Erbärmlichkeiten ins Gedächtniß zurückzurufen, und man möchte sagen, die Sünden seiner Jugend in lüsterner und naschhafter Erinnerung noch ein Mal zu sündigen.

Deßwegen erlauben wir uns, nur einzelne Bruchstücke aus diesem Buche auszuheben, kleinere und größere, die das meiste Interesse zu haben scheinen, weil sie theils Ansichten und Urtheile eines gekrönten Verfassers sind, theils aber auch einige Aufklärung über Menschen und Dinge geben. Wir folgen der Ordnung des Buches, und übersetzen genau, weil oft der ganze Werth dieser Bruchstücke in der Weise liegt, in welcher sie geschrieben sind.

Der Dauphin, mein Vater, wollte, daß wir, meine Brüder und ich, wie Söhne der allerchristlichsten Könige erzogen würden. Wenn ich nicht fromm bin, so ist das nicht der Fehler unsers Erziehers, des guten Herzogs de la Vauguyon, welcher canonisirt zu werden verdient hätte, wenn er nicht gegen Madame Dubarry so gefällig gewesen wäre. Wer weiß,

ob er sich nicht vielleicht für seine höfisch christliche Liebe gegen diese berühmte Sünderin einigermaßen dadurch entschuldigt fand, daß er sich an die Nachsicht erinnerte, mit welcher der Sohn Gottes, während er auf Erden wandelte, die heilige Magdalene und das Cananäische Weib behandelt hatte.

Ich bitte den Herzog de la Vauguyon um Verzeihung; aber ich muß gestehen, daß wir besser hätten erzogen werden können. Man suchte die vortrefflichen Grundsätze, welche wir von unserm erhabenen Vater erlangt hatten, zu vertilgen, und uns die Idee von der Ueberlegenheit einzuflößen, welche wir über andere Menschen zu behaupten hätten. Wenn man uns nicht zu Göttern gemacht hat, so ist dieses geschehen, weil die Religion es verbot; aber man wollte wenigstens, daß wir als eine Zwischenrace dastånden, welche etwas mehr, als Sterbliche wären, so daß unsere jungen Köpfe endlich daran zu glauben anfingen.

Berry [1]) bewies in seiner Jugend einen Character, welcher dem, den er später zeigte, gerade ent-

1) Nachher Ludwig XVI.

gegengesetzt war. Er war lebhaft, ungestüm, trotzig bis zur Rohheit, und nimmer würde man damals diese Schüchternheit und dieses Mißtrauen seiner selbst in ihm vermuthet haben, welches uns Allen später so verderblich wurde. Was Artois[1]) betrifft, so erkannte damals jeder in ihm den, der er später war; es ist also unnütz, ein Gemälde von ihm zu entwerfen, welches aller Welt bekannt ist. Von den übrigen Mitgliedern der Familie will ich wenig erwähnen. Wir sahen sie selten, und immer mit Mißtrauen. Denn man hatte uns durch gute Gründe beigebracht, daß wir die Prinzen von Geblüt als unsere natürlichen Feinde zu betrachten hätten, vor denen wir uns am meisten fürchten müßten. So streute man in unsere Herzen den Samen der Furcht und sogar des Hasses, welcher später nur mit Mühe auszurotten war. Und wirklich möchte es wahr seyn, daß, je mehr ein Prinz vom Throne entfernt ist, und je mehr er also sich demselben zu nähern und die Hindernisse, welche ihn davon trennen, zu überwinden bemüht ist, der Durst nach Macht oft über die festeste Tugend triumphirt. Ein König kann daher nicht wachsam ge-

1) Nachher Carl X.

nug über diejenigen seyn, welche ihrem Blute nach seine Nachfolger seyn würden für den Fall, daß er keine directen Erben hätte; er muß sie beständig in Abhängigkeit von sich erhalten, er muß ihnen Einfluß genug gestatten, um sie nicht unzufrieden zu machen, und nicht so viel, daß sie ihn mißbrauchen könnten.

Man dachte daran, mich zu verheirathen. Die Heirathen der Fürsten sind Staatsangelegenheiten. Da ich mich von Jugend auf für die Politik des Königreichs und Europas interessirte, so war ich auch bemüht, zu erfahren, mit welcher ich diesen politischen Knoten würde knüpfen können. Ich hatte gehört, daß der König Willens sei, unsere Familienbündnisse enger zusammenzuziehen. Da ich in Spanien und Neapel keine Prinzessin meines Alters sah, waren nur noch Sachsen, Baiern und Sardinien übrig. Zum Glück befreite mich der Herzog de la Vauguyon von meiner Ungewißheit, indem er mich insgeheim benachrichtigte, daß ich der glückliche Gatte von Marie Josephine von Savoyen seyn würde. Nun griff ich schnell zum Almanach-Royal, um mich über das Datum der Geburt meiner Braut zu belehren. Ich be-

rechnete, daß sie zwei Jahre, zwei Monate und funfzehn Tage älter, als ich war, da sie den 2. September 1753, und ich den 17. November 1755 geboren war. Ich würde es gern gesehen haben, wenn sie um so viel jünger gewesen wäre, denn es schien mir passend, älter, als meine Frau, zu seyn. Doch mußte ich mich in diesem Puncte, wie in vielen andern, dem Geschicke des Prinzen unterwerfen. Ich zog auch unter der Hand Erkundigungen ein, ob die Prinzessin schön oder häßlich wäre. Da mir Bonnefoy [1]) zuerst in den Weg kam, so fragte ich ihn zuerst danach. „Sie ist süperb, gnädiger Herr," verfehlte er nicht zu antworten. Als er nachher sah, daß es mir um die Wahrheit zu thun war, gestand er, daß er nicht mehr darüber wisse, als ich. Ich wandte mich nun an den Herzog de la Vauguyon. Er versicherte mir, daß die Prinzessin Josephine vortrefflich wäre. Andere sprachen zu mir in demselben Sinne, so daß sich meine Einbildungskraft entzündete, und ich mir einfallen ließ, mich für verliebt zu halten, während die Dinge ihren gewöhnlichen Lauf gingen. Das Bild der Prinzessin, obgleich, wie gewöhnlich, geschmeichelt,

---

1) Ein Kammerdiener Ludwigs.

ließ doch diese entstehende Gluth etwas erkalten; aber es war das Bild einer Frau, und wenn man jung ist, ist es selten, daß nicht die Einbildungskraft derjenigen einigen Reiz verleiht, welche am wenigsten verspricht.

Lieutaud war mein Leibarzt. In diesem Zeitalter eines fast allgemeinen Unglaubens war es von ihm, seinen Genossen gegenüber, eine Lächerlichkeit, an die Medicin zu glauben. Ich hatte Vergnügen daran, ihm zu widersprechen, und spielte ihm mehr, als einen guten Streich. Er würde sich zu zwanzig Malen dem Teufel ergeben haben, wenn er an ihn, wie an seinen Aesculap, geglaubt hätte. Was Gott betrifft, so hielt mein Arzt einen Atheisten in der Medicin für weit schlechter, als einen Atheisten in der Religion; denn daran, daß es eine Seele gebe, konnte man allenfalls zweifeln, wie konnte man es aber an der Existenz des Körpers?

Die Brüder der Könige von Frankreich dürfen nur dem Titel nach Krieger seyn. Das beste Mittel den Frieden zu sichern, ist, daß man von der Armee die Prinzen von Geblüt fern hält. Der Graf von

Provence[1]) wird also nur mit den Hirschen im Park von Versailles Krieg führen.

Seit langer Zeit hatte der König die Verheirathung des Grafen von Artois mit der jüngern Schwester der Gräfin von Provence beschlossen. Die Gräfin von Provence hatte darüber große Freude. Sie dachte daran, daß sie dadurch eine liebe Schwester in ihre Nähe bekommen würde. Auch wußten wir schon, daß Clotilde[2]) sie in Turin ersetzen würde, da sie den Prinzen von Piemont heirathen sollte. Also sollte das Bündniß zwischen unsern beiden Familien durch diese Doppelheirath noch enger werden. Damals wußte ich noch nicht, was ich erst später einsah, daß es unpassend sei, solche Bündnisse auf einen so engen Kreis der Verwandtschaft zu beschränken. Man befördert dadurch nur die physische Entartung der Racen, welche vielmehr durch eine kluge Vermischung mit fremdem Blute conservirt werden müssen. Als unglückliches Beispiel hierfür könnte ich die königlichen Häu-

---

1) Der Verfasser dieser Memoiren.
2) Die Schwester Ludwigs XVIII.

ser von Spanien, Portugal, Neapel und Savoyen anführen.

Der Marquis von Brancas wurde in dieser Heirathssache nach Turin geschickt. Von ihm empfing der König einen Brief, welcher uns von dem überzeugte, was wir schon länge geahnet hatten, daß die Schwester meiner Frau nicht hübsch wäre. Dieser Brief war in folgenden Worten abgefaßt:

„Sire!

„Ich habe die Frau Gräfin von Artois gesehen. Den ersten Tag hat sie mir gefallen, den zweiten hat sie mich interessirt, und ich führe dieselbe Ew. Majestät mit wahrem Vergnügen zu."

Um diese Zeit begab sich in Versailles ein Ereigniß, welches auf Ludwig XV. sonderbar einwirkte. Der Marquis von Chauvelin, sein Jugendfreund, wurde an seiner Seite von einem fürchterlichen Schlage getroffen, während mein Großvater sich mit der Gräfin Dubarry beschäftigte. Man mußte dem Könige zu Hülfe kommen, welchen dieser unerwartete Tod wie ein Donnerschlag traf. Im ganzen Schlosse verbreitete sich Traurigkeit, und mehrere Tage lang war

von nichts die Rede, als von dieser Catastrophe. Den Morgen darauf sagte der König zum Herzog von Richelieu Folgendes:

„Chauvelin ist gegangen, um für mich Platz zu bestellen, und auch für Sie, Marschall!“

„Ach Sire! antwortete der Herzog, welcher nicht gern von jener Welt sprechen hörte, weil er wußte, daß sie ihm diese nicht ersetzen würde, es ist stets meine Schuldigkeit, Ew. Majestät den Vortritt zu lassen.“

Das Wort war kühn. Aber der König hatte seine gute Laune, und lachte darüber. Doch fügte er hinzu:

„In dieser Angelegenheit, Herr Herzog, entbindet Sie das Alter von der Etikette.“

„Verlassen Sie sich darauf, Sire, darauf mache ich keinen Anspruch.“

„Uebrigens, fuhr der Monarch fort, früher oder später müssen wir Alle dahin, und, ich wiederhole es, Chauvelin ist uns nur vorausgegangen.“

Von dieser Zeit an bemerkte man, daß der König düsterer wurde, als bisher.

Der Winter verging am Hofe ziemlich traurig.

Der Dauphin konnte uns nicht aufheitern, ob er sich gleich zuweilen unsern Vergnügungen beigesellte. Er tanzte, aber schlecht und ohne Grazie. D'Artois zog ihn von Zeit zu Zeit damit auf; der Dauphin fürchtete auch seine Persiflagen, und hielt es vor ihm verborgen, daß er Tanzstunden genommen hatte. In einer Abendgesellschaft, die ich in meinem Hause gab, sollten wir einen neuen Contretanz versuchen. Der Dauphin, der dabei figurirte, hielt es für nöthig, die Touren zu wiederholen. Als er aber in der größten Thätigkeit war, öffnet sich plötzlich die Thür des Zimmers, und Graf Artois läßt sich sehen. Wie dieser den Dauphin auf so gutem Wege sieht, kann er sich des Lachens nicht enthalten. Mein älterer Bruder nimmt dieß ernsthaft, schmollt, und befiehlt mit einem Respect einflößenden Tone, daß man einige Personen, welche bei der Wiederholung gegenwärtig wären, aus dem Tanzsaale herausweisen möge, und namentlich den Grafen Artois.

Dieser, über die grobe Beleidigung erzürnt, bleibt zuerst stehen, und läßt sich alsdann sozusagen mit Gewalt von Jemand seiner Suite fortziehen. Bald aber entwischt er denen, welche ihn zurückhalten, steigt auf eine der Tribunen des Saals, und im Augen=

blick, wo der Dauphin den Contretanz endigt, zischt er ihn zu wiederholten Malen aus. Mein älterer Bruder, der sehr hitzig war, blickt um sich, woher dieses mißfällige Geräusch komme, und als er Artois gesehen, welcher, um den Erfolg seiner Malice zu genießen, sich nur halb verbarg, läuft er auf ihn zu, und läßt ihn dermaßen hart an, daß der arme Knabe, nur seinen Schreck hörend und sich nicht stark genug zur Vertheidigung fühlend, augenblicklich nach Hülfe rief. Einige Umstehende gaben sich Mühe, ihn aus den Händen seines Bruders zu befreien.

Die Kunde von diesem Vorfalle verbreitete sich im Schlosse mit Blitzesschnelle. Artois weinte mit seiner Frau um die Wette. Der Dauphin, welcher seine Hitze schon bereute, nahm auch eine traurige Miene an. Endlich erhielt ich Befehl, mich zum König zu begeben.

„Es scheint, sagte mir Se. Majestät, daß meine Kinder, nichts achtend, sich vor Frankreich mit ihrer Uneinigkeit sehen lassen wollen, und daß sie, nicht zufrieden, sich mit Worten zu beleidigen, noch zu Thätlichkeiten schreiten. Ich bin sehr ungehalten über den Grafen Artois.“

„Aber, Sire, nahm ich mir die Freiheit, zu sagen, er ist es, der geschlagen wurde.“

„Warum hat er sich gegen seinen Bruder vergangen? Er vergißt, daß der Dauphin einst sein König seyn wird.“

„Dieser aber, glaube ich, Sire, müßte ihn zuletzt daran erinnern.“

Diese Worte machten auf den König Eindruck, und er fügte mit milderem Tone hinzu:

„Euer älterer Bruder ist etwas ungestüm, ich gestehe es, ob er gleich seine guten Eigenschaften hat; aber an Euch wäre es, als dem verständigsten unter meinen Enkeln, zwischen Euren beiden Brüdern den Vermittler zu machen. Diese Rolle ist für die Zukunft Eurer Klugheit vorbehalten.“

Nie war mir ein Compliment schmeichelhafter gewesen, als das Zeugniß der Ueberlegenheit über meine Brüder, welches mir der König gab. Ich wurde roth vor Freuden, und antwortete meinem Großvater, daß ich stets durch meinen Rath und durch meine Freundschaft bemüht seyn würde, ein gutes Einverständniß unter uns zu erhalten, und daß ich nichts unterlassen würde, um zu diesem Ziele zu gelangen.

Der König trug mir hierauf auf, den Dauphin aufzusuchen, und ihn von seiner Seite wissen zu lassen, daß, wenn er auch das Betragen des Grafen Artois mißbillige, er doch auch von ihm mehr Mäßigung erwartet habe, und daß er diese Streitigkeit durch meine Vermittelung beigelegt sehen wolle, ohne daß er selbst genöthigt sei, sich darein zu mischen.

Ich gehorchte ihm auf der Stelle. Die Dauphine, welche ich zuerst sah, bezeigte mir auch ihr lebhaftes Verlangen, die beiden Brüder zu versöhnen. Ich theilte ihr die Absichten des Königs in dieser Hinsicht mit, und wir gingen zusammen zu ihrem Gemahl, welcher mit Sturmschritten im Zimmer auf und abging, mit gedunsenem Gesichte und niedergeschlagenen Augen. Als er mich gewahrte, kam er mir mit verlegener Miene entgegen, und sagte:

„Du kommst, mich auszuschelten, wie ich es verdiene. Ich muß gestehen, ich habe unbesonnen gehandelt; ich hätte lachen sollen, statt mich zu erzürnen, und du kannst mir keinen Vorwurf machen, den ich mir nicht selbst mache."

Diese Worte, welche meine Dazwischenkunft leicht machten, rührten mich sehr; ich erkannte daran das vortreffliche Herz unsers ältern Bruders, und ich ant-

wortete ihm, daß ich, weit entfernt, an das Vergangene zu erinnern, vielmehr gekommen wäre, die Sache zwischen beiden Parteien zu vermitteln. Marie Antoinette schlug hierauf vor, uns zu Artois zu begeben. Der Dauphin ließ sich anfangs etwas nöthigen, gab aber alsdann unsern Wünschen nach.

Unsere unerwartete Erscheinung war ein Theaterstreich. Die Gräfin Artois, deren üble Laune sich noch nicht gelegt hatte, entfernte sich, als sie uns erblickte, und meine Frau, welche da war, mußte ihr nachlaufen, um sie zurückzubringen.

Der Dauphin warf sich seinem Bruder um den Hals mit einer rührenden Ergießung; Artois machte zum Schein Miene, den Kopf abzuwenden. Aber es war gegen seine Natur, lange zu schmollen, und er umarmte ihn seinerseits mit aller Anmuth, deren er fähig war. In diesem Augenblick erschien die Gräfin Artois mit ihrer Schwester, und die brüderlichen Zärtlichkeiten fingen auf ihre Kosten von neuem an; ich benutzte die allgemeine Bewegung, und schlich mich davon, um den König von dieser glücklichen Entwickelung zu unterrichten. Mein Großvater war entzückt darüber, daß der Friede in seiner Familie wieder hergestellt war, ohne daß es ihm die geringste Mühe ge-

kostet hatte; denn jedem Souveränitätsacte unterzog er sich nur mit Ueberwindung, selbst in Beziehung auf seine Kinder. Ludwig XV. war von den Angelegenheiten seines Königreichs am besten unterrichtet, und doch zugleich der, welcher sich am wenigsten damit beschäftigte.

Diese Aussöhnung, welche mir viel Vergnügen verursachte, veranlaßte mich dessen ungeachtet zu peinlichen Gedanken für die Zukunft; es war unmöglich, daß nicht bei dem Leichtsinn von Artois und bei der ungemeinen Empfindlichkeit des Dauphins diese Scenen sich nicht oft zwischen ihnen erneuerten, vorzüglich nach dem Tode unsers Großvaters.

Es ist immer mein Grundsatz gewesen, daß ein König mit mehr Eifersucht darüber wachen muß, von den Prinzen seines Blutes respectirt zu werden, als von seinen Unterthanen. Denn die Prinzen üben einen Einfluß auf die Menge aus, gegen welchen man nicht mißtrauisch genug seyn kann. So werde ich auch nie dem Zweige Orleans den Titel königliche Hoheit verleihen, um den er sich seit 1814 so unverdrossen bemüht. Diese Familie wird immer gefährlich für die ältere Linie seyn, und statt sie dem Throne

näher zu bringen, muß man vielmehr suchen, sie von demselben zu entfernen.[1])

Eine an und für sich sehr unbedeutende Sache war im Stande, den ganzen Hof zu theilen. Die Dauphine liebte die Musik leidenschaftlich, und hatte eine starke Vorliebe für den Ritter Gluck gefaßt, einen der ersten Componisten des Zeitalters, welcher ihr in Wien Unterricht gegeben hatte. Dieser hatte, durch Marie Antoinette ermuthigt, in Frankreich eine harmonische Revolution hervorgebracht, gegen welche die Anhänger des Lulli und Rameau nach Kräften ankämpften. Zuerst stellte sich die Mode auf die Seite des neuen Orpheus; bald aber fiel es der Favoritin ein, sich zum Haupte der Cabale zu machen, und Alter gegen Alter zu erheben. Man holte aus Italien den Musiker Piccini, welcher, obgleich in seiner Kunst sehr geschickt, doch dem Gluck lange nicht gleich kam. Doch war diese Nebenbuhlerei hinreichend, um

---

1) Diese Stelle dürfte wohl erst nach der Julirevolution verfaßt seyn. Wenigstens ist der bestimmte Character, den diese Prophezeiung an sich trägt, auffallend.

den Hof und die Stadt in zwei heftige Parteiungen, die Gluckisten und Piccinisten, zu theilen. Die Gelehrten mischten sich in den Streit; man kämpfte mit Flugschriften, mit Gedichten und Epigrammen; es war ein ununterbrochener Kampf zwischen zwei Armeen von Enthusiasten, an deren einer Spitze die Dauphine, an der andern die Favoritin stand. Bald kämpfte man hitziger für die Obergewalt in der Musik, als für den Besitz der Macht. Die Dauphine duldete diesen Widerspruch in der Musik mit Mißvergnügen. Sie war ein leidenschaftlicher Advocat für Gluck. Ein Piccinist war ihr ein persönlicher Feind; sie vergaß in seiner Gegenwart allen Anstand, und ich habe es gesehen, daß sie einem solchen Piccinisten den Rücken wendete, der es wagte, vor ihr seine Meinung zu behaupten.

„Madame, erlaubte ich mir bei dieser Gelegenheit einmal zu sagen, gerade in der Musik darf man nicht verdammen, ehe man gehört hat.“

Endlich war es dem Cardinal Richelieu, diesem tiefen Politiker, dessen Andenken ich verehre, gelungen, den bloßen Lehnsherrn zum König zu machen. Als Ludwig XIV. auf den Thron stieg, fand er sich an

der Spitze eines entkräfteten Adels und eines Volks, welches noch nicht zu Kräften gelangt war. Es stand ihm also frei, das Gebäude der Monarchie nach seinem Willen zu bauen, und statt sich auf die Mitwirkung der Nation zu stützen, gründete er das ganze Königthum auf die Person des Königs. Daran hatte er sehr Unrecht. Es ist unmöglich, daß in einem Staate, wie Frankreich, eine Einheit, selbst eine Collectiveinheit besteht, welche sich beständig in Ansehn erhält; dieses muß vielmehr, wenn es bestehen soll, auf einem geschickt berechneten Gleichgewichte beruhen.

Viele unserer alten Diener haben geschrieen, als ich 1814 mit einer Charte nach Frankreich zurückkam; sie haben behauptet, daß ich auf unveräußerliche Rechte verzichtete, und daß ich der Nation Rechte zugestände, welche dieselbe unter unsern Vorfahren niemals gehabt hätte. Diese Leute haben keine Geschichte studirt. In dem alten Lande der Franken ist der Despotismus etwas Neues; die Freiheit dagegen ist alt. Die wahren Rechte meines Geschlechts bestehen in den nationalen Constitutionen, weßhalb auch mein Großvater, Ludwig XV., selbst anerkannte, daß, wenn die Französische Nation das Unglück erfahren sollte, die gerade Linie der Söhne des heiligen Ludwigs zu

verlieren, es der Nation überlassen sei, dieselbe durch die Weisheit ihrer Wahl zu ersetzen. In der That war es die versammelte Nation, welche im J. 1328 die Erbfrage zwischen Philipp von Valois und Eduard von England entschied. Die Befreiung der Gemeinden, war sie nicht das Resultat der Partialcharten, der einzigen, welche damals existiren konnten? Meine Charte hat weiter nichts gethan, als die Kette der Zeit wieder zusammengeknüpft. Man spricht in Frankreich nur von Ludwig XIV.; aber die Monarchie geht weiter hinauf. Endlich habe ich genug Rechte des Throns bewahrt, indem ich die Charte gewährte, welche von mir gefordert wurde, und den Nachkommen der alten Herren begreiflich machte, daß das Lehnwesen mir nicht besser zusagte, als die Revolution.

So lange Ludwig XIV. lebte, behauptete er sein System, ohne zu bemerken, daß dieses System auf ihm allein ruhte, und auf der Kraft, welche er ihm verliehen hatte. Der große König starb. Von diesem Augenblicke an zeigten sich Symptome von Gährung. Die Regentschaft war eine Art Vergleich zwischen Schwäche und Stärke. Das Volk, von der Magistratur geleitet, welche sich mehr aus Parteigeist, als

aus Gerechtigkeitsliebe dem Volke als Stütze zeigte, wurde seinerseits feindselig gegen dieses Königthum gesinnt. Das Königthum war der Gefahr von Seiten der großen Vasallen überhoben; aber es stand dem Volke gerade gegenüber, und befand sich also in einer andern Gefahr. Die Höflinge, welche den alten Adel ersetzten, waren ohne Kraft und ohne Einfluß, und besaßen keine von den Eigenschaften, durch welche man die Menge hintergeht.

Das Königthum wurde in der Person Ludwigs XV., so zu sagen, unzugänglich. Indem man das Volk zu sehr daran gewöhnte, in dem König nichts, als ein Vernunftwesen zu achten, setzte man den Monarchen einem schweren Falle aus, wenn er einst sehen ließe, daß er nur ein Mensch sei.

Die letzten zehn Jahre dieser Regierung machten eine Revolution unvermeidlich, wenn sich ein Ehrgeiziger mit einem großen Character gefunden hätte, der den Thron hätte umstürzen wollen; aber die verderbten Sitten dieses Zeitalters erzeugten nur entnervte Menschen, welche mehr nach Vergnügen, als nach Ruhm dürsteten. Vielleicht wäre im Volke ein solcher Mann gewesen [1]); aber in einem Broglie, Mo-

---

1) Se. Majestät dachte vielleicht hier an Napoleon,

riß von Sachsen, Lovendal, unter den Administratoren und Magistraten durfte man keinen Helden suchen.

Diesem Mangel an großen Characteren verdankte die Monarchie, die schon wankte, ihre Rettung. Die Parlamente, welche in ihrem theilweisen Widerstande durch keinen hohen Ruf unterstützt wurden, erschöpften sich in vergeblichen Bemühungen. Am ganzen Hofe befand sich kein Mann, der nur die Möglichkeit begriffen hätte, den Thron zu seinem Vortheile zu erschüttern; Alle, welche sich in diesem Zeitraume mit einigem Glanze zeigten, gehörten den untern Classen an. Der Adel verharrte in seiner politischen Trägheit.

In den letzten Jahren der Regierung Ludwigs XV. schlug der Adel einen neuen Weg ein. Er machte sich zur Stütze der Philosophen; die Höflinge bildeten sich ein, starke Geister zu seyn, weil sie die Grundsätze von Voltaire annahmen. Indem sie sich der Menge näherten, wähnten sie, eine andere Art von Ansehen zu erreichen; sie sahen nicht ein, daß die Philosophie alle Rangordnung aufzuheben suchte, und daß sie selbst die ersten Opfer der Grundsätze seyn würden, welche

---

welcher eine Revolution brauchte, um sich bekannt zu machen. A. d. H.

sie mit so viel Eifer verbreiteten, der Grundsätze der Freiheit und der Gleichheit.

Neben der Macht der Magistratur, welche allein Ludwig XIV. überlebt hatte, sah man eine neue Macht sich erheben. Es war dieß die Macht der Gelehrten, welche sich von vollständiger Unterdrückung zu absoluter Unabhängigkeit erhoben, welche den Thron und die monarchischen Einrichtungen untergruben, und eine der Hauptursachen ihres gänzlichen Umsturzes wurden. Voltaire gab dieser großen Bewegung den ersten Anstoß; d'Alembert, Diderot, Rousseau und einige Andere unterstützten ihn, ohne gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen. Diese neue Partei hatte zugleich das Königthum und die Magistratur zu bekämpfen, indem sie müde war, so lange vor ihr gekrochen zu haben.

Die hohe Geistlichkeit hatte sich gleichfalls durch ihren Ehrgeiz und ihre Schwelgerei das Mißvergnügen der Nation zugezogen. Sie verließ die Tempel, und zeigte sich nur noch in Versailles. Ihren Einfluß benutzend, übte sie eine unerträgliche Tyrannei gegen die niedere Geistlichkeit und gegen das Volk aus; sie machte sich fürchterlich durch ihre Intoleranz, und verächtlich durch die Zügellosigkeit ihrer Sitten.

So litten alle Hierarchieen der Nation an einer wachsenden Auflösung, und es fand sich keine starke Hand, um das wankende Gebäude zu befestigen; der König, seine einzige Stütze, sollte auch bald fehlen. Ein unruhige Gährung ließ sich dröhnend vernehmen als Vorläuferin des nahen Ungewitters. Die Gefahr war um so drohender, als man den Punct nicht entdecken konnte, von dem sie ausgehen würde. Man blieb daher in einer verhängnißvollen Sicherheit; denn worauf sollte man seine Furcht gründen? Die feindlich gesinnte Magistratur war verabschiedet; Hof und Stadt zeigten keinen Parteisüchtigen; wir waren nicht mehr in den Zeiten der Guisen oder der Retz; Alles trug dazu bei, uns in unserer Verblendung zu erhalten.

Den 8. Mai, Morgens im Jahre 1774, forderte der König einen Beichtiger, und verlangte auch, die heiligen Sacramente zu empfangen. Wir schlossen daraus, daß Ludwig XV. selbst fühlte, auf dieser Welt sei kein Reich mehr für ihn, und daß wir uns auf einen nahen Abschied vorzubereiten hätten. Diese Ceremonie ging mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten vor sich; meine zwei Brüder und ich gingen in die Ca-

pelle; man verstattete uns aber nicht, dem heiligen Abendmahl bei dem Sterbenden beizuwohnen. Der Großalmosenier hielt den Gottesdienst. Indessen war noch eine Förmlichkeit zu erfüllen, welche den Prälaten für einen Augenblick in Verlegenheit setzte; das war, ein etwas unordentliches Leben öffentlich zu rechtfertigen; er zog sich aber sehr geschickt aus der Affaire. Im Augenblick, wo er dem Könige das Abendmahl gab, sagte er zu den Umstehenden, welche sich in großer Menge am Todesbette Ludwigs XV. befanden:

„Meine Herren! da der König durch Schwäche gehindert ist, selbst zu reden, so befiehlt er mir, Ihnen zu sagen, daß, ob er gleich nur Gott für seinen Wandel Rechenschaft schuldig ist, es ihm leid thut, seinen Völkern Aergerniß verursacht zu haben; daß er seine Sünden mit wahrhaftem Schmerz bereuet, und daß er, wenn die Vorsehung ihm noch einige Jahre Leben gewährt, dieselben dem Glücke seines Volkes und dem Gedeihen der Religion opfern will."

Diese fromme Anrede hatte ihre Wirkung. Keiner zweifelte daran, daß jedes Aergerniß aus dem Leben Ludwigs XV. durch diese Worte getilgt sei,

und daß er ohne Furcht vor die Stufen des himmlischen Throns treten dürfe.

Von diesem Augenblicke an hörte man auf, sich mit dem sterbenden Könige zu beschäftigen. Jeder beeilte sich, den Monarchen zu verlassen, von dem man nichts mehr zu erwarten hatte, und sich dem zu nähern, welcher von nun an alle Gnaden zu verleihen hatte.

Ludwig XVI. sah Voltaire wie einen Gottlosen an, wie eine gefährliche Schlange, deren treulose Phrasen ihn an die Verführungen des Versuchers erinnerten. Ueberdieß schätzte er literarisches Talent wenig, weil er glaubte, daß es für den Staat von keinem Nutzen sei. Die Königin liebte diesen Apostel der philosophischen Irreligion eben so wenig; sie warf ihm seine Schmeicheleien gegen Madame Dübarry vor, und überhaupt sein Streben, den Maitressen der Könige Weihrauch zu streuen auf Kosten ihrer legitimen Frauen. Marie Antoinette schätzte die Französische Literatur noch weniger, als ihr Gemahl. Sie kannte dieselbe nur unvollständig, und theilte im Allgemeinen die Vorurtheile ihrer Mutter gegen die Gelehrten.

Was mich betrifft, so hatte ich eine unbe-

schränkte Bewunderung für Voltaire; aber es war die Bewunderung eines jungen Menschen, und etwas von dem Reize mit im Spiele, welchen immer die verbotene Frucht hat; das Alter, welches meinen Ideen eine neue Richtung gab, hat diesen Enthusiasmus etwas abgekühlt. Ich habe all das Unglück eingesehen, welches dieser Schriftsteller über die Monarchie gebracht hat, indem er die Grundlagen des ganzen gesellschaftlichen Gebäudes untergrub, und ich habe mich überzeugt, daß, wenn auch solche Geister kostbar sind für die Verbreitung der Aufklärung, sie von denen beständig gefürchtet werden müssen, welche die Gewalt in Händen haben.

In Voltaire muß man eine der Hauptursachen unserer Revolution suchen. Er verbreitete in allen Classen der Gesellschaft einen gefährlichen Skepticismus, ein Verlangen nach Verbesserung, welches von jeder Vorsicht für die Zukunft entbunden war. Seine Werke waren auch in den unteren Classen verbreitet und erregten ganz neue Ideen und das Bedürfniß, sich des aufgelegten Zaumes zu entledigen; die unteren Classen wähnten ihre Freiheit in Ketten, und wollten um jeden Preis aus dieser vermeintlichen Sclaverei herauskommen. Auch war es Voltaire,

welcher den Thron um den Nimbus brachte, der ihn umgab, indem er bemüht war, die Majestät desselben zu erniedrigen; er machte die Religion verächtlich, indem er ihre Diener mit Füßen trat; und ich glaube, man hätte Frankreich einen wahrhaften Dienst erwiesen, wenn man diesen unruhigen und zerstörenden Geist in seinem Schwunge gelähmt hätte.

Die einfachen Vergnügungen des Königs sicherten ihn nicht vor Bosheit. Man wollte es ihm nicht erlauben, daß er sich den Arbeiten Vulcans widmete. Denn Ludwig XVI. verschmähte es nicht, das Eisen mit eigener königlicher Hand zu schmieden. Er arbeitete in einer Werkstätte unter dem Dache des Schlosses, welche durch eine versteckte Treppe an sein Zimmer stieß. Er ließ sich bei dieser wunderlichen Beschäftigung von gewöhnlichen Handwerkern leiten. Wir hätten es Alle gern gesehen, wenn er sich eine andere Beschäftigung gewählt hätte; denn abgesehen auch von der Unangemessenheit des Handwerks, welches Kleider und Hände des Monarchen mit einem Firniß besudelte, der nicht zu dem Glanze des Throns stimmte, konnten auch Uebelgesinnte es benutzen, um den König in jeder Hinsicht

dem Gotte gleich zu machen, dessen Verrichtungen er versah.

Ich warf dem König oft im Vertrauen diese Liebhaberei vor, welche ihn dem Lächerlichen aussetzte. Würdest du es lieber sehen, antwortete er mir, wenn ich schlechte Orte besuchte?

Aber, erwiderte ich, zwischen dem Hammer und schlechten Orten giebt es noch, wie mir scheint, angemessenere Zerstreuungen.

Wenigstens giebt es keine, die meinem Geschmacke mehr zusagen; überdieß sehe ich nichts Unnatürliches dabei; ich liebe alle mechanischen Künste, und hauptsächlich interessirt mich die Schlosserei. Mademoiselle Bourbon hatte am Mauern Geschmack, und Niemand machte es ihr zum Vorwurf; was mich betrifft, so glaube ich, wenn ich ein nützliches Metall schmiede und forme, keine vorwurfsfreiere Beschäftigung wählen zu können.

Ich drang vergebens in ihn. Ludwig XVI. blieb bei seiner Feile und seinem Hammer. Ich ging lachend zur Königin, um ihr die Weise zu erzählen, mit der er mich empfangen hatte; denn auch ihr war es unangenehm, ihren königlichen Gemahl als Schlosser zu sehen. Der König legte sich später auf das Ja-

gen, ohne auf die Schlosserei zu verzichten, mit der er sich, glaube ich, noch beschäftigte, als er 1789 in den Tuillerien eingezogen war.

Während meiner Abwesenheit rief der König zur Leitung der Finanzen einen Mann, von dem man viel hoffte, und der über das Königreich großes Unglück brachte. Dieser Mann war Necker.

Ich muß gestehen, ich ließ mich zuerst durch den Schein einnehmen; ich hielt ihn großer Dinge fähig, und beurtheilte ihn erst richtig bei seinem zweiten Eintritt in die Geschäfte. Sein erstes Auftreten täuschte die Feinsten; man erhob ihn zu den Wolken, und unglücklicher Weise dauerte der Irrthum zu lange. Necker bestand aus zwei Menschen, dem Finanzmanne und dem Prahler. Getrennt hatte jeder seine Verdienste; vereinigt aber kamen nur Fehler zum Vorschein.

Als Finanzmann war dieser Minister weise, von aufgeklärten Ansichten, und im Rechnungswesen vollkommen geschickt; er verstand Nationalöconomie, und war eifrig bemüht, Einnahme und Ausgabe im Gleichgewicht zu erhalten; er hatte Mittel in sich, dieses zu erreichen, war von unbeschränkter Recht-

schaffenheit, und stark genug, um gegen die Habgier der Höflinge und das Uebergewicht der Hohen anzukämpfen. Seine kluge Geschicklichkeit sicherte ihm das Zutrauen der Capitalisten. Man wußte, daß er keine verderblichen Mittel anwenden würde, um das immer steigende Deficit auszufüllen, sondern daß er Maßregeln ergreifen würde, welche weder das Volk, noch den Staat belasteten.

Daneben war er aber als Bürgerlicher besessen von der Wuth, den großen Herrn und den Mann von Gewicht zu spielen, so daß seine erhabenen Eigenschaften beinah verschwanden. Wer Herrn Necker nie in der Nähe gesehen hat, kann keinen Begriff haben von seinem Dünkel und seiner Aufgeblasenheit. Er hatte eine so hohe Meinung von seiner Person, daß auch die übertriebensten Lobreden ihm beständig unter seinem Verdienste zu seyn schienen. Man hat es endlich gesehen, wie er 1789 sich nicht entblödete, sich zum Regenten des Königreichs vorzuschlagen, welches von der constituirenden Versammlung vertreten war, der man hohe Einsichten nicht absprechen kann.

Necker machte in der großen Welt dieselben Ansprüche, wie im Privatleben; dieselben hafteten sogar

an seiner Feder und schienen der Luft mitgetheilt, welche er einathmete. Dadurch wurde er, statt zu gefallen, unerträglich. Weil er sich über alle Welt erheben wollte, kränkte er die Eigenliebe eines Jeden, und weit entfernt, ihm seine Verdienste anzurechnen, sah man nur seine Lächerlichkeiten. Sein ganzes Leben hindurch erstrebte er Ehre bringende Belohnungen, die er für seine Dienste zu verdienen glaubte; dem Gelde keinen Werth beilegend, vereinigte er seinen ganzen Ehrgeiz auf ein blaues Band oder ein Herzogthum und Pairschaft. Denn obgleich Protestant und schlechter Herkunft, glaubte er Alles von der Erkenntlichkeit seines Fürsten erwarten zu dürfen.

Seine Frau und Tochter erhielten ihn in dieser Einbildung. Er war ein Gott, dem sie gern Tempel und Altäre errichtet hätten. Die philosophische Partei würde die Masse der Gläubigen gebildet haben, während die Diener dieses neuen Cultus sich leicht unter einigen großen Herren und Gelehrten gefunden haben würden, die sich auch durch den angemaßten Glanz dieses sonderbaren Menschen hatten blenden lassen.

Uebrigens war jeder in dieser philosophischen Familie von dem Verlangen nach Auszeichnung be-

sessen. Die Tochter des Ministers, Frau von Staël, konnte in einer plebejischen Familie nicht leben, und fürchtend, daß sie ihrer Grundsätze wegen der Aristocratie angeschuldigt werden möchte, erfand sie die Betitelung der historischen Namen, welche sie an die Stelle des Worts Adel setzte, um ihr liberales Gewissen zu beschwichtigen. Ich will von ihr kein Gemälde entwerfen, das überall bekannt ist; überdieß müßte ich befürchten, kein ganz unparteiischer Maler zu seyn; denn ob ich gleich ihr Genie anerkenne, so kann ich doch ihr unhöfliches Betragen gegen uns nicht vergessen haben. Ihre Schriften führten sie einen anderen Weg; aber vor 1790 hatte sie uns als Feinde behandelt, namentlich die Königin und mich.

Die legitime Monarchie sah 1814 nicht allein die treuen Diener, die ihr beständig ergeben geblieben waren, sondern auch einige bekehrte Royalisten um sich versammelt. Unter diesen war Frau von Staël. Ich will gern glauben, daß ihre Bekehrung wahrhaftig war; es ist aber auch wahr, daß sie eine Million dafür bekam. Ich behandelte die Corinna wie die Tochter eines Finanzmannes.

Ich befand mich in einer ernsthaften Angelegenheit auf dem Zimmer Ludwigs XVI. Er ging einige Male im Zimmer auf und ab, und schien in tiefes Nachdenken versunken. Plötzlich zog er einen kleinen Schlüssel aus der Tasche, versuchte, eine Schatulle zu öffnen, und sagte:

„Willst du wohl glauben, daß ich schon acht Tage an diesem verfluchten Schlüssel arbeite, und daß immer noch etwas daran fehlt? Du siehst aber doch, fügte er hinzu, mir denselben überreichend, daß ich meine Zeit nicht verloren habe."

In der That war dieser Schlüssel ein Meisterstück an Geschicklichkeit und Geduld. Als ich ihn beschauet hatte, nahm ihn der König wieder, drehte ihn nach allen Richtungen, und sagte:

„Ah, nun sehe ich, wo es fehlt; dem wird durch ein Paar Striche mit der Feile abgeholfen seyn."

Bei diesen Worten öffnete er die Thür zu der Treppe, welche in seine Werkstätte führte, und verschwand.

Ich hatte ein ungemeines Verlangen, Voltaire zu sehen, und mochte es doch nicht merken lassen. In Versailles durfte ich ihn nicht empfangen, da der

König ihm den Zutritt untersagt hatte. Ich mußte also ein Mittel finden, meinem Wunsche zu genügen, ohne daß es bemerkt würde. Demnach beschloß ich, incognito zu Voltaire zu gehen, und selbst vor ihm meinen Rang geheim zu halten. Nur der Marquis de Villette wurde ins Geheimniß gezogen.

Der Patriarch von Ferney, so nannte man Voltaire, war im Genesen von einer Krankheit; sein Zustand erforderte noch Schonung, und so konnte er seine Thür verschlossen halten. Eines Abends öffnete der Thürsteher des Herrn Villette das Pförtchen, und ich schlich mich heimlich in seine Wohnung, in Begleitung von Montesquiou und Modene. Ich ließ mich als Baron von Rouviere anmelden. Der Abgott des Tages war in einen seidenen, geblümten Schlafrock gehüllt, den man für einen Cardinalrock hätte halten können. Auf seinem Kopfe hatte er eine baumwollene Mütze, über welcher wieder eine schwarze Sammtmütze saß, die mit Gold verbrämt und mit Pelzwerk ausgeschmückt war; es war dieß ein Geschenk von dem Kätchen des Nordens, wie er die Kaiserin Catharine zu nennen pflegte.

Seine Augen glänzten vom Feuer des Genies, durch welches ein Zug von Feinheit und Bosheit hin-

durchblitzte. Sein Mund ließ, wenn er sich öffnete, eine zahnlose Kinnlade sehen; ein gezwungenes Lächeln verzog oft seine dünnen und bleichen Lippen. Seine Adlernase näherte sich einem spitzen und hervorragenden Kinne, und seine hohlen Backen unter den vorspringenden Augenknochen waren mit einer schwarzbraunen und runzeligen Haut bedeckt, was seiner ganzen Person einen leichenartigen Anstrich gab.

Als ich näher trat, erhob er sich, und hörte mein Compliment an, wie ein Mensch, der gewohnt ist, Complimente zu empfangen; ohne alsdann eine Frage nach meinem Namen oder Rang zu thun, was mich auf manche Gedanken brachte, eröffnete er eine Unterhaltung voll von Witz und Feinheit. Ich fragte ihn boshafter Weise, ob er nicht an den Hof ginge.

„Der ist für mich ein Wirrwarr, von dem ich den Faden verloren habe, antwortete er. Was sollte ich übrigens da thun? Da, wo es Nichts giebt, als gute Haushaltungen, würde ein alter Junggesell eine traurige Rolle spielen."

„Aber Sie würden dem König Ihre Huldigung darbieten?"

„Der Weihrauch, welchen man den Göttern streut,

wird darum nicht ungünstiger aufgenommen, weil er aus weiter Ferne kommt."

„Sie werden Paris seit Ihrer Abwesenheit sehr verändert finden?"

„Ja, seine Bewohner fangen an zu denken, und ich hoffe, sie werden auch nicht säumen zu handeln."

„Und in welcher Absicht?"

„Für das gemeine Wohl; giebt nicht der König selbst ihnen ein Beispiel davon?"

„Von der Geistlichkeit nicht zu sprechen," sagte ich lachend. Voltaire schnitt sein Gesicht, und ich fuhr fort:

„Sie ist die Fackel, die uns leitet."

„Oder vielmehr, sie ist es, welche alles Licht auslöschen will."

„Sie sind streng gegen dieselbe."

„Der Aberglaube ist die Pest der Reiche, und diese Herren lassen es sich angelegen seyn, ihn überall zu verbreiten."

„Glücklicher Weise sind die Parlamente da, um dem Uebel in seinem Quell Einhalt zu thun."

Hierbei verzog Voltaire abermals sein Gesicht, und fuhr nach einem augenblicklichen Stillschweigen mit Lebhaftigkeit also fort:

„Gebe Gott, daß das Lamm, wenn es aus dem Rachen des Wolfes heraus ist, nicht in die Krallen des bissigen Hundes falle, welcher unter dem Vorwande, es zu vertheidigen, es ohne Erbarmen zerreißt; aber glücklicher Weise giebt es in Frankreich edle und große Herzen, die sich zu Gunsten des Unterdrückten erklären; ihnen bin ich meine ganze Liebe schuldig, und diese würden gewiß nicht die Gewalt rachsüchtigen Rabulisten überlassen haben."

Wenn ich von Voltaire erkannt gewesen wäre, würde ich geglaubt haben, daß das Compliment mir gelten sollte; aber ohne es weiter zu beachten, brachte ich das Gespräch auf einen andern Gegenstand und fragte ihn, wie man Geschichte mit Nutzen studiren müsse.

„Ich glaube, antwortete er, man muß hierin, wie in jeder anderen Sache, das, was möglich ist, annehmen, und das, was unwahrscheinlich ist, verwerfen; denn man muß den Historikern, wie den Romandichtern, mißtrauen, welche sich häufig kein Gewissen daraus machen, Wahrheit und Dichtung zu vermengen."

„Also können wir von der alten Geschichte nur eine unvollkommene Idee haben."

„Es giebt wenigstens Thatsachen, welche nie Irrthum zulassen, das sind diejenigen, welche uns die Laster und die Verderbtheit eines Staats zeigen; Völker, welche unter dem Drucke der Abgaben und des Despotismus seufzen, Haß und Rache, damit haben sie die Geschichte aller Länder und aller Zeitalter."

Diese Weise, in wenig Worten die Werke so vieler berühmter Schriftsteller zu zergliedern, schien mir treffend; ich drückte dieses gegen Voltaire in gutgelungenen Redensarten aus, denn es ist selten, daß nicht ein Genie denjenigen einen Funken mittheilt, die mit ihm in Berührung treten. Hierauf brachte ich die Unterhaltung auf Voltaire selbst. Ich rühmte seine Werke, wie Jemand, der sie kannte und vorzüglich sie zu schätzen wußte. Modene und Montesquiou überboten mich im Loben, und recitirten mehrere Stellen aus seinen Werken. Der Greis von Ferney schien gern zuzuhören. Nachher unterbrach er sie heftig und sagte:

„Einen Vers ziehe ich doch allen anderen vor, es ist dieser:

Ein wenig wohl zu thun, das ist mein bestes Werk."

„Dann, sagte ich ihm, gebührt Ihnen der Aufenthalt im Himmel von Rechts wegen."

„Oder der in der Hölle, erwiderte er lachend; denn da ich etwas leichtsinnig von den Bewohnern des Olymp gesprochen habe, so wäre es möglich, daß man mich früher, als ich es wünschte, in die Gesellschaft des Socrates, Trajan und Marc Aurel schickte."

„Sie würden in guter Gesellschaft brennen."

„Wenigstens in sehr königlicher."

Die Antwort war beißend. Meine Lage erlaubte mir aber keine Erwiderung.

In trüben Gedanken verloren, war ich auf meinem Zimmer, als ich leise anklopfen hörte. Mein erster Gedanke war, den ungelegenen Störer wieder gehen zu lassen. Ich dachte aber, es könne sich um etwas Wichtiges handeln; so rief ich, obgleich ungern, herein!

Es war Montesquiou. Er hielt den Sturm aus, wie ein Mann, der ihn nicht fürchtet; hierauf, ohne sich darauf einzulassen, sich dafür zu rechtfertigen, daß er mich in meiner Einsamkeit gestört habe, gab er sich Mühe, die Wolke zu zerstreuen, welche meine Stirn bedeckte, und ich bemerkte, daß er selbst eine Heiterkeit affectirte, von der er nicht beseelt war.

Meine Neugierde ward rege, und ich fragte ihn, ob er mir eine Nachricht mitzutheilen habe.

„Ja, gnädiger Herr, antwortete er; ich weiß eine Neuigkeit, welche viel Aufsehen erregen wird; das berühmte Diamantenhalsband, welches man für den König von Frankreich zu theuer gefunden hatte, ist dem Herrn Böhmer gestohlen worden.“

„Alle Tausend, sagte ich, das ist eine schöne Geschichte! Nennt man die Diebe?“

„Man nennt sie, gnädiger Herr; der Cardinal Rohan und die Königin sind des Diebstahls beschuldigt.“

„Barmherzigkeit! rief ich, haben Sie den Verstand verloren?“

„Ach, gnädiger Herr, wenn es sich um weiter Nichts handelte, als meinen Verstand zum Opfer zu bringen, um dieses unglückselige Aergerniß zu unterdrücken, ich würde mich mit Freuden ins Narrenhaus sperren lassen.“

„Im Namen des Himmels, erklären Sie sich! Wie kann eine solche infame Verleumdung entstanden seyn?“

„Ich weiß es nicht; Alles, was ich Ew. königlichen Hoheit sagen kann, ist, daß Böhmer versi-

chert, das Halsband dem Cardinal für die Rechnung der Königin verkauft zu haben; daß er mir den Kaufbrief gezeigt hat, der mit einer Unterschrift gezeichnet ist, wie ungefähr die der Königin ist, daß die Königin dieser Intrigue fremd ist, und daß das Halsband wirklich verschwunden ist.

Ich hörte Montesquiou an, ohne ihn zu begreifen. Ich war so erschrocken, daß ich mich setzen mußte; alsdann befahl ich ihm, sich verständlicher auszudrükken, und mir Alles, was er von dieser traurigen Geschichte wisse, mitzutheilen. Er that es mit folgenden Worten:

„Diesen Morgen kam Böhmer, um mich um eine Privatunterredung zu ersuchen. Seine Bewegung setzte mich in Erstaunen; ich schloß mich mit ihm ein, und fragte ihn, was ihn herbringe. Hierauf sagte er mir, daß er und Bassange, sein Compagnon, gemeinschaftlich einen Diamantenschmuck für 1,800,000 Livres besäßen, und daß sie ihn umsonst mehrern Fürsten zum Verkauf angeboten hätten; daß der König von Frankreich ihn nicht gewollt habe, und daß die Königin, als man sie zum Ankauf aufforderte, mit Würde geantwortet habe, sie würde lieber ein Schiff mehr in der Marine, als ein neues Halsband

in ihrem Schmuckkästchen sehen. Die Juwelenhändler hofften von dieser Seite Nichts mehr, und zogen sich zurück, überzeugt, daß der kostbare Schmuck nicht aus ihren Händen kommen würde. Ein Vorschlag aber, der ihnen unmittelbar hierauf gemacht wurde, belebte von Neuem ihre Hoffnung.

Eine Gräfin de la Motte, welche durch natürliche Geburt von Heinrich II. herstammte, und mit dem Cardinal Rohan eng verbunden war, schlug ihnen vor, das Halsband an diesen zu verkaufen. Dieser sei beauftragt, das Halsband für die Rechnung der Königin anzukaufen, da die Königin wünsche, den Ankauf einige Zeit geheim zu halten. Die Juweliere, froh, einen Gegenstand von solchem Werthe anzubringen, suchten den Cardinal auf, unterhandelten um die Summe, die auf 1,600,000 Livres herabgesetzt wurde, und nahmen als Zahlung verschiedene vierteljährig ausgestellte Schuldscheine an, die vom Cardinal unterzeichnet waren, mit der Bedingung, daß Ihre Majestät selbst den Vertrag genehmigen würde.

So verhielt sich die Sache; das Halsband wurde gegen ein Schreiben Ihrer Majestät übergeben, welches unterschrieben war, **Marie Antoinette von Frankreich.**

„Aber, unterbrach ich Montesquiou, so unterzeichnet sich die Königin gar nicht; sie schreibt ihre Vornamen und weiter Nichts.“

„Diese Bemerkung, gnädiger Herr, habe ich auch schon gemacht, und sie hat mich überzeugt, daß dahinter ein infames Complott steckt, welches ich mir nicht entwickeln kann; ich sehe nur, daß man den Namen der Königin entweihet hat. In welcher Absicht? ich weiß es nicht. Wer ist der Schuldige? noch kann ich ihn nicht bezeichnen.“

„Wir wollen später ihn zu entdecken suchen, aber fahren Sie in Ihrer Erzählung fort.“

„Die Sachen stehen nun so, gnädiger Herr: Böhmer behauptet, nicht bezahlt worden zu seyn, die Königin hat das Halsband gar nicht gesehen und der entrüstete Juwelier will ein öffentliches Gerede daraus machen. Er ist bei mir gewesen, um ihm eine Unterredung mit Ew. königlichen Hoheit auszuwirken.“

„Die werde ich ihm gewiß nicht gestatten. Gott soll mich bewahren, meinen Namen in diese Intrigue mit verwickelt zu sehen.“

„Das habe ich ihm auch schon gesagt, gnädiger Herr; ich habe es ihm sogar abgeschlagen, zu

Ihnen davon zu sprechen. Ich habe mich zuerst auf Ihre Würde berufen, welche Ihnen nicht erlaubte, an dieser Sache Antheil zu nehmen, und auf hundert andere Gründe."

„Daran haben Sie wohl gethan."

Hierauf fragte ich Montesquiou, was die Juweliere nun zu thun gedächten.

„Sie wollen sich an den Baron Breteuil wenden, antwortete er mir."

„Dann rathe ich dem Cardinal, seine Fassung zu behalten, denn der Baron hat einen alten Groll auf ihn, der bei dieser Gelegenheit ausbrechen könnte. Aber wo ist das Halsband?"

„Der Großalmosenier sagt, daß es sich in den Händen der Königin befinde, welche aber ihrerseits leugnet, dasselbe erhalten zu haben."

„Dann ist der Cardinal ein Betrüger, oder der Schmuck ist unterwegs gestohlen worden."

„Herr von Rohan versichert, einen Kammerdiener der Königin gesehen zu haben, der es abgeholt hat, und, um Ew. königlichen Hoheit Alles zu sagen, er behauptet sogar, nächtliche Unterredungen mit Ihro Majestät gehabt zu haben und zeigt mehrere Briefchen dieser Fürstin vor, die in den zärtlichsten Aus-

drücken abgefaßt sind. Die Juweliere haben sie in Händen gehabt."

Hier konnte ich einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken. Die Königin verabscheute den Großalmosenier, sie sprach nur mit Verachtung von ihm und sollte ihm geheime Unterredungen versprochen und gegeben haben! Ich verlor mich in diesen dunkelen Irrgarten; ich erblickte eine fürchterliche Intrigue dahinter, die mich zittern machte, weil ich fürchtete, daß sie auch der Würde der Krone Abbruch thun würde.

Der Cardinal Rohan hatte einen glühenden Ehrgeiz, er war ein Schwätzer, ein Lügner, ein Prahler, ein Verschwender, überhaupt ein vollkommener Rohan und seiner Abstammung werth.

Der Baron von Breteuil, sein erklärter Feind, hatte mehr Gewandtheit und Kenntnisse. Dieses Mehr war zwar nicht viel, aber doch genug, um ihm Achtung zu verdienen; er war hartnäckig, rachsüchtig und als Feind furchtbar.

Die Königin schenkte ihm ihr Vertrauen und der König hielt etwas auf ihn; später wurde er ihr einziger Rathgeber, der Schlußnagel des Widerstands, welchen man der Revolution entgegensetzen wollte. Das

hieß aber, einen Zwerg gegen einen Riesen schicken; der Baron wurde vor dem Kampfe niedergeworfen und die Einnahme der Bastille gab ihm den Todesstreich. Wenn sich Herr von Breteuil dem Feuer seines Characters hingab, so kannte er nichts, als die Leidenschaft, die ihn beherrschte. In dieser Angelegenheit ließ ihn sein Haß gegen den Cardinal Rohan nur den Triumph seiner Rache erblicken, und nur aus diesem Beweggrunde gab er dem König und der Königin den Rath, der Sache die unglückliche Wendung zu geben, welche sie nahm.

Die Gräfin de la Motte stammte von den Valois ab. Deßwegen aber schätzte sie ihre Würde und Person nicht höher, indem sie hierin ihrem Gemahl nachahmte, der nicht mehr als sie taugte. Uebrigens war sie hübsch, gewandt, aufgeweckt, hatte Geist, wußte immer Mittel zu finden und verstrickte den Großalmosenier so in ihre Netze, daß sie ihn einen großen Fehler begehen ließ, vielleicht ohne sein Wissen. Im Allgemeinen kann ich über die Einzelnheiten eines Complottes nichts hinzufügen, welches in der Finsterniß ausgebrütet wurde, und dessen völlige Aufklärung nicht gelungen ist. Das Parlament, welches der Sache nicht fremd blieb, wollte den Cardinal als einen Betroge-

nen hinstellen, um die Königin zu brandmarken und ihr den Anschein zu geben, daß sie einen verfolge, der sie nicht beleidigt habe; ich kann aber wenigstens bezeugen, daß Marie Antoinette, welche in dieser gehässigen Sache so unwürdig bloßgestellt wurde, durchaus tadellos war; aus Achtung gegen sie und mich will ich auch bei diesem Puncte nicht länger verweilen.

Dessenungeachtet intriguirten die Feinde der Königin gegen sie zu Gunsten eines Menschen, welchen man verachtete; sie scheueten sich nicht, eine Frau zu verläumden, die in jeder Beziehung achtungswerth war, um den zu unterstützen, welcher seinen Stand durch alle Laster entehrte. Schon bei der Erinnerung daran erwacht mein alter Unwille wieder. Das Unrecht, welches man Marien Antoinetten gethan hat, stellt sich mir noch, da so viele Jahre dazwischen liegen, mit seinem ganzen abscheulichen Gefolge dar. Auf gewisse Eindrücke hat die Zeit keinen Einfluß.

Ich unterhielt mich noch lange mit Montesquiou über diese wunderliche Sache. Ich sah alle Folgen derselben voraus, ohne ein Mittel dagegen finden zu können. Sollte ich zur Königin gehen? Mit ihr hatte ich mich denselben Morgen gezankt, so daß ich fürch-

ten mußte, dieser Schritt möchte übel aufgenommen werden; nachdem ich endlich Alles hin und her überlegt hatte, beschloß ich, mich ruhig zu verhalten und die Sache abzuwarten.

Einige Tage gingen hin. Die Juweliere erschienen vor Marie Antoinette. Der Abbé von Vermont, welcher gegenwärtig war, führte das Wort für die Königin; nachdem er sich alle Einzelnheiten der Sache hatte auseinander setzen lassen, verlangte er im Namen der Königin, da man behaupte, er existire eine Ratification des Vertrages mit der eigenhändigen Unterschrift der Königin, daß eine Abschrift hiervon zugestellt werden möge; dieses geschah. Die Fälschung lag auf der Hand, und man konnte bis jetzt nur den Cardinal derselben beschuldigen. Die Fürstin, ungeachtet ihres gerechten Zorns und ihres Verlangens, dieses Werk der Finsterniß aufzuhellen, war über den Weg zweifelhaft, welchen sie einzuschlagen habe; ein unglücklicher Gedanke gab es ihr und dem Cardinal Rohan ein, den Baron von Breteuil kommen zu lassen.

Dieser hatte kaum die Erzählung angehört, welche ihm der Abbé machte, als er den ganzen Vortheil begriff, den er daraus gegen einen Feind ziehen könnte,

gegen welchen er immer unversöhnlich war. Er reizte die Königin auf, den Cardinal nicht zu schonen; aber, setzte er hinzu, ehe wir handeln, ist es nothwendig, daß ich Maßregeln treffe, welche es dem Schuldigen unmöglich machen, sein Verbrechen zu leugnen.

Mich ergriff unterdessen eine lebhafte Unruhe. Ich varf mir meine Unthätigkeit vor. Auf der andern Seite zitterte ich vor der Verantwortlichkeit, die ich nir zuziehen würde, in dem Falle, daß die Sache schlecht bliefe und ich mich in dieselbe eingemischt hätte. Ich vollte den König benachrichtigen, die Königin beruhi-en und die Juweliere abfinden; während ich unent-chieden schwankte, gingen aber die Sachen ihren na-ürlichen Lauf. Der Großalmosenier ließ sich von der Gräfin de la Motte-Valois und von dem Betrüger Cagliostro leiten, und vermehrte die Proben seiner Leicht-läubigkeit, um nicht zu sagen, Betrügerei. Ich ver-hweige Alles, was schon so oft wiederholt worden, und will nur die noch unbekannten Scenen dieses erühmten Drama bekannt machen.

Wir waren im Monat August des Jahres 1785, nd näherten uns der Entwickelung. Meine Unruhe erdoppelte sich. Ich wußte, daß die Königin sich auf en Baron Breteuil verließ, um diese Intrigue auf-

zulösen, und ich erkannte schon die ganze Gefahr, welche eine solche Wahl hatte. In manchen Augenblicken wollte ich mich an ein Mitglied der Familie Rohan wenden, um den Cardinal von dem Verhalten in Kenntniß zu setzen, welches er beobachten müßte; wem sollte ich mich aber anvertrauen? Der Prinz von Soubise, welcher das Haupt des Hauses war, widmete die letzten Jahre seines Lebens dem Laster; der Prinz von Gemené folgte diesem guten Beispiele. Den Tag vor der Catastrophe dachte ich nicht daran, daß es sich den darauf folgenden Tag jeder zur Ehre rechnen würde, auf der Seite der Rohans zu stehen.

Den 15. August, gegen 7 Uhr Morgens, kam Clery, der erste Kammerdiener des Herzogs von Normandie, zu mir, um mir von Seiten des Königs zu sagen, daß Se. Majestät mich bäte, ihm in Person die Arbeit zu überbringen, welche sie mir vor acht Tagen gegeben hätte, um uns zusammen darüber zu besprechen. Da ich von keiner Arbeit wußte, so merkte ich, daß Ludwig XVI. mich zu sprechen wünschte, ohne die Neugierde zu erregen. Weil ich von meinen Leuten umringt war, so that ich, als ob ich in meinem Cabinet zu thun hätte; Clery er-

rieth meine Absicht, folgte mir bis zur Thür, und sagte mir eilig und leise:

„Nicht zum König, sondern zur Königin!"

Mein Erstaunen nahm zu; was konnte Marie Antoinette von mir wollen? in einer Stunde, die für sie beinah unschicklich war? Hätte ich die Lage der Königin etwas bedacht, so würde ich mit meinen Vermuthungen bald am Ende gewesen seyn, indem ich alsdann hätte rathen können, warum es sich handelte. Als ich die Wohnung der Königin betrat, fand ich eine Vertraute meiner Schwägerin auf der Lauer, die Madame Campan; eine listige Person, die nichts hingehen ließ, sich beständig unwissend stellte, obgleich die Königin ihr Alles sagte. Daher fürchtete sie Jeder und glaubte, sich mit ihr gut stellen zu müssen.

Ich selbst zollte ihr gelegentlich meine Aufmerksamkeiten; und da sie noch einige Reste von Schönheit bewahrte, so verstieg ich mich zuweilen bis zu Neckereien, da ich meiner um so eher gewiß war, als ich wußte, daß ich bei ihr nicht sonderlich in Gnaden stand.

Madame Campan erblickend, fragte ich sie, ob sie beauftragt wäre, mich einzuführen; als sie es bejahte, folgte ich ihr durch mehrere dunkle Gänge und ver-

steckte Treppen, welche uns endlich in das Gemach der Königin führten. Die Königin war noch nicht aufgestanden; ihr Gesicht glühte, ihre Augen waren roth, und ich glaubte, einige Spuren von Thränen auf ihren Wangen zu bemerken. Sie empfing mich dessen ungeachtet mit einem Lächeln des Wohlwollens, welches ich um so höher schätzte, als ich es nicht gewohnt war. Nach den gewöhnlichen Complimenten ließ mich die Königin neben ihr Bett setzen, und sagte mir mit dem sanftesten Ausdrucke:

„Was uns auch für Interessen trennen mögen, und ich schwöre es Ihnen zu meinem großen Bedauern, so weiß ich, daß die Ehre der *Familie* Ihnen heilig ist, und daß Sie nie anstehen werden, ihre Vertheidigung zu übernehmen; so hören Sie denn, daß in diesem Augenblick diese Ehre auf das Gröbste bloßgestellt ist, und daß wir ohne Zögern daran arbeiten müssen, dieselbe in ihrem ganzen Glanze wieder herzustellen. Ein Ereigniß von solcher Wichtigkeit hat mich zu dem Wunsche veranlaßt, Sie zu sprechen."

Dieser Anfang bestürzte mich. Ich merkte augenblicklich, auf welches Glatteis man mich führen wollte. Ich antwortete meiner Schwägerin kurz, daß ich den Spaltungen fremd sei, welche übelgesinnte

Menschen zwischen uns zu stiften suchten; mein einziger Wunsch sei, ihr zu dienen, und ich wünsche, einen gelegenern Augenblick zu wählen, um den wichtigen Gegenstand, den sie mir gefälligst mittheilen wolle, gründlich zu behandeln; übrigens sei ich zu jeder Zeit zu ihrem Befehl, und ich danke ihr dafür, daß sie mich in dieser Angelegenheit für den gehalten habe, der ich wirklich sei.

Diese einfache und freimüthige Weise, mich auszudrücken, schien die Königin zu rühren. Sie reichte mir die Hand mit der Anmuth, welche ihr natürlich war. Ich küßte sie respectvoll, und erwartete stillschweigend die vertrauliche Mittheilung, welche sie mir machen wollte.

Marie Antoinette schien sich mit Ueberwindung dazu zu entschließen; ihre Züge verzogen sich. Sie wurde abwechselnd blaß und roth; nachher entschloß sie sich endlich, zu reden. Ich hörte ihr mit einer Ruhe zu, welche sie in Erstaunen und Unruhe versetzte; ihre Augen sagten mir dieses; als sie ihre Erzählung geendigt hatte, erklärte ich ihr die Ursache meiner Kaltblütigkeit.

„Sie sind ohne Zweifel erstaunt, Madame, sagte ich ihr, daß ich kein Zeichen des Unwillens von mir

gebe; aber ich habe Zeit gehabt, den, welchen ich fühle, zu beherrschen, denn Sie haben mir nichts gesagt, wovon ich nicht vollkommen zuvor unterrichtet gewesen wäre."

„Was! Sie wußten Alles, und haben mir Nichts davon gesagt?"

„Ich fürchtete, rücksichtslos zu werden."

„Da haben Sie mich schlecht beurtheilt; ich bin immer erkenntlich für das Interesse, welches man mir erzeigt, und es würde mir sehr lieb gewesen seyn, Ihre Meinung schon früher vernommen zu haben. Aber von wem haben Sie das Geheimniß? Ich glaubte, nur zuverlässige Freunde zu haben, und ich —" hier brach sie ab.

„Keiner Ihrer Freunde, Madame, hat das erhabene Zutrauen Ew. Majestät verrathen. Mir ist die Sache anvertraut worden durch Jemand, der dabei interessirt ist."

Ich machte hierauf die Königin mit dem bekannt, was ich oben gesagt habe.

„Es freut mich, erwiderte die Königin hierauf, daß ich Niemanden des Ausplauderns anzuklagen habe; da nun dieser Argwohn beseitigt ist, so geben Sie mir an, was Sie von dieser unglücklichen Ge-

schichte denken, und wie ich mich dabei zu verhalten habe."

„Das weiß ich nicht, Madame; übrigens kann meine Meinung von der Ihrigen abweichen, und da Ihr Entschluß bereits gefaßt ist —"

„Das macht Nichts aus, mein Bruder; sprechen Sie ohne Furcht, und vor Allem mit Freimüthigkeit; vergessen Sie in diesem Augenblick die Königin, und sehen Sie die Königin wie eine Schwester an."

Ich wußte zum Voraus, daß mein Rath nur so weit befolgt werden würde, als er mit dem der Umgebung der Königin übereinstimmte; denn diese hatte ihre Batterieen schon so gerichtet, daß Nichts mehr daran geändert werden konnte. Ich hatte aber nur meine Pflicht im Auge, und nahm keinen Anstand, mit der Freimüthigkeit zu sprechen, welche von mir so freimüthig verlangt worden war.

„Weil Sie es denn verlangen, Madame, so will ich offen zu Ihnen sprechen, und ich bitte Sie, meine Sprache nur für die eines Bruders zu halten, der Ihre Angelegenheit zu der seinigen macht. Ich will Ihnen nicht verbergen, daß dieses gehässige Complott mit einem Dunkel umgeben ist, welches mich erschreckt; nicht, daß ich nicht wüßte, daß Sie über allem Ver-

dachte stehen; aber es ist immer gefährlich für Personen unsers Ranges, sich in Händel verwickelt zu finden, wo ihr Name niemals vorkommen dürfte; denn dann zeigt sich die öffentliche Meinung, welche ihre Launen und ihre Tyrannei hat, in ihrer ganzen Strenge. Mein Rath ist also, dieser Sache keine Folgen zu geben, sondern vielmehr sich zu bemühen, dieselbe zu unterdrücken. Den Cardinal kommen lassen, ihn überführen, daß, wenn er nicht schuldig ist, man zum wenigsten seine Leichtgläubigkeit mißbraucht hat; ihm Ihren Unwillen dadurch bezeigen, daß Sie ihm versprechen, die zur Bezahlung des Halsbandes nöthige Summe aus dem königlichen Schatze zu *leihen*, was ihm alsdann an seiner Besoldung von der Abtei St. Wast abgezogen werden soll; verlangen, daß er seine Entlassung als Großalmosenier eingiebt, ehe er von Ihnen geht, und endlich ihm das Versprechen abnehmen, sich nach Straßburg zurückzuziehen, wenn er nicht das ganze Gewicht Ihres gerechten Zorns auf sich laden will. Vor Allem ist es nothwendig, daß das Ganze ein tiefes Geheimniß bleibe; man muß sich hierauf der Gräfin de la Motte-Valois versichern, welche allem Anscheine nach das Halsband erpreßt hat; sie muß wenigstens angeben, was sie da-

bei gethan hat; und das Publicum wird auf diese Art nur eine unvollkommene Kenntniß von der Intrigue bekommen, und die Majestät des Throns wird nicht bloßgestellt seyn.“

„Daran denken Sie, mein Bruder! antwortete die Königin mit einem Tone, welcher mir zeigte, daß mein Rath nicht nach ihrem Geschmacke war; soll ich die Beleidigung des Cardinals ungestraft hingehen lassen, und durch dieses Uebermaß von Gnade der Verleumdung neue Waffen gegen mich in die Hände geben? Sie verfolgt mich zu hartnäckig, als daß ich nicht zeigen müßte, ob ich es bin, die ausweicht; denn es giebt kein Geheimniß, welches diese Schändlichen nicht zu entdecken wüßten, wenn es ihrer Rache dienen kann.“

„Ich bedauere, Ew. Majestät zu mißfallen; aber sollte ich sogar, Madame, mich Ihrem Zorn aussetzen, ich wiederhole, daß es Fälle giebt, wo man mit Schweigen mehr gewinnt, als mit Sprechen.“

„Niemals! antwortete Marie Antoinette mit Heftigkeit; die Königin von Frankreich muß rein heraustreten aus dieser infamen Anklage, mit der man ihren Namen zu brandmarken sucht. Sie darf sich nicht scheuen, ihr Betragen öffentlich bekannt zu ma-

chen und ihre Unschuld der Gerechtigkeit eines Richters anzuvertrauen; ja, mein Bruder, der Schuldige muß vor dem Parlament erscheinen; dieses muß in dieser Sache urtheilen, und ganz Frankreich wird der ungerecht Angeklagten Gerechtigkeit wiederfahren lassen."

„Fürchten Sie nicht, meine Schwester, das Cardinalscollegium werde sich widersetzen, daß eines seiner Mitglieder dem Spruche der Parlamente unterworfen werde? Das Collegium der Bischöfe wird sich wahrscheinlich auch zu seinen Gunsten erklären, und das sind ernsthafte Hindernisse. Sie wissen, was die Intrigue vermag; die Rohans sind mächtig; die Magistratur wird diese Gelegenheit ergreifen, ihren *Einfluß* zu vermehren; und wenn sie den Cardinal losspricht..."

„Ihn lossprechen! ihn lossprechen, rief die Königin, das ist unmöglich! sie kann den Unschuldigen nicht dem Schuldigen opfern, selbst wenn sie die Wohlthaten vergäße, welche sie von Marie Antoinette empfangen hat."

„Ich wünsche es, Madame; ehe Sie aber handeln, rathe ich, Leute um Rath zu fragen, deren Weisheit und Erfahrung Sie in dieser schwierigen Angelegenheit leiten kann."

„Das ist auch meine Absicht; noch diesen Mor-

gen müssen sich die Minister beim Könige versammeln; ich werde denselben die Sache vorlegen, und es auf ihre Entscheidung ankommen lassen. Ich wünschte, mein Bruder, daß Sie diesem Conseil beiwohnten; aber ich fürchte, Ihr Rath wird von dem der Minister sehr abweichen."

„Wenn Sie jedoch, Madame, meine Gegenwart in dieser Versammlung für nothwendig halten, so haben Sie über meine Person zu befehlen."

„Ich danke Ihnen für Ihre guten Absichten, sagte die Königin verlegen; aber eigentlich, glaube ich, ist es unnöthig; diese Herren würden es alsdann nicht wagen, sich nach Ihnen auszusprechen, und es ist mehr in meinem Interesse, ihnen ihre ganze Freiheit zu lassen."

So endete sich diese lange Unterredung, welche mich der Königin nur wenig näher brachte. Doch ließ sie später dem Rath, den ich ihr gegeben hatte, Gerechtigkeit widerfahren.

Als ich von der Königin heraustrat, meldete man mir Herrn von Vergennes, welcher mir über eine Person, die ich ihm empfohlen hatte, eine Antwort bringen wollte. Ich konnte nicht umhin, ihm einige Worte über die in Frage stehende Angelegen-

heit zu sagen; er schien von der ganzen Sache Nichts zu wissen, und ich hielt ihn für aufrichtig, denn ich hegte alles Zutrauen zu ihm, welches seine Tugenden verdienten. Als ich meine Erzählung beendigt hatte, bemerkte ich mit Vergnügen, daß seine Meinung mit der meinigen übereinkam, und ich bat ihn, diese Meinung nach Kräften in dem Conseil zu unterstützen, an dem er Theil nehmen mußte. Er versprach es, und von ihm erfuhr ich Alles, was sich daselbst begab, und was ich jetzt hier erzählen will.

Das von der Königin zusammengerufene Conseil bestand aus dem König und der Königin, als klagender Partei; aus Herrn von Miromesnil, dem Siegelbewahrer, der des Morgens Staatsmann und des Abends Schauspieler war, sich für Schwarz oder Weiß entschied, wie seine Interessen es verlangten, und bei der Königin in Gnaden zu kommen wünschte, um Kanzler zu werden; aus Herrn von Vergennes, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und dem Baron von Breteuil, Minister des königlichen Hauses. Dieser erstattete über die ganze Geschichte Bericht. Er klagte den Großalmosenier heftig an; dann legte er dem König und seinen Collegen die Rechnung der Juweliere vor, das angeblich von der Kö-

nigin unterzeichnete Document, und eine Erklärung des Banquiers St. James, daß ihm dieses als Original gezeigt worden sei.

Hierauf nahm die Königin das Wort; sie sprach mit ebenso viel Energie, als Gefühl, leugnete, Auftrag zum Ankauf des Halsbandes gegeben zu haben, und verlangte, daß der Schuldige eine dem Verbrechen entsprechende Strafe erhalte; sie fügte hinzu, daß man ihr, als Mutter und Königin von Frankreich, eine glänzende Genugthuung für die empfangene Beleidigung schuldig sei, daß sie eine solche vom König verlange, und wenn sie ihr versagt würde, sie sich an das Parlament und an alle höchsten Gerichtshöfe des Königreichs wenden wolle.

Die rührende Beredsamkeit von Marie Antoinette riß nicht allein den Siegelbewahrer hin, sondern auch den Herrn von Vergennes, welcher meinen Vorschlag ohne Wärme und selbst ohne innere Ueberzeugung aussprach, so stark hatten die Gründe seiner Königin auf ihn eingewirkt. Die Minister, welche ihre Meinung nun aussprechen sollten, erklärten sich einstimmig für die Einziehung des Cardinal Rohan, der de la Motte und Aller, welche an diesem Betruge Theil hätten.

Der Baron von Breteuil, der entzückt über den Auftrag war, über seinen Feind herzufallen, sagte, daß der Großalmosenier in einem benachbarten Zimmer den König zur Messe erwarte, und daß man auf der Stelle Befehl geben könne, den Cardinal zu verhaften.

Herr von Vergennes antwortete, daß es schicklich seyn würde, ehe man zur Strenge schreite, den Cardinal von der Anklage zu benachrichtigen, und abzuwarten, ob er eine genügende Erklärung zu geben im Stande sei.

„Welche Erklärung kann er geben? rief die Königin. Die Sache liegt auf der Hand. Es ist ein Betrug da, und das Halsband ist gestohlen."

Der König neigte sich immer zu Maßregeln der Milde; der Vorschlag des Herrn von Vergennes schien ihm weise, und er sagte dieses dem Conseil. Der Siegelbewahrer trat auf die Seite des Königs, fügte jedoch hinzu, die Erklärung dürfe nicht verzögert werden, und könne augenblicklich erfolgen, da der Cardinal ganz in der Nähe sei.

Marie Antoinette wandte sich an Herrn von Breteuil, und befahl ihm, den Großalmosenier zu rufen.

Es war Mariä Himmelfahrtstag. Mehrere Bi-

schöfe, mehrere Almosenière und eine zahlreiche Menge großer Herren und Neugieriger erfüllte das oeil-de-boeuf, wo der Cardinal Rohan im priesterlichen Schmucke sich brüstete. Er erwartete den Blitzschlag nicht, der ihn treffen sollte. Als er beim König eintrat, fing er an, für seine Person zu fürchten, indem er die Gesellschaft überblickte. Seine Ungewißheit sollte aber nicht lange dauern. Ludwig XVI. nahm die Papiere der Juweliere und des Banquiers, sowie auch den Kaufcontract, hielt sie ihm vor, und sagte:

„Herr Cardinal, man bringt sonderbare Anklagen gegen Sie vor; hier sind die Beweise, lesen Sie und antworten Sie auf der Stelle."

Der Cardinal Rohan brauchte nur einen Blick auf die Papiere zu werfen, um seine Lage zu begreifen. Eine Wolke trat vor seine Augen, seine Ideen verdunkelten sich, er wich aus, und wagte zu sagen, daß er das Halsband auf Befehl der Königin gekauft habe.

„Auf meinen Befehl! rief die Königin, ohne ihren Unwillen beherrschen zu können. Geht Ihre Kühnheit so weit, diese Verleumdung vor Ihrer Königin zu behaupten; wagen Sie es, ins Angesicht die Unwahrheiten zu wiederholen, mit welchen Sie

mich hinter meinem Rücken angeschwärzt haben? Reden Sie. Habe ich irgend Gemeinschaft mit Ihnen gehabt? Habe ich Ihnen einen einzigen Befehl in Beziehung auf diese unglückliche Geschichte gegeben?"

„Ich habe nur nach Ihren Befehlen gehandelt, Madame", antwortete der Cardinal.

„Sie vergessen, mein Herr, erwiderte Marie Antoinette mit Würde, während sie am ganzen Leibe vor Zorn zitterte, Sie vergessen, daß die Königin von Frankreich Sie bei weitem nicht genug achtete, um Ihnen einen besondern Auftrag anzuvertrauen, obgleich dieser sich vielleicht besser für Sie geschickt hätte, als jeder andere. Ich werde mich nicht weiter erniedrigen, eine Sprache anzuhören, die meiner Ohren unwürdig ist, und es wird nur noch von Ihnen verlangt, den Beweis von dem zu führen, was Sie vorbringen."

„Den habe ich in Händen, Madame, in einem Briefe, der von Ihnen geschrieben und unterzeichnet ist, in dem Sie mir Auftrag geben, das Halsband in Ihrem Namen zu kaufen."

Man forderte den Cardinal auf, den Brief zu zeigen. Er behauptete, ihn in seiner Brieftasche zu haben, und ich erinnere mich nicht genau, ob er ihn

wirklich vorzeigte. Gewiß ist, daß die Königin in ihren Antworten ungemein heftig wurde. Seine Verlegenheit nahm mehr und mehr zu, seine Worte verloren den Zusammenhang. Der König erbarmte sich endlich seiner, hieß ihn in ein Nebenzimmer gehen, um sich etwas zu erholen, und das, was er zu seiner Rechtfertigung vorzubringen vermöchte, aufzuschreiben. Der Cardinal benutzte dieses; ohne zu wissen, was er machte, schrieb er einige Sätze ohne Zusammenhang auf, kam dann zum König zurück, und übergab ihm ein Papier, welches, wie er sagte, seine Aussage enthielte; denn er betrachtete sich bis jetzt nur als Zeugen in dieser Sache.

Während seiner Abwesenheit hatte man sich berathen, was man mit ihm machen solle, und es war einstimmig entschieden worden, ihn auf der Stelle zu verhaften.

Der übel angebrachte Hochmuth des Fürsten Rohan trug dazu bei, seine Sache vollends zu verderben. Er wollte zu verstehen geben, daß die Königin ihn im Geheimen besser, als öffentlich, behandele; Marie Antoinette, über diese Unverschämtheit entrüstet, beobachtete kein Maß mehr, und verlangte Rache von dem König für eine solche Beschimpfung. Lud-

wig XVI. hielt nun auch seinen Grimm nur mit Mühe im Zaume, und sagte mit donnernder Stimme zum Cardinal:

„Treten Sie ab, mein Herr!“

Der Fürst gehorchte, und entfernte sich wankend wie ein Betrunkener. Der König ließ den Herzog von Villeroi, dienstthuenden Capitän bei den Garden rufen, und eröffnete ihm, daß, da er keine Zeit habe, einen Verhaftsbefehl ausfertigen zu lassen, er in seiner Gegenwart dem Baron Breteuil, dem Minister seines Hauses, den Befehl gebe, zur Verhaftung des Großalmoseniers zu schreiten, und daß er sich zu ihm versehe, er werde dem aus seinem höchsten Willen hervorgegangenen Befehle die Hülfe seiner Garden leihen.

Der Herzog, obgleich über einen solchen Befehl erstaunt, fühlte wohl, daß er sich danach zu richten habe. Er folgte also dem Herzog von Breteuil, um durch seine Gegenwart den Act zu genehmigen, der Statt finden sollte. Der Cardinal ging gerade auf der grossen Gallerie auf und ab, seinen Gedanken überlassen; er hätte sich weit weg gewünscht, aber seine Pflicht gebot ihm, zu bleiben. Sein Gesicht drückte eine ziemliche Unruhe aus, so daß ihn der Erzbischof von Toulouse fragte, ob er krank wäre.

„Nein, antwortete der Großalmosenier, ich bin nur ungeduldig, den König zu sprechen, denn eine wichtige Angelegenheit ruft mich nach Paris, so wie ich loskommen kann.“

Eine Minute nachher kamen aus dem Zimmer des Königs der Capitän der Garden und der Baron von Breteuil. Dieser letzte wandte sich an Herrn von Jouffroy, Unterlieutenant der Leibgarde, und befahl ihm im Namen des Königs, den Cardinal Rohan zu verhaften. Diese Worte, welche von der ganzen Versammlung gehört wurden, bewirkten einen Theaterstreich, wo Schreck und Neugierde die erste Rolle spielen.

Der Cardinal, muß ich gestehen, bewährte in diesem Augenblicke seine ganze Kaltblütigkeit. Indem er dem Officier folgte, bückte er sich, als ob er sein Knieband in Ordnung bringen wollte, und schrieb in seiner rothen Mütze einige Worte mit dem Bleistift an den Abbé Georgel, seinen Großvicar; dann riß er geschwind das Blättchen aus der Schreibtafel, deren er sich bedient hatte, und setzte seinen Weg fort. Als er nach seinem Zimmer ging, steckte er das Billet einem seiner Bedienten zu, welche, wie gewöhnlich, in doppelter Reihe auf seinem Wege aufgestellt wa-

ren. Der Bediente war ein schlauer Bursche, welcher aus der Bewegung seines Herrn und aus der Wache, mit der er umgeben war, begriff, daß kein Augenblick zu verlieren sei. Er lief in den Stall, sattelte schnell ein Pferd, und ritt in gestrecktem Galopp nach Paris. Er traf den Abbé Georgel im Cardinalspalast. Der Abbé, nachdem er das Billet des Großalmoseniers gelesen, verbrannte oder versteckte eine gewisse rothe Brieftasche, welche alle der Königin untergeschobenen Briefe enthielt; diese Beweisstücke wurden also im Proceß nicht mit aufgeführt. Kurze Zeit nach der Absendung dieses Couriers brachte Herr von Agoult, Major der Garden, ihn nach Paris, mit dem besonderen Befehl, seine Person zu bewachen. Die Herren von Breteuil und von Crosnes begaben sich um 4 Uhr zum Fürsten, versiegelten seine Papiere, und um Mitternacht wurde der Cardinal in die Bastille gebracht.

Der Abbé Georgel, ein Exjesuit, war zur Intrigue geschaffen. Kühn und zugleich klug, dem Fürsten Rohan sehr ergeben, besaß er alle Eigenschaften, um das verwickeltste Complott zu entwickeln oder zu leiten. Uebrigens war er ein ungeschickter Politiker, treulos, falsch, verschlagen und verleugnete seinen infa-

men Character bei dieser Sache nicht, indem er die unglückliche Königin mit einer Schändlichkeit verleumdete, die seiner würdig war.

Nach beendigter Audienz schrieb der König an den Fürsten von Soubise, um ihn von dem in Kenntniß zu setzen, was er gegen ein Mitglied seiner Familie zu thun genöthigt gewesen sei. Von diesem Briefe, welcher die ungemeine Güte des Königs beweist, habe ich mir eine Abschrift aufbewahrt; hier ist sie:

Mein Cousin!

„Soeben habe ich zu meinem großen Bedauern die Verhaftung des Cardinal Rohan befohlen wegen einer Sache, welche ihn allein betrifft, und meiner Person und dem Staate fremd ist. Ihr Neffe ist unter dem Gewicht einer schweren Anklage, welche so lange auf ihm lasten wird, als er nicht auf eine genügende Weise gerechtfertigt wird. Ich schreibe an Sie, um Ihnen dieses traurige Ereigniß mitzutheilen und den Verdruß zu bezeugen, den ich dabei empfinde. Seien Sie versichert, daß ich meine Macht nur anwenden werde, um schnelle Gerechtigkeit dem widerfahren zu lassen, auf dessen Seite sich das Recht befindet, u. s. w."

Die Rohans wußten Ludwig XVI. für diese zarte Aufmerksamkeit keinen Dank.

4.

Die Französischen Deputirten auf der Tribüne.

(Beschluß.)

Persil. Habt ihr vor einem Jahre unter dem düstern Corridor des Palastes einen Mann gesehen, der ein langes schwarzes, bis an die Kniee aufgeschlagenes Gewand trug, mit einer viereckigen, verbrauchten, von Motten zerfressenen, schmutzigen Mütze, die ihre zwanzig Dienstjahre zählen mochte, der, wie er ging und kam, die Nase hochaufgerichtet in die Luft hinaus hielt, beweglich, hüpfend, eilig, hier und dort hin rennend, den Kopf von Geschäften voll, und an allen Orten? Dieser Mann war ein Advocat; und ich wollte wetten, dieser Advocat war Herr Persil.

Herr Persil war ein beständiger Gast des Palastes; er hatte ein sehr confortables Amt; denn derselbe ist ein überaus geschickter Mann, wenn er von Servituten, Schenkungen unter Lebendigen und vom Ehecontracte spricht. Selbst ein dickes Buch über die Hypotheken hat er geschrieben, das von Kennern geschätzt wird, und ich empfehle es einem Jeden zum Studium;

man kauft es bei Reve, Palais de justice, zwei Theile in 8. Preis 13 Franken. Heutzutage ist Herr Persil Generalprocurator! . . . .

Herr von Schonen ist in der Kammer wie zu Hause. Bald ist er hier, bald ist er da, bald oben, bald unten, bald rechts, bald links. Bald läuft er in den Gängen herum, bald in dem Saal der Conferenzen, bald in der Bibliothek. Alle Welt hat er zum Freunde und er redet mit Jedermann. So ist zwischen ihm und den Aufsehern ein sehr vertrautes Verhältniß; man sieht ihn nur mit der Hand in der Tasche; denn Herr von Schonen, ich wiederhole es, ist wie zu Hause.

Wie man mir gesagt hat, so ist Herr von Schonen der Schwiegersohn des Herrn von Corcelles. Auch fehlt er nicht bei Hofe; er rühmt sich sogar eines sehr freundlichen Empfanges daselbst und der Begrüßungen einer erhabenen Person, und thut sich viel auf seinen Baronstitel zu gut. Wenn man will, so ist das eine Schwäche. Aber auch Napoleon zog seine Genealogie ans Licht, und unterstützte mit einem Haufen Pergament den Adel seines Geschlechts; und doch war Napoleon ein großer Mann.

Herr von Schonen ist auch groß, ... groß nach Proportion; er hat einen vortrefflichen, tiefen Tenor. Noch mehr, er sitzt vortrefflich zu Pferde, und entledigt sich als Oberster einer Legion der Pflichten seines

Amtes mit Eifer, Liebe und selbst mit Galanterie, wie eine Chronik hinzufügt.

Herr Casimir Perier ist sehr groß von Körper; seine Züge sind regelmäßig, sein Auge stolz; sein Haar fängt an, grau zu werden, und auf seinem Antlitz sieht man, wie leicht er in Zorn geräth. Uebrigens zeigt schon sein Gang an, daß er sehr kränklich ist, wogegen aber dennoch in der Regel seine Mienen Härte und Strenge verkünden. Sein Ton ist kurz, verweisend, schneidend und befehlend. Man könnte sagen, wenn man anhört, mit welcher Härte er die Meinungen, die ihm entgegen sind, zurückstößt, daß es gar nicht erlaubt ist, gegen ihn Recht zu haben; und wenn man seine Ungeschicklichkeit in Zorn sieht, wird es fast unbegreiflich, wie man ihn so hoch halten, ihm so vieles nachgeben kann.

General Lamarque erinnert oft an General Foy. Wie diesem kommen ihm Worte in den Mund, die Eindruck machen und Anklang finden, welche die Gemüther ergreifen und fesseln. Man sieht indeß das Soldatenhandwerk zu oft durchblicken; man erfährt, daß seine Studien vielfach auf geographische Positionen gerichtet waren, daß er oft Bülletins und Tagsbefehle erlassen hat; seine Phrasen sind zuweilen sehr nachdrücklich.

Es ist nicht meine Meinung, daß Herr Lamarque in den Ausführungen geschickt sei; aber man muß doch anerkennen, daß er sehr gut im Allgemeinen ein schlechtes System zu beurtheilen weiß; und wenn er auch nicht immer das, was besser wäre, einsieht und angiebt, so be-

zeichnet er doch das Uebel mit Wahrheit und oft mit Energie. Daß General Lamarque Ehrgeiz hat, kann seyn; aber es giebt einen Ehrgeiz, der durch das Ziel, auf das er gerichtet ist, sich rechtfertigt; und der seine ist ein solcher, ich hoffe es wenigstens.

Herr Etienne hat ein angenehmes, volles, freundliches, hochrothes Gesicht; in seiner Miene liegt Zufriedenheit und Glück. Ohne Zweifel thut er vier sehr gute Mahlzeiten, ist ein guter Bürgersmann und außerdem noch ein Mann von Geist und Laune.

Seine Phrasen beobachten die Wohlanständigkeit, sind gut geordnet, mit Sorgfalt ausgearbeitet, gefeilt, gedrechselt und mit Blumen geziert. Labruyere würde gesagt haben, er rede zierlich (proprement) und langweilig. Herrn Etienne indeß gehört die Palme, wenn es sich darum handelt, eine Adresse aufzusetzen.

Ihm fehlen nicht die Leichtigkeit und die Anlagen, um oft die Tribüne zu besteigen, aber er thut es nicht; und wenn man ihn so mäßig in seinen Reden, so sparsam in der Entwickelung seiner Mittel zu Werke gehen sieht, so sollte man versucht seyn, zu glauben, daß er nur, um seinen Committenten genug zu thun, sein Stillschweigen bricht, indem er alsdann eine fast ganz academische Rede hält, etwa wie man einen auferlegten Befehl ausrichtet, oder wie der Schüler sein Strafpensum behandelt. Ist dieß geschehen, so verfällt er in sein voriges Schweigen, und verharrt eine gute Zeit darin.

Herr Etienne hat Opern, Comödien, Vaudevilles, Brochüren, Pamphlets, biographische, necrologische, politische, critische Artikel geliefert, ja man kann sagen, Herr Etienne hat Alles.

Herr von Corcelles unterbricht den Redner auf der Tribüne sehr häufig; und obgleich er sie selbst niemals besteigt, so weiß man seine Gedanken doch besser, als von manchem Andern, der in einer Sitzung drei Manuscripte, jedes zu funfzehn Seiten, abliest.

Der Gedanke des Herrn von Corcelles bricht in heftigen Unterbrechungen, in unzusammenhängenden, unvollendeten und zerrissenen Phrasen hervor, die aber sehr ausdrucksvoll, oft sogar schneidend und beißend herauskommen. Er ist hierin noch unmäßiger, als Herr Demarcay.

Herr Guizot ist klein. Seine Miene ist nachdenklich, ernst und selbst sorgenvoll, oft etwas düster. Sie verkündet den Mann, der sich vielfach und oft im abstracten Denken bewegt.

Odillon Barrot. Eine hohe breite Stirn, eine kleine Platte, charactervoller Ausdruck in der Haltung seines Körpers, eine würdevolle, etwas stolze Miene sind es, was gleich auf den ersten Blick bei Herrn Odillon Barrot jedem auffällt. Wenn man ihn aber in der Nähe betrachtet als umsichtiger Beobachter, als sorgfältiger Schüler Lavaters, bemerkt man in seiner ganzen Art, sich darzustellen, und vor Allen in seinen halbgeöffne-

ten Augen etwas, was nicht ganz auf eine reine, ungeheuchelte Feimüthigkeit schließen läßt; auf jeden Fall sind seine Manieren sehr vorsichtig und zurückhaltend; ja, es liegt über ihm etwas Geheimnißvolles. Kurz, wenn man ihn sieht, so drängt sich unwillkürlich die Idee auf, daß er nicht Alles sagt, was er wohl sagen möchte, was er auf dem Herzen hat.

Hieraus habe ich geschlossen:

Herr Odillon Barrot hat gewiß weite und erhabene Gesichtspuncte, fruchtbare Ideen und eine unerschöpfliche Hülfsquelle von innerem Reichthum; oder um es besser auszudrücken: Herr Odillon Barrot ist aus der Mitte des Volkes hervorgegangen, er kennt es durch und durch; er weiß dessen Bedürfnisse, Wünsche, Kraft, wie auswendig, weiß den Flug der Geister zu ermessen, und sieht ein, daß man mit fortgehen muß, wenn Alles fortschreitet. Und er schreitet gewiß fort.

Aber die Partei, deren Organ er ist, hat nicht die Oberhand in der Versammlung, in welcher er sitzt.

Um sich eine Partei zu bilden, legt er nicht jeden Tag seine Gedanken ausführlich dar, spricht sie nicht immer klar aus, sondern er verhüllt sie halb, und sucht ihnen das Auffallende zu nehmen.

Er nimmt einen zutraulichen, oft sogar sanften Ton an; stets ist er gefällig und anziehend, und zwar auf eine Weise, daß er die, welche schon seine Ansichten theilen, noch mehr fesselt, und die, welche ihm noch nicht anhängen, allmälig zu denselben hinleitet.

Kurz er ist ein Mann fürs Parlament.

Herr Odillon redet nicht nur mit Klarheit, Reinheit, Umsicht und Geschicklichkeit, man kann von ihm sagen, daß er beredt und überall zu Hause sei; nicht die Phantasie nur, sondern, was mehr sagen will, die Vernunft reißt er mit sich fort.

Herr Delaborde hat eben kein imposantes und einnehmendes Aeußere, wie es einem Questeur und einem maître de cérémonie wohl ziemte, sondern seine Stimme ist tief und beinah gebrochen, seine Gestalt ist ein wenig verkrüppelt, der Bau seines Körpers ist winzig, schwach und hinfällig, er ist ohne Frage der kleinste in der Versammlung. Dafür aber hat ihn die Natur mit jenem bon ton, mit angenehmen und feinen Sitten ausgestattet.

Die Reden des Herrn Delaborde athmen einen guten vaterländischen Geist, den ich nicht für erkünstelt halte; überdieß sind sie leicht und fließend; oft elegant, voll Phantasie, wie die eines Mannes, der die schönen Künste liebt; und Herr Delaborde liebt sie, da er große Opfer für sie gebracht hat.

Ende des 77. Bandes.




CoLib
COVER BOOK SY

